


DOMI NUS ILLU
MINA TIO MEA
Taylor Institution.
1869

11-12



Berthold Auerbach's

gesammelte Schriften.

Erste, neu durchgesehene Gesammtausgabe.

Elfter Band.

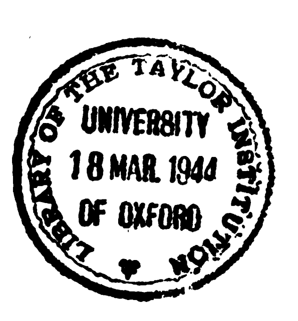
Stuttgart und Augsburg.
J. G. Cotta'scher Verlag.
1858.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
in Stuttgart und Augsburg.

Spinoza.

Ein Denkerleben.

Zweiter Band.



Inhalt.

12. Cartesianer.

Spinoza und Oldenburg standen lächelnd vor Meyer, der in einem länglichen Glase voll Wassers eine fratzenhafte gläserne Teufelsgestalt auf und niederschweben, sich drehen und verbeugen ließ, indem er auf den elastischen Stöpsel drückte und dabei allerlei Beschwörungsformeln der Magie deklamirte; bald ging er aber von dem Spiel zu der Bemerkung über:

„Ist die ganze Philosophie eigentlich mehr als der eingefangene hohle Begriff, das gläserne Teufelchen im Glase?“ Niemand antwortete darauf und er fuhr zu Spinoza allein gewendet fort: „Wie gefällt Dir das Cartesianische Teufelchen? Vor zweitausend Jahren hätte der Schöpfer eines solchen Wunders ein Religionsstifter werden können, und im verborgensten Winkel der Erde würden ihm noch heute Loblieder gesungen und würde seine Hülfe angerufen.“

„Das ist sehr zu bezweifeln,“ war die Antwort; „ohne eine neue weltbewegende Idee hat kein sogenannter Wundermann sich im Andenken erhalten; das Cartesianische Teufelchen ist winzig gegen die Wunder, welche jüdische Kabbalisten verrichtet haben sollen.“

„Erzähle doch," bat Meyer, und Oldenburg machte ein saures Gesicht als Spinoza begann.

„In meines Vaters Hause ist eine alte Magd, Namens Chaje — sie ist aus Deutschland und voll von Märchen- und Wunderglauben der deutschen Juden — sie hat mir einst erklärt, warum man zu Prag das Lied am Freitag Abend, worin Israel eine mystische Ehe mit dem Sabbath schließt, zweimal singt. Es lebte vor Zeiten in Prag ein großer Kabbalist, der hohe Rabbi Löw genannt; dieser formte aus Lehm eine menschliche Gestalt, hinten am kleinen Gehirn ließ er eine Oeffnung, in welche er ein Pergament legte, darauf der unaussprechliche Name Gottes geschrieben war. Sogleich erhob sich der Kloß und ward ein Mensch; er verrichtete seinem Schöpfer alle Dienste eines Knechtes, er holte Wasser, spaltete Holz und dergleichen mehr; man kannte ihn in der ganzen Judengasse unter dem Namen: der Golem des hohen Rabbi Löw. Jedesmal am Freitag Abend nahm ihm sein Herr das Pergament aus dem Kopfe, dann war er wieder Lehm bis Sonntag Morgens. Einst hatte der Rabbi diese Verrichtung vergessen, Alles war in der Synagoge, man hatte so eben das sabbathliche Minnelied begonnen, da stürzten Frauen und Kinder in die Versammlung und schrien: der Golem, der Golem zerstört Alles. Sogleich befahl der Rabbi dem Vorsänger, mit dem Schlusse des Gebetes inne zu halten, jetzt sei noch Rettung möglich, später aber könne er nicht wehren, daß die ganze Welt zerstört würde. Er eilte nach Hause und sah wie der Golem eben die Pfosten seines Hauses

erfaßt hatte, um das ganze Gebäude einzureißen; er sprang hinzu, nahm ihm das Pergament und todter Lehm lag wieder vor seinen Füßen. Von dieser Zeit an singt man in Prag das sabbathliche Brautlied stets zweimal. Der hohe Rabbi Löw hat gewiß nicht an Cartesius gedacht, und doch hatte sein Golem so viel Leben als alle Menschen, wenn man sich mit der neuen Ansicht vereinigt: der Zusammenhang zwischen Seele und Körper sei so locker, daß er jeden Augenblick aufgehoben und wieder hergestellt werden könne."

Meyer schien die polemische Schlußwendung nicht zu beachten, denn er sagte:

„Wenn ich meinen Briefwechsel zwischen Adam und Eva herausgebe, soll dein Golem einen Ehrenplatz darin bekommen."

Mit offenbarem Mißmuthe wendete sich Oldenburg an Spinoza:

„Meyer mag immerhin auf derlei seltsame Geschichten Jagd machen, die er wie seine Schmetterlinge und Käfer anspießt und systematisch ordnet; für meinen Geschmack liegt in der von dir erzählten Legende etwas jüdisch Vergrämtes. In der Judengasse einen von der Kabbala geschaffenen Weltzerstörer auftreten lassen! Hätte man ihn noch nach der freispielenden Weise der Volkssagen eine Liebschaft mit einem Mädchen anknüpfen lassen, die jedesmal am Sabbath vergebens seiner harrt, oder hätte man ihn zum Großvezier oder zu einem andern Minister avanciren lassen, den sein Meister buchstäblich jeden Augenblick in Staub verwandeln und wieder zum großen Herrn erheben kann, da wäre doch

auch noch Poesie oder Satyre bei der Sache; so aber gefällt mir der Golem unsers Herrn und Meisters dort viel besser; sieh nur, seine Verbeugungen sind so graziös, daß ihn keine Dame am Hofe des XIV. Ludwig darin übertrifft."

„Herr und Meister," wiederholte Spinoza, „das ist zu viel, ich bin weder sein Knecht noch sein Lehrjunge."

„Was muß ich hören?" fragte Meyer verwundert, „wie lange ist es her, daß du mit mir begonnen hast sein System zu erforschen, und du willst schon darüber hinaus, während ich noch froh bin ihn nur zu verstehen?"

„Mir wird's bange um unsre Freundschaft," setzte Oldenburg hinzu, „du hast ja oft gesagt, zwischen Freunden müsse eine Gleichheit der geistigen Mittel vorhanden sein, und ich konnte es noch nicht einmal dahin bringen, das System ganz zu fassen. Allerdings waren es anfangs hauptsächlich die wunderlichen Aeußerlichkeiten, die mich zu der neuen Lehre des Cartesius hinzogen; ich forschte gern mit ihm in den Eingeweiden eines Kalbes, die er seine Bibliothek nannte, es gab da allerlei überraschende Erscheinungen; aber bis zum Lebenspunkt seines philosophischen Systems konnte ich nie hinanbringen. Ich verriegelte meine Thür, ich verhing meine Fenster, setzte mich in einen einsamen Winkel und bannte meinen Geist auf das Buch; durch zwei, drei Sätze, eine halbe Stunde, ja auch eine Stunde folgte ich ihm ganz, da hüpfte, ohne daß ich es wußte, ein fremder Gedanke zwischen den Zeilen herum, ein

früheres Erlebniß, ein Wunsch, besonders aber die Erinnerung an ein Mädchen, das ich damals heiß und innig liebte, hatte sich zwischen die Propositionen, Axiome und Corollarien hineinverirrt, und ich merkte erst spät, daß ich den letzten Grund der Dinge hatte erforschen wollen, und nicht von den Alltäglichkeiten weg konnte. Ich legte dann das Buch weg, griff nach einem andern oder ging fort und zerstreute meinen Aerger und meine Grillen."

„Wie kommt es aber, daß du für einen so enthusiastischen Anhänger des Cartesius giltst und mitunter auch ein solcher bist?"

„Da muß ich etwas weit ausholen. Eigentlich bin ich dadurch am meisten Cartesianer, daß ich fast denselben Wirrwarr durchgemacht habe, wie der Stifter dieser Schule selbst. Mein Vater war Pastor in meinem Geburtsorte; von meiner Kindheit an saß ich in seiner Bibliothek und las Alles durcheinander, Hexengeschichten, wirkliche Historien, anatomische, alchymistische und theologische Werke, es war mir Alles gleich, wenn ich nur etwas zu lesen hatte. Als ich älter wurde, gerieth das durcheinandergeschüttete Wissen in eine furchtbare Gährung; Religionszweifel kamen dazu, ich hatte an keinem Dinge und an keiner Beschäftigung mehr ein wahres Behagen. Nach meines Vaters Tode führte ich einige Zeit, zum großen Aerger der ehrsamen Bürger meiner Vaterstadt, ein ziemlich lockeres Leben, aber auch das gefiel mir nicht mehr; ich schnürte mein Bündel und ging als Freiwilliger unter die Fahne Gustav Adolphs. Bei der Contribution, die das schwedische Heer von

meiner Vaterstadt eintreiben wollte, ward ich als Vermittler gebraucht, und erlangte hiedurch ein ziemliches Ansehen bei meinen Mitbürgern. Das Kriegshandwerk — denn weiter war es nichts — ward mir auch bald entleidet. Mitten im Lager wie auf dem Marsche überraschte mich wieder der Zweifel an allem Glauben, für dessen Unterschiede man hier so blutig kämpfte. Das war ein ewiges Morden, man wußte zuletzt gar nicht mehr wofür; der aberwitzigste aller Gemeinbegriffe, die Bravour, machte sich allein und ganz für sich geltend. Man sah, wie Hugo Grotius sagt, Städte und Länder als Leichen, auf daß man sich nicht mehr über den Tod eines Einzelnen grämen sollte. — Ich zweifelte lange, ob ich recht thäte, ein geringfügiger Umstand entschied endlich; ich nahm meinen Abschied und ging auf die Universität nach Utrecht. Studenten und Professoren waren damals auch in zwei Heereshaufen getheilt; du kannst dir denken, daß ich nicht lange schwankte und mich gegen den frommen Pfaffen Gisbert Vötius für die Partei des Regius entschied. Dieser lehrte die neue Philosophie des Cartesius. Ich war damals erst einundzwanzig Jahre alt, voll Uebermuth und abenteuerlichen Sinnes, und da ich als ehemaliger Offizier auch eine ziemlich gute Klinge führte, gewann ich bald unter den Studenten eine gewisse Autorität."

„Ja, ich darf wohl sagen," fiel hier Meyer ein, „ich habe Oldenburg getreulich darin sekundirt, den Vötianern den Glauben beizubringen, daß sie prädestinirt seien, sich von uns Circumflexe und allerlei andere Kainszeichen in's Gesicht schreiben zu lassen."

„Wie hattet ihr doch eine weit lebendigere Jugend als ich!“ schaltete Spinoza mit einem Seufzer ein. „Das ist die Frage,“ erwiderte Meyer und Oldenburg fuhr in seiner Erzählung fort:

„Als Regius stets bitterer von Vötius Vater und Sohn ohne Geist verfolgt wurde, zogen wir eines Abends vor das Haus seiner Magnificenz und führten dort eine Katzenmusik auf. Ich wurde, als einer der Rädelsführer, relegirt, Meyer schlüpfte mit heiler Haut durch, und so war ich nun der Märtyrer einer Lehre, die, wie ich später einsah, Regius selber nicht recht verstanden hatte. Ich trieb mich noch einige Zeit in Holland herum, hielt mich mehrere Monate bei Cartesius selber auf, ich kenne fast alle einzelnen Sätze seiner Lehre, aber die erforderliche innere Beschaulichkeit, um das Keimen dieses an den Gittern der Mathematik sich hinaufrankenden Getriebes zu belauschen, die konnte ich mir nie recht aneignen.“

„Mir ging es auch oft so,“ sagte Meyer, „daß ich von meiner philosophischen Kreuzfahrt, auf welcher ich das heilige Grab hatte erobern wollen, unverrichteter Sache, oder wie unser Sprüchwort sagt, mit dem Strumpf auf dem Kopfe zurückkam.“

„Oldenburg hat das Streben besser als ein Streben nach Beschaulichkeit bezeichnet,“ entgegnete Spinoza. „Blick' umher, bald hier bald dort erkennst du Täuschung, Wahn und Irrthum; was bürgt dir dafür, daß nicht Alles, was sich dir darstellt, was du mit freiem Bewußtsein in dich aufgenommen, und was deine Seele von jeher erfüllt, nichts als Wahn und Täuschung

ist? Was ist so fest und tief eingesenkt, das nicht der Zweifel auflockern könnte? Darum schließe die Augen, sage dich los von Allem, was um und an dir ist, und jetzt, so zurückversenkt in dein bloßes eigenes Selbst, die ganze Welt der Erscheinungen in's Nichts zurückgeschleudert — bist du vielleicht selber auch ein Nichts? Woher weißt du, daß du wirklich existirst? . . . Hier bist du an dem äußersten Endpunkt des Zweifels und hier ruft dir eine innere Stimme zu: ich, ich bin, denn ich denke, ich bezweifle mein Sein, ich, das Denkende, das Bezweifelnde in mir, ich bin — und wenn Alles um mich her in Wahn und Schatten zerfließt. Hast du mit dem Zweifel begonnen, so darfst du bei keinem willkürlichen Ruhepunkt innehalten; warum denn nur an den höheren geistigen Dingen zweifeln, giebt dir die Körperwelt eine festere Gewißheit, weil sie sich deinen Sinnen darstellt? Sind denn die Sinnentäuschungen nicht noch zahlreicher als die Täuschungen unseres Herzens und unserer Phantasie? Kannst du dich nicht als ein rein geistiges körperloses Wesen denken, kannst du nicht Alles, was dir vorher Gewißheit war, wie z. B. daß dein Körper wirklich existire, als Vorurtheil ablegen, so wirst du vergebens nach unumstößlicher Wahrheit ringen. Kannst du es aber, und hast du so den Mittelpunkt deines Selbstbewußtseyns erfaßt, nun wohlan! so öffne die Augen, laß sie herantreten all die Dinge, die sich ehedem in deinen Gedanken befestigt hatten, nichts laß ungeprüft beharren, du hast einen Maßstab für die Wahrheit und Existenz eines jeden Dinges: was sich dir so unumstößlich

herausstellt wie das Bewußtsein deines eigenen Selbst, das allein ist Wahrheit."

„Ich verstehe dich," sagte Meyer, „du kommst auf den Grundsatz der Alten hinaus: der Mensch ist das Maaß der Dinge; der innere Mensch wie der äußere ist Maaßstab, wie man ja auch in die Bilder Menschenfiguren setzt, um an ihnen die Größenverhältnisse der Gegenstände zu veranschaulichen. Der Mensch ist das ideale allgemein giltige Ellenmaaß der Welt."

„Wenn aber Einer in fortgesetztem Zweifel spräche," fiel hier Oldenburg ein, „noch habe ich keine vollkommene Gewißheit von jener Grundwahrheit, die mir als Norm dienen soll, und ich weiß noch immer nicht, ob mir wirklich ein Erkenntnißvermögen inne wohnt?"

„Der spräche entweder gegen sein eigenes Bewußtsein, oder wir müssen annehmen, daß es Menschen gäbe, die innerlich von Geburt oder durch Vorurtheil, d. h. also durch irgend einen äußern Grund, geistig erblindet sind. Denn diese denken sich selber nicht; bejahen oder bezweifeln sie etwas, so wissen sie nicht, daß sie dies thun; sie sagen sie wüßten nichts, und selbst das, daß sie nichts wüßten, wüßten sie auch nicht. Sie sagen das nicht so absolut, denn sie fürchten zu bekennen, daß sie als Nichtwissende existiren, so daß sie am Ende schweigen müssen, wenn sie nicht Etwas anerkennen wollen, das doch Wahrheit in sich schließt. Kurz, mit Solchen kann man von Wissenschaft nicht reden, denn im täglichen Leben und Verkehr zwingt sie die Nothwendigkeit anzuerkennen, daß sie sind, daß sie ihren Vortheil suchen, und sogar eidlich das eine

bezeugen und das andere ablehnen. Beweist man ihnen aber sonst etwas, so wissen sie nicht, ob der Beweis da ist; verneinen, bejahen oder streiten sie, so wissen sie von alle Dem nichts, sie sind also seelenlose Automaten. Für den vernünftigen Menschen aber sind die Beweise die Augen des Geistes. Wir können die unsichtbaren Dinge, die nur Gegenstand des Denkens sind, mit keinen andern Augen sehen als mit den Beweisen."

„Du wirst ja ganz eifrig," sagte Meyer, „Lucian hat das Ganze mit einem Scherze abgemacht, indem er einen radikalen Zweifler als Sklave verkauft werden läßt und dieser noch unter der Peitsche seine Sklaverei bezweifelt."

„Wozu aber bei Cartesius," fragte Oldenburg wieder, „dieses unerquickliche Würfeln mit Vierecken, Dreiecken und allen Teufelsecken?"

„Die mathematische Beweisführung," entgegnete Meyer, „ist die einzig richtige. Die Definitionen sind die genauen Darstellungen dessen, was mit dem Namen und den Eigenschaften eines Gegenstandes bezeichnet wird; die Postulate und Axiome, mit denen der Beweis geführt wird, sind solche Gemeinbegriffe, daß, wer nur das A B C weiß, übereinstimmen muß."

„Du mußt es noch näher und bestimmter fassen," ergänzte Spinoza. „Die Definitionen drücken nur das Wesen einer Sache aus, ihre Eigenschaften können nicht aus den Definitionen, sie können nur aus der Erfahrung erlernt werden. Mit den mathematischen Gesetzen allein können wir Alles, alle Vorgänge des Denkens

und der Erscheinungswelt erfassen und verfolgen. Alles ist nothwendige und ewige Folge seines Urgrundes. Die mathematischen Wahrheiten allein haben dieselbe innere Nothwendigkeit und äußere Evidenz wie das Bewußtsein unsrer selbst. Auf dieselbe Weise, wie ich bestimmt weiß, daß ich bin, weiß ich auch, daß die drei Winkel eines Dreiecks gleich seien zwei rechten. Das Verwickelte der höheren mathematischen Beweise ändert an der Sache nichts, da sie alle auf denselben einfachen und unumstößlichen Principien beruhen, und jedes Mittelglied ihres nothwendigen Fortschritts so unumstößlich ist, als das Princip an sich. Die Zahl als solche ist erste und feste Begriffsbildung, sie sieht von den Besonderheiten der Dinge ab und faßt nur ihr Bestehen: Aepfel, Bäume, Menschen, Thiere, lassen sich darunter fassen. Dem weiter schreitenden Aufbau reicht die Zahl nicht mehr aus und er macht aus der einen Begriffsabstraction eine zweite, er setzt Buchstaben statt Zahlen. Wie weit ab liegen nun die Einzelgegenstände, und doch muß man wieder jeden Augenblick zu ihnen zurückgreifen können, in der Aufstellung des Gesammtdenkens aber wären sie hinderlich, hier ist man nur mit dem reinen Gedanken —"

„Und wem da oben schwindelt, der bleibe auf dem Boden," schaltete Meyer scherzend ein, und Oldenburg fragte näher eingehend:

„Glaubst du, daß es eine mathematische Psychologie geben kann?"

„Nenne es immerhin so," nahm Spinoza wiederum auf, „die Bedingungen und Bewegungen unseres Denkens

und Empfindens haben eben so feste Normen wie alles Naturdasein; sie sind ebenso berechenbar, sie müssen es sein; nur hindert uns, daß wir selbst es sind —"

„Und Gewohnheit und Affecte uns einen Strich durch die Rechnung machen," ergänzte Meyer. „In dir ist Cartesius zum zweitenmale Renatus.[1] Hat der Meister die Eingeweide eines Kalbes seine Bibliothek genannt, so hast du eine viel bessere. Ihr habt beide die scharfe Waffenführung in Feindeslager gelernt. Daß den Cartesius die Jesuitenschule und dich die Thalmudschule bildete und weckte. Welche wunderbare Wege hat die Geschichte. Aber ich sehe dich noch weiter gehen. Ich sehe noch, wie du gleich unserm Admiral Tromp mit einem Besen auf dem Hauptmast durch das Weltmeer segelst, zum Zeichen, daß du das Lebenselement von herrschsüchtigen Vorurtheilen gesäubert hast."

Spinoza ging leicht auf diese neckische Art des Freundes ein und suchte, bei dem Gegenstande bleibend, nur noch zu erklären, daß eben jener Strich durch die Rechnung gewissermaßen Gegenstand derselben sein müsse, daß die Affecte nicht verworfen, sondern als Naturgesetze erkannt werden müssen.

Meyer versuchte es auf alle Weise, das Geistesgetriebe Spinoza's sich zu zerlegen, er kam deshalb auf dessen Studiengang mit ihm zu sprechen. „Ich habe darüber nachgedacht," sagte er eines Tages zu ihm, „was du mir unlängst über das Studium des Thal-

[1] Wiedergeboren. Cartesius hieß mit dem Vornamen Renatus, und dieses Wortspiel findet sich in einem Gedichte vor dem ersten Werke Spinoza's, das Ludwig Meyer mit einer Vorrede versah.

muds gesagt hast und glaube darin den Grund zu finden, warum ihr Juden so leicht jede Begriffsleiter hinauf- und hinabklettern könnt; überspringt ihr auch zwei oder drei Sprossen, ihr tretet doch nie fehl. Das kommt gewiß vom Thalmudstudium, das euch schon früh an ungebundene Geistesgymnastik gewöhnt. Wir aber, ich darf nur mich zum Beispiel nehmen, wir werden ganz anders traktirt; soll ein in uns liegender Gedanke zur Welt gebracht werden, da kommen die katechetischen Hebammen, und nach den eingelernten Künsten und Handgriffen wird der Embryo zu Tage gefördert, darauf legt man ihn in Baumwolle und bindet ihn in ein Kissen, damit er ja nicht erfriere, und wenn er größer wird, lernt er am Laufbande gehen."

„Ich kenne eure Unterrichtsweise zu wenig," entgegnete Spinoza, „und kann auch nicht recht begreifen, wie eine Religion mit dogmatisch-historischer Basis auf sokratische Weise entwickelt werden kann; in dem, was du aber von den Juden sagst, magst du wohl Recht haben. Es ist ihnen schon oft gelungen, gleich David mit einem aus freier Hand geworfenen Schleuderstein einen gepanzerten und im regelrechten Fechten geübten Kämpen niederzustrecken; aber dieser Mangel an Disciplin ertödtete auch meist alle wahre streng geordnete Wissenschaftlichkeit unter den Juden. Mein Bestreben ist, mich von jenem vagabundarischen Geistesleben zurückzuziehen und den Bau einer Wissenschaft von Punkt zu Punkt zu verfolgen. Cartesius ist hiebei mein verlässiger Geleitsmann."

Wie wundersam ist es, daß an einem Baume die

tausend Blüthen allzumal aufbrechen, sie sind nur Ein Blüthenkelch und die zahllosen Bäume nur Ein Blüthenbaum, dem Menschenauge aber als tausende sich darstellend. So auch erschließen sich im Menschengeiste die Blüthen allzumal, es ist ein einziger Trieb, der die Erkenntniß, die Thatkraft, die Güte und die Liebe erschließt, wir aber vermögen sie nur vereinzelt wahrzunehmen.

Das Reich der Erkenntniß und das Glück der Freundschaft erschloß sich Spinoza zugleich, ja sie waren eins, denn Erkenntniß ist das freudige Erfassen des Gesetzes außer uns, das Bestreben und Bewußtsein der Uebereinstimmung mit ihnen, und Freundschaft ist die lebendige Bethätigung desselben in fester Erscheinung und mit gleichem Drange uns zustrebend.

Noch ein Drittes regte sich mächtig in Spinoza, das er nicht zu nennen wagte.

13. Der neue Alliirte.

Olympia saß am Fenster und schaute in den Fensterspiegel, den sogenannten Spion, der ein ständiges Zeichen holländischer Gemächlichkeit und Schaulust ist. Ein junger Mann stand neben der Jungfrau. Er war von mittlerer Größe, sein längliches Gesicht, das, besonders im Profil betrachtet, schön genannt werden konnte, hatte eine gewisse Aehnlichkeit mit dem Olympia's, nur war in seinem Blick nichts von jener unruhigen Flamme zu entdecken, die aus den Augen Olympia's leuchtete. Die linke Hand war auf den vergoldeten Griff seines Galanteriedegens gestützt und mit der Rechten streichelte er seinen blonden Stutzbart; bisweilen drückte er auch seine Augenwimpern zusammen und musterte seinen Anzug nach allen Seiten, es war nichts daran zu tadeln: die weiße Halskrause war in der richtigen Lage, der schwarze Mantel vom feinsten venetianischen Sammet warf majestätische Falten und die aus Mattgold gewirkte Troddel spielte bei jeder Bewegung anmuthig auf der Brust, die bauschigen atlassenen Beinkleider waren an den Knieen kunstreich geknüpft, die seidenen Strümpfe, die Schuhe mit goldenen Schnallen, Alles war untadelhaft.

„Sehen Sie," sagte Olympia und der Schöngekleidete blickte freundlich auf, „sehen Sie den jungen Mann dort, der so nachdenklich die Straße heraufkommt?"

Schnell hatte der Angeredete ein rothsaffianes Futteral aus der Tasche, aus dem er ein mit Brillanten eingelegtes Perspektiv nahm.

„Meinen Sie den dort?“ sagte er dann, „er ist von mittlerer Statur und hat einen bräunlichen Teint; ist das nicht ein Jude?“

„Allerdings,“ erwiederte Olympia, „er stammt aus einem vornehmen spanischen Geschlechte. Mein Vater hält große Stücke auf ihn, und ich — ich liebe ihn als einen meiner besten Freunde. Gerade weil er als Jude geboren ist, dem sich die ganze Welt feindlich gegenüber stellt, hat er sich zu einer Vorurtheilslosigkeit und Gewissenhaftigkeit des Denkens, zu einem unbeugsamen Gerechtigkeitssinn erhoben, die man bewundern muß, und oft zu eigener innerer Beschämung.“

„Was sagen Sie aber zu meiner physiognomischen Routine?“ fuhr der Fremde fort, indem er seinen Knebelbart um den Zeigefinger wickelte und den Blick wohlgefällig über die Fensterscheibe streifen ließ, die ihm sein Bild zurückstrahlte. „Ich finde die Juden auch recht interessant, sie sind so eine Art historischer Reliquie; und den Sinn für das Historische verdanke ich ja Ihnen. Ich betrachte die Juden als Splitter eines asiatischen Stammes, die uns durch ihre seltsamen Formen bisweilen unterhalten können.“

„Hatten Sie in Hamburg viel Umgang mit Juden?“ fragte Olympia.

„Sie scherzen,“ war die Antwort, „aber ich kenne die Juden doch gründlich. En detail mag es manchen ehrlichen Mann unter ihnen geben. Ich hatte in meiner

Vaterstadt einen alten Schmul, dem ich meine abgelegte Garderobe verkaufte; ich hatte manchen Spaß mit ihm, er ließ sich Alles gefallen, wenn er nur einen guten Massematten machte, aber so geldgierig er auch war, so habe ich doch verschiedene Beweise seiner Ehrlichkeit; en gros betrachtet sind aber alle Juden Beutelschneider und eine schmutzige, widerliche Rasse, die leider, mein seliger Vater hat es oft gesagt, auch den Handel unserer Stadt an sich reißen wird. Denken Sie nur, ich hatte zu Hause einen Freund, der die noble Passion hatte, in ein Judenmädchen verliebt zu sein, und das so sehr, daß er an eine wirkliche Verbindung mit seiner schönen Rahel dachte. Es ist mir noch jetzt unbegreiflich, wie ein Mann von guter Familie nur den Gedanken ertragen kann, den Mausche und den Itzig zu Schwägern zu haben, die alle nach Knoblauch riechen. Das Mädchen scheint allerdings über die Bildungsstufe der gänseschmalztriefenden Locken hinaus gewesen zu sein. Eines Morgens war mein Freund draußen in Curhaven; man zog einen Leichnam aus dem Wasser, er erkannte ihn, es war Rahel; man mußte ihn gewaltsam zurückhalten, daß er nicht augenblicklich sich selbst ein Leid anthat. Ich hatte inniges Mitleid mit dem Schmerze meines Freundes, er schwur hoch und heilig, nie einer Andern anzugehören, aber man kennt ja diese Schwüre: er war schneller geheilt, als man vermuthete; nach einem Jahre war er glücklicher Gatte einer Senatorstochter, und wenn man ihn an seine frühere Schwärmerei erinnert, lächelt er nur still. — Gewiß, Jufrow Olympia scherzt oder

gefällt sich in der Paradoxie, wenn sie einen Juden mit dem beneidenswerthen Titel ihres besten Freundes beehrt."

Olympia hatte sich während dieser Rede an ihre Orgel gestellt und leise darauf präludirt, sie blickte ruhig nach dem Fremden um, der jedes seiner Worte nachdrucksvoll betonte und dabei mit Zeigefinger und Daumen, die er in einen Ring geschlossen hatte, gemessen tactirte.

„Sie haben ja große Lebenserfahrung gesammelt," sagte sie endlich, „aber Sie vergessen, daß Sie in Holland sind, wo man die Religionen nicht in herrschende und beherrschte eintheilt. Ich glaube, Amsterdam darf sich's zum Ruhm anrechnen, die einzige Stadt in der Welt zu sein, welche die Religionsfreiheit so weit ausdehnt, daß sie auch den Uebertritt vom Christenthum zum Judenthum gestattet. Sie müssen den Herrn de Spinoza kennen lernen, glauben Sie mir, es ist ein merkwürdiger Mensch. Sie haben doch sonst kein böses Herz, begegnen Sie ihm freundlich, mir zu liebe; doch still! er kommt."

Spinoza trat ein.

„Da ist nun endlich Herr Kerkering," sagte Olympia, „von dem ich Ihnen schon erzählt habe, daß er vor Jahren mein Schüler war und durch den Tod seines Vaters bis jetzt abgehalten wurde, zu uns zurück zu kehren."

„Sie werden gewiß meinen Entschluß vollkommen billigen, Herr de Spinoza," fiel Kerkering ein, „daß ich mich wieder zu Jufrow Olympia gewendet habe, um

von ihren Honiglippen die Weisheit des Alterthums zu hören."

„Eine mißrathene Artigkeit," entgegnete Olympia, „Sie sagen ich hätte gelbe Lippen und rücken mir mein Alter vor." Kerkering stutzte, Spinoza half ihm aus der Verlegenheit, indem er sagte:

„Sie haben wahrscheinlich vergessen, Herr Kerkering, daß Jufrow Olympia gleich dem höchsten Wesen verlangt, man solle kein Bildniß von ihr machen aus Allem was im Himmel und auf der Erde ist."

„O Sie Ketzer!" sagte Olympia und ihr feuriges Auge schien es in der That auf ein Autodafé abgesehen zu haben. „Sie werden wohl gestatten," fuhr sie nach einer Pause fort, „daß Herr Kerkering an unsern lateinischen Unterhaltungen, Unterricht darf ich es nicht mehr nennen, Theil nimmt?"

Spinoza bejahte, und während er sprach, trat Oldenburg ein. Er musterte Kerkering, den ihm Olympia vorgestellt, mit einem flüchtigen Blicke.

„Ich hätte mir's denken sollen," sagte er, zu Spinoza gewendet, „daß ich dich hier treffe, und hätte mir den Weg nach deinem Hause ersparen können."

„Du?" fragte Olympia, „o das herzige Du!" Wie glücklich sind doch die Männer, daß sie die, denen sie zugethan sind, ohne Umstände mit dem traulichen Worte benennen dürfen. Die Römer wußten gar nicht, was sie daran hatten, daß sie einander nur mit Du anreden konnten. Ich bin stolz darauf, daß Sie beide sich so bald und so nahe befreundet haben, denn ich war ja die Mittlerin."

„Zwei Größen, die einer dritten gleichen, gleichen sich unter einander," scherzte Spinoza.

„Einer vierten nicht auch?" fragte Olympia. „Wir sind hier als die Repräsentanten von den vier großen Mächten, wir wollen eine Quadrupel-Allianz schließen. Sie Herr von Spinoza müssen den Moses vertreten, Sie Herr Oldenburg Ihren Calvin, Herr Kerkering muß für seinen Luther einstehen und ich — ich will den Papst repräsentiren; er kann's nicht zurückweisen, denn ich heiße ja Olympia Maria Honoria. Herr Kerkering, geben Sie den beiden Herren die Hand, wir unter uns haben uns schon längst geeint; wir Vier wollen den Kreis bilden, der alle Religionsunterschiede in sich aufnimmt und versöhnt."

„Ich fürchte, das ist das umgekehrte Problem von der Quadratur des Kreises," sagte Oldenburg und setzte hinzu: „Sie gehen ja noch weiter als Hugo Grotius, der auch von einem ewigen Frieden der Religionen träumte, und nur die Juden bei seiner projektirten Union vergessen hatte."

Olympia faßte die Hand Kerkerings und legte sie in die Hände der beiden Freunde. —

„Ewige Extravaganzen und Gewaltsamkeiten!" sagte Oldenburg zu Spinoza, als er mit ihm wegging. „Frauen können es nicht lassen, Bündnisse zu knüpfen; sind sie verheirathet, wollen sie Anderen schnell auch ein gleiches Glück bereiten, haben sie einen Freund, muß der andere auch mit ihm befreundet sein, und ginge es noch so gewaltsam. Was soll uns dieser Kerkering, den sie doch nur wie einen Automaten behandelt?"

„Du solltest nicht so unwillig über solche Verknüpfungen sein," entgegnete Spinoza, „denn hier hätte ja dein Herr und Meister Cartesius wieder ein Beispiel, daß ohne unaufhörliche äußere Vermittlung eines höheren Dritten keine wirkliche Existenz gedacht werden könne und Alles in sich zerfallen müßte."

14. Die Hantierung.

Während Spinoza über die wirkliche Existenz der Dinge, über den in ihnen selbst ruhenden Grund ihres Daseins, über ihre nothwendigen und zufälligen Bestimmungen sich in tiefes Nachdenken versenkte und die hierauf bezüglichen mathematischen Beweisführungen des Cartesius genau erwog, hatte auch sein Vater über den zureichenden Grund der wirklichen Existenz nachgedacht und seine Beweisführungen waren nicht minder auf Ziffern und Zahlen gebaut als die des Philosophen. „Beharrst du noch immer dabei," sagte er eines Tages zu seinem Sohne, „nicht Rabbine werden zu wollen? Hast du bedacht, was du mir und dir dadurch thust? Ich sehe leider noch meine höchste Freude vor mir in's Grab dahin sinken." —

„In den Sprüchen der Väter heißt es," entgegnete Baruch mit gepreßter Stimme, „Rabbi Zadok sagt: mache aus deiner Kenntniß vom heiligen Gesetz keine Krone, um damit groß zu thun, und mache auch keinen Spaten daraus, um damit zu ackern. Es steht schlimm um jede Religion, so lange ihre Verkündiger einen klingenden Lohn erhalten."

„Gut, ich bin mit Rabbi Zadok einverstanden; wie aber, wenn man keinen andern Spaten hat? Sieh, ich rede stets offen mit dir: unsere Miriam ist jetzt Braut

mit Samuel Casseres, er will mit dem Manne der Rebecca die Diamantmühle vergrößern, er will neue Geheimnisse besitzen; meine Töchter wären nun mit Gottes Hülfe versorgt, nur du allein bist noch da. Soll ich dir's verhehlen? Mein Rechtsstreit steht schlimm, und was ich dir nach meinem Tode hinterlassen kann, ist so blutwenig, daß du davon nicht leben kannst; Gott soll aber mich und meine Kinder und Kindeskinder davor bewahren, daß sie mit Trauer im täglichen Gebete sagen müßten: Herr, laß uns nicht bedürftig werden der Gaben derer, die aus Fleisch und Blut geschaffen sind. Drum sage, was ist zu thun?"

„Soll ich ein Handelsmann werden?"

„Nein, das würde ich selber nicht zugeben, du hast von Kindheit auf keinen Handelsgeist gehabt. Zwar giebt es jetzt wieder neue Wege für den Handel, und wir brauchen nicht mehr alle so zusammengedrängt zu sein wie hier in Holland, wo einer dem andern den Vortheil vor der Nase wegschnappt. Nach Batavia zu gehen, das ist nichts, denn die dort sind, denen geht es herzlich schlecht und viele wollen wieder zurückkehren; aber es ist Nachricht eingegangen, daß Rabbi Menasse ben Israel, der mit dem Lordprotektor unterhandelt, es wahrscheinlich dahin bringen wird, daß die Juden wieder nach England ziehen dürfen."

„Ich habe davon gehört," erwiderte Baruch, „Rabbi Menasse soll dadurch am meisten Stimmen für sich gewonnen haben, daß er sagte, die wahre Erscheinung des Messias könne nicht vor sich gehen, wenn nicht vorher die Verheißung in Erfüllung gegangen wäre,

daß Israel in alle Lande zerstreut sein würde. Das war eine unredliche Spitzfindigkeit."

„Laß das gut sein," sagte der Vater, „ein großer Theil des Volkes thut's nicht anders, als er muß betrogen sein, und da thut man ihm den Gefallen; aber das sind Dinge, die uns jetzt nichts angehen; bedenke du jetzt, womit du künftig deine Existenz sichern willst."

„Rabbi Gamaliel lehrt: schön ist das Studium des Gesetzes verbunden mit einem bürgerlichen Gewerbe, beiden obzuliegen macht des Lasters vergessen; das Studium ohne Arbeit ist am Ende ein müssiges und verleitet zu Sünden." Baruch führte noch mehrere Beispiele an, daß die größten Väter der Synagoge Handwerker waren, und schloß mit den Worten: „Ich möchte ein Handwerk lernen."

„Du brauchst nicht so viele Stellen aus dem Thalmud anzuwenden, ich habe gar nichts dagegen, wenn du ein ehrbares Handwerk lernen willst."

Spinoza war froh, daß sein Vater nicht durch die angeführten Beispiele allein bewogen wurde, in sein Vorhaben einzuwilligen, denn er hatte sich gewissermaßen des vielbekannten „frommen Betrugs" hiebei bedient. Er war fest entschlossen, nie und nimmer in den gewöhnlichen Schlendrian einzutreten, und Wissen und Gewissen für das tägliche Brod zu verkaufen; konnte er mit dem Werke seiner Hände sich seinen Lebensunterhalt verschaffen, so blieb ihm seine Ueberzeugung frei und er brauchte sie nicht den Erfordernissen und Bedürfnissen der Alltäglichkeit anzupassen. — Oder findet sich auch bei den Geistern ersten Ranges jene Leere, jene

unbefriedigte Sehnsucht, die uns so oft überkommt, wenn wir immer und immer nur die Feder zu führen, das todte Wort zu beleben, neue Gedanken und Gefühle auszugraben und zu meiseln angewiesen sind? Erfaßt auch sie jener unbezwingbare Drang nach einer körperlich anspannenden Beschäftigung, welche das durch einseitige Nerventhätigkeit gestörte Gleichmaß wieder herstellen soll?

Es war für unsern jungen Freund fruchtreich, darüber zu denken, welchem Gewerbe er sich widmen sollte. Jetzt erinnerte er sich, wie oft er bei den Diamantmühlen stehen geblieben war und die Pferde in der untern Roßmühle beobachtet hatte, die vermittelst des Rades die Werkzeuge in den oberen Stockwerken in Bewegung setzen. Das Schleifen und Schneiden der Diamanten war ein Geheimniß seiner Glaubensgenossen, und sowohl dieses zog den Knaben mächtig an, als auch die vertraulich ihm eröffnete Kunde, daß der Diamant nur durch Diamantensplitter geschliffen und geschnitten werden könne. Wie oft, erinnerte er sich auch, war er beim Gange in die Thalmudschule und zu Magister Nigritius selbstvergessen an den offenen Werkstätten und den Fenstern stehen geblieben, innerhalb deren die Menschen in ihrem Gewerbe sich mühten. Wie war der betrachtende Blick des Knaben von diesen Hantierungen gebannt und wie tief hatte sich in sein Herz ein Verlangen nach gleicher Thätigkeit eingesenkt! Jetzt zum Erstenmal stieg die Erkenntniß vor ihm auf, wie das, was man freien Willensentschluß nennt, in seinem Grunde nur Ergebniß eines empfangenen Eindruckes

ist, der sich selbst seine oft kaum bemerkbare Folgenreihe entwickelt. Er verweilte bei diesem in die Tiefe führenden Gedanken nur flüchtig, denn seiner Phantasie eröffneten sich die zahllosen Werkstätten, darin die Menschenkraft die Erzeugnisse der Natur baut und bildet und auf's Neue umschafft. Nur wer die Gebilde des Lebens neu formt und bindet, nur der hat das wirkliche Leben empfangen. Welch tausendfältiger Segen liegt in der Arbeit selbst, wie in ihren Hervorbringungen! Und eine Hand faßt die andere und ein Denken strömt in das andere aus dem geschaffenen Gebilde. Die ganze Menschenthätigkeit ist eine unermeßliche brüderschaftliche Werkstätte. Aber auch hier hat einer den andern gewaltsam von sich geschieden, und wie die Kirchen im Reiche des Denkens und Empfindens, so hatten die Zünfte in der Arbeit der Hände ihre erwählten Genossen. Es bestand zwar kein gesetzliches Hinderniß, das den Juden von irgend einem Gewerbe ausschloß, aber Gewohnheit und bequemes Herkommen machte die Zunftmeister widerwillig und ausschließend.

Wieder war es Cartesius, von welchem die Entschließungen Spinoza's einen Anstoß erhielten, der zu eigenen Zielen führte. Spinoza studirte die Dioptrika des Cartesius und lernte hier zum Erstenmal das Gesetz der Refraction, so wie die erste richtige Erklärung des Regenbogens kennen. Der von Huygens damals erhobene und allgemein getheilte Vorwurf, daß Cartesius jenes Gesetz aus dem in Holland verbreiteten Manuscripte von Snellius entnommen habe und die Erklärung des Regenbogens von Antonio de Dominis und Kepler

gekannt haben müsse, ohne weder diesen noch jenen zu nennen; alles das schien für den jungen Forscher jetzt von minderer Bedeutung, und doch bewegte es ihn seltsam, daß es auch im Reiche des Geistes eine Veruntreuung geben solle. Der sonst dunkle Ausspruch des Thalmud: „Wer ein Wort, einen Gedanken, im Namen seines Urhebers vorbringt, der bringt die Erlösung über die Welt," ging ihm jetzt als Gesetz der Wahrhaftigkeit auf.

Das Verfahren von Cartesius war, wenn auch nicht zu entschuldigen, doch daraus zu erklären, daß er als Hofmann und in leichter Anbequemung gewohnt war, sich in Fremdes und Aeußerliches zu finden und es leicht als Eigenes und Inneres anzusehen.

Es war eine reine Andacht, als in Spinoza der Entschluß eine feste Gestalt gewann, sein Leben nur durch eigene Thätigkeit und durch nichts Ererbtes zu fristen und gleicherweise im Denken die Wahrheit in sich zu finden.

Eines Tages erklärte Spinoza seinem Vater, daß er die Kunst, optische Gläser zu schleifen, erlernen wolle.

„Aber das ist ja ein Handwerk, das nur kümmerlich einen Menschen ernährt," entgegnete der Vater, „wie willst du einst mit einer ganzen Familie davon leben? Oder soll gar mit dir der ruhmvolle Name unserer Ahnen erlöschen?"

Spinoza antwortete nicht unmittelbar auf diese Mahnung; er hoffte und ahnte vielleicht diesem Namen auf andere Weise ewige Dauer zu verschaffen. Er berührte indeß bald eine in dem Vater schmerzlich wieder=

der Meister, „wer mit mir nicht auskommt, kann mit Niemand in der Welt auskommen.“

„Ja, er ist nur zu gut gegen alle Welt,“ fiel die Frau Meisterin ein, „und was er dann bei Anderen verschüttet hat, will er mit mir wieder einbringen.“

„Laß gut sein,“ sagte der Meister, „du läßst dir nichts geschehen; aber ich will ehrlich und offen mit Euch reden, Ihr sollt nicht hinterdrein sagen können, das hätt' ich Euch vorher sagen sollen. Erstens, ist es ein ungesundes Geschäft; seht mich an, wie ich da bin, hab' ich schon mehr als drei Centner Glas geschluckt; ich weiß wohl, ich treib's nicht mehr lang, nun in Gottes Namen.“

„Versündige dich nicht, Christian,“ fiel die Frau Meisterin ein, „wenn's mit den Sechzigen so stark bergab geht, und man in drei Jahren dem Doktor und dem Apotheker keinen Deut gegeben hat, mein' ich, dürft' man Gott danken. Ihr müßt nicht Alles so genau nehmen, was er sagt.“

„Jetzt laß Mich reden, ich weiß, was ich red',“ entgegnete der Meister, und suchte sich ein Ansehen zu geben; er bog nun nächst dem kleinen Finger auch den Ringfinger an der linken Hand und sprach: „zweitens, ist es ein schlechtes Geschäft, es kommt nichts dabei heraus.“

„Ja, da hat er Recht,“ commentirte die Meisterin, „als wir unser Gewerbe eröffneten, da waren wir und der verstorbene Greenwood, der bei dem abgebrannten Rathhause gewohnt hat, die zwei einzigen, und jetzt sind dreiundzwanzig in der Stadt; man verdient kaum

mehr das Wasser zur Suppe, und Ehr' und Schande halber kann man doch das Geschäft nicht aufgeben. Wir sind zwei alte Leute, wir brauchen wenig, und mit Sparen und Hausen schlagen wir uns so durch, daß, wenn das Jahr um ist, man mit knapper Noth sein bischen Sach' noch bei einander hat; ich weiß nicht, wie's die Leute machen, die einen Haufen Kinder haben und von dem kleinen Verdienst leben."

Der Vater wollte, durch solche Vorstellungen bewogen, seine Einwilligung zurücknehmen, aber Spinoza blieb standhaft, und so kamen sie mit dem Meister überein, daß Spinoza gegen eine mäßige Entschädigung so lange lernen dürfe, als es ihm behage.

Es war nun abermals eine neue Atmosphäre, und zwar eine mit Pechgeruch und Glasstaub erfüllte, in welche Spinoza eintrat. Einen großen Theil des Tages brachte er fortan in der Werkstätte zu. Er lernte den scharfen Diamant handhaben, der in den einen Schenkel des Zirkels eingesetzt war, um aus den Scheiben Stücke von beliebiger Größe herauszuschneiden, aber noch nahmen diese Stücke beim Bruche willkürlich krystallisirte Formationen an. Spinoza trat nun in den ersten Grad der edeln Schleifkunst ein. Das ausgeschnittene Stück wurde mit Pech auf eine Schraubenmutter aufgesetzt, diese an einen Hebel befestigt und nun mit dem rechten Fuße das Rad gedreht. Um dieses war ein Riemen gespannt, der griff in eine Spindel ein, darauf ein ganz flacher bleierner Teller aufgesetzt war; der Teller drehte sich und mit der linken Hand wurde der Glasscherben darauf gedrückt, der so lange

Kreise auf demselben beschrieb, bis das Glas die beabsichtigte Form erhalten hatte. Stets mußte nasser Flugsand aufgeschüttet werden, um die Entzündung der harten sich reibenden Stoffe zu verhüten, und die Rauhheit des Blei's zu vermehren. Das erste Stadium war hiemit beendigt. Spinoza mochte sich wohl das Handwerk weniger mühsam und vor Allem reinlicher gedacht haben; aber gerade diese Beigaben der Arbeit wurden seiner Denkerweise wieder zu einer nothwendigen Durchdringung des Wesens. Die Menschen sind leicht geneigt, rauh und abstoßend erscheinende Thätigkeiten als niedrige herabzusetzen; Spinoza gewöhnte sich immer stetiger daran, die Vorkommnisse des Lebens nicht nach gewohnten Eindrücken zu erfassen, sondern in ihrem Wesen zu ergründen. Auch diese Arbeit ist nur ihrer einseitigen Erscheinung nach unreinlich, nur der Arbeitende wird während seines Thuns von Sand und Staub bedeckt, die Arbeit an sich aber hat die höchste Sauberkeit und Reinheit zum Zweck. — Im zweiten Stadium entschied sich's nun, ob das flache Glas eine hohle oder erhabene Form erhalten sollte, und je nachdem wurde eine hohle oder erhabene Messingplatte auf die Walze gesetzt; mit Pech wurde wechselsweise auf der einen Seite des Glases eine Schraube aufgeklebt, und diese in der Mutter vermittelst eines Stiftes auf der Messingplatte herumgedreht, worauf dieselbe Bewegung wie im ersten Stadium begann. Zwischen drein mußte immer der durchgeschliffene Schleifsand, nun zum Glättsand verdünnt, mittelst eines Pinsels auf die Platte übertragen und dazwischen aus dem daneben stehenden zinnernen Becher

ein Schluck Wasser aus dem Mund und auf die Platte gespritzt werden.

Nachdem beide Seiten so zubereitet waren, ging es an das dritte Stadium. Der Messingteller wurde heiß gemacht, ein runder Drillfleck, auf der Kehrseite mit Kitt bestrichen, wurde auf der Vorderseite mit sogenanntem Caput mortuum (Eisenoxyd) bezogen, wiederum immerwährend Wasser aufgetröpfelt und so das Glas polirt. Hatte das Glas die drei Stadien, Schleifen, Glätten und Poliren durchlaufen und konnte man mit der Lupe weder Riß noch Fuge entdecken, so war es vollendet.

Spinoza hatte die handwerksmäßigen Schwierigkeiten bald überwunden, und das erste Glas, das er von der rohsten Verarbeitung an ohne fremde Beihülfe zur vollen Zufriedenheit des Meisters vollendet hatte, machte auch sein Auge hell erleuchten. Dieses Anschauen der vollendeten Arbeit war wie wechselseitiger Dank: Dank aus dem todten Stoffe, der zu seiner Bestimmung verklärt war, und Dank aus der Seele des Arbeitenden, daß der rohe Stoff das Gepräge seines Willens trug.

Die mathematische Berechnung und Zusammensetzung der Gläser begriff er schneller, als der Meister vermuthet hatte. Die Bücher mußten doch nicht lauter Unnützes enthalten haben.

Während Spinoza hier ein Glas schliff, um den Kurz- und Schwachsichtigen das Ferne nah und das Nahe näher zu bringen, arbeitete er im Geiste die feinsten Ocularien aus, um die Geistespupillen der Mit- und Nachwelt zu unterstützen und zu schärfen. — Er

freute sich, daß das immerwährende Geraspel nur kurze Besprechungen unter seinen Nebengesellen zuließ. Er konnte um so ungestörter seinen Gedanken folgen.

In der Werkstätte war ein lustiger Geselle, mit einer zarten und edlen Gesichtsbildung und kunstlos herabfallenden braunen Locken; mit Singen und Jubeln stelzte er jedesmal zur Thüre herein, denn er ging an Krücken, da er krumme und rückwärts gewachsene Füße hatte. Während er seine Krücken neben sich hinstellte, und die Hemdermel aufstreifend seine Werkbank in Ordnung brachte, die er in eigner Weise nur mit dem Knie drehte, gab er fast regelmäßig eine Rede zum Besten. Einst sagte er: „Bin ich nicht viel besser daran als der König Nebukadnezar? der hat, glaub' ich, irdene Füße gehabt, und hätte nicht über unser schlechtes Pflaster holpern können. Ich hab' doch noch einem Baum seine Arme ausgerissen, und hab' mir Füße daraus gemacht; der nächste beste Adler, der mir zwischen die Beine kömmt, dem rupf' ich seine Flügel aus, und näh' mir sie an; ich kann's von unserm Herrgott schon verlangen, daß er mir Flügel giebt, warum hat er mir Füße gegeben, die ich nicht brauchen kann? Brüder! dann ist's aus, dann könnt ihr fünf Tage in der Woche blauen Montag halten; man braucht keine Fernröhre mehr. Will so ein gelehrter Herr wissen, wie einer von den Sternen aussieht, da bin ich, der Peter Blyning, da; für ein gutes Trinkgeld flieg' ich hinauf und spionir' Alles aus. Vielleicht bleib' ich aber auch droben und komm' gar nicht mehr herunter; wenn mich so ein schönes Mondmädchen heirathen

will, ich bin gleich dabei, da unten muß ich doch ledig sterben."

Ein schallendes Gelächter lohnte stets seine Worte, und er ergriff jede Gelegenheit, um seine Redekunst zum besten zu geben. „Eigentlich sind wir Alle, wie wir da sind, lauter Krückenfabrikanten; was unser Herrgott verpfuscht hat, müssen wir wieder gut machen; hätt' er der Welt bessere Augen in's Gesicht gesteckt, braucht' man keine Fernröhre und keine Brillen. Gott verzeih' mir's, aber ich bin manchmal martialisch bös auf ihn. Was hab' ich ihm gethan, daß er mich halb fertig in die Welt geschickt hat? Wenn er mir drüben keine besseren Füße giebt, so kann er sein ewiges Leben für sich behalten, ich nehm's nicht." Alle glotzten ihn mit blöden Gesichtern an, wenn er so sprach, nur Spinoza suchte ihn zu überzeugen, daß körperlicher Schmerz und Mangel kein wirklicher, und daß es der höchste Beruf des Menschen sei, den ihm von Gott zugetheilten Bestimmungen gemäß zu leben, und nicht nach einer Kraft zu verlangen, die uns von der Natur verweigert ist, sonst kämen wir nie zur wahren Befriedigung.

„Ja, Ihr habt gut reden," sagte Peter, und seine Stimme hatte einen wehmüthig zitternden Klang. „Ihr habt gut reden, verlang' ich denn etwas mehr, als was mir als Mensch gehört? Seht, nur ein einzigmal in meinem Leben möcht' ich tanzen, ich schwör' Euch, ich würde mich gleich darauf gern in's Grab legen. Wenn ich Tanzmusik höre, ja in diesem Augenblicke, wo ich nur dran denke, mein' ich, ich müßt' vor Zorn aus der Haut fahren; ich möcht' mir die Augen auskratzen,

so schäm' ich mich oft, ich hab' mir schon mehr als einen Rausch getrunken, blos weil ich gefürchtet hab', ich könnte vor aller Welt weinen."

Spinoza suchte besänftigend auf Peter einzuwirken, er gewann ihn dadurch besonders für sich, daß er sich bisweilen Handgriffe von ihm zeigen ließ; aber unser Philosoph wurde bei seinen Einreden oft gewahr, wie unendlich schwer es ist, von der steilen Höhe des allgemeinen Idealismus herunter zu steigen bis zu den alltäglichen Bedürfnissen und Fragen der gewöhnlichen Menschen.

Auch in die Werkstätte war die Kunde gedrungen, daß Spinoza ein großer Gelehrter sei, und die Gesellen waren stolz auf einen solchen Lehrling und rühmten sich dessen in den Schenken; in ihrem Benehmen gegen ihn selbst aber ließen sie ihn unverhohlen merken, daß er doch nur ein Jude sei und hatten einen gewissen Adelsstolz und eine zutrauliche Herablassung gegen ihn. Mit Bekämpfung jeglicher Empfindlichkeit hielt sich Spinoza nur an die letztere Wahrnehmung, sein mildes und doch gehaltenes Wesen entwaffnete jede Rohheit und die Gesellen hatten bald eine gewisse wie verabredete Hochachtung vor Spinoza. Ein kurzes, eindringliches Wort, das er sprach, wirkte oft lange nach im Geiste derer, die es gehört. Auch Meister Huygens und seine Frau liebten den bescheidenen und stillen jungen Mann sehr. Es waren nicht Hirten und Fischer, nicht Menschen in einfachen Lebensverhältnissen und im stetigen Verkehr mit der ewigen Natur, zu denen er wie vordem die alten Weisen treten konnte, seine eigene

Erkenntniß bereichernd und neue ausstreuend. Da war eine Welt, deren Thätigkeit der ursprünglichen Einfalt ferne lag, da waren Menschen, die tagüber unter allerlei Geräusch lebten; da dringt nur schwer am Feierabend ein Wort in die Seele. Und doch, ob am rauschenden Bach oder am sausenden Rad, der Menschengeist ist sich ewig gleich wie die Luft, die die verschiedenen Schallwellen trägt, und das Priesterthum, das dem ewigen Gesetz dient, muß sich immer wieder erneuen. Wie es in der Natur draußen sproßt, jede Pflanze für sich lebt, und doch vor dem Gedanken des Menschen aufgeht und sich zusammenschließt zur großen Einheit, so auch ist die Menschenthätigkeit in allerlei Berufsarten gesondert, die Jeder, nur auf das Einzelne gerichtet, zu erfüllen trachtet; vor dem denkenden Geiste aber schließt sich Alles zusammen zu einem großen einheitlichen Getriebe.

Spinoza fühlte sich besonders beglückt, mitten inne in der Reihe derer zu stehen, die mit ihrer Hände Kraft das Leben erneuen. Denn Alles, was da besteht, erfüllt still die Bedingungen des ihm aufgelegten Gesetzes. Die Arbeit aber ist des Menschen. Er vollführt das Lebensgesetz, indem er es frei erkennend bethätigt; und es ist ein großer majestätischer Chor, der all das Lehren und Federkritzeln, all das Hämmern, Graben, Bohren und Sieben in vereinzelten Werkstätten und was daraus hervorgeht, zusammenschließt. Das stille Naturleben hat das bloße Dasein, die Erkenntniß hat das Denken für sich; in der Arbeit ist Dasein und Denken Eins.

Spinoza war einig, heiter und zufrieden.

Nicht so zufrieden war Olympia, als er ihr seine neue Lebensweise erzählte:

„Es freut mich zwar, daß wir auch hierin übereinstimmen," sagte sie, „den ganzen lieben langen Tag blos eigenen oder fremden Gedanken nachhängen, ist zu viel oder zu wenig Arbeit; ich komme dann meist so weit, daß mir's peinlich wird und ich froh bin, wieder die Stiche zählen zu müssen. Wenn ich sticke, da hab' ich meine besten Gedanken. Sehen Sie die Rosenguirlande dort? Geschichten, toller und umfangreicher als die Gesta Romanorum sind dort unter den Nähten gefangen — ach! wie froh war ich damals, daß ich eine Handarbeit kannte."

„Ich arbeite aber nicht blos, damit meine Hände etwas zu thun, sondern auch damit meine Zähne etwas zu kauen bekommen."

„Ich bemerke seit geraumer Zeit," erwiderte Olympia, „die Lectüre des Tacitus bewirkt einen ganz besondern Humor bei Ihnen."

„Daß ich nicht wüßte, es ist mein völliger Ernst, ich will durch mein Handwerk künftig für meine Nahrung sorgen."

„Wozu hätten Sie denn aber so viele Kenntnisse gesammelt? Ich will nicht hoffen, daß es bloßer Egoismus war. Mein Vater will sein Institut erweitern und da sollen Sie ein Hauptlehrer werden; wollen Sie nicht mein Collega sein?"

„Ich muß leider Nein sagen. Nennen Sie es immerhin Egoismus, ich habe die nächsten Pflichten gegen

mich, und muß erst mit mir im Reinen sein; kann ich dann Etwas lehren, was den Menschen nützlich ist, werde ich's bedenken, aber nie und nimmer werde ich die kleinste Ueberzeugung für ein vergängliches Gut verhandeln."

„Sie erscheinen doch stets wie der Deus ex machina," sagte Olympia zu dem eintretenden Oldenburg, „wissen Sie schon, ihr Taufpathe bereitet sich vor, erbgesessener Meister eines Handwerks zu werden?"

„Ein Apostel aller Lande, wollen Sie sagen," entgegnete Oldenburg.

„Wär's noch eine Beschäftigung," fuhr Olympia fort, „wie sie die großen Weisen und Staatsmänner des Alterthums hatten, der Feldbau, das ließe ich mir noch zur Noth gefallen; es liegt etwas Großes darin, so die Extreme zu vereinigen und mit dem gebildetsten Geiste die Arbeit des rohen Naturmenschen zu verrichten, selbst die des Fischers und Zimmermanns hat noch etwas Poetisches; aber in einem Winkelzimmer Gläser zu schleifen, da verdumpft und verkrüppelt Leib und Seele. Mir kritzelt's in der Vorstellung, wenn ich nur an Glasschleifen denke. Die Hand eines Philosophen, die das Rad einer Maschine dreht und sich mit dummem Handwerkszeug abmüht: das ist ein widerwärtiger Gedanke."

„Schelten Sie das Handwerkszeug nicht," entgegnete Spinoza mit besonderem Ernste, „es ist ein Attribut der Menschennatur. Das Thier hat nur seine natürlich angeborenen Werkzeuge zum Bau seines Nestes, zur Erlernung seiner Nahrung, zu Vertheidigung und Angriff;

der Mensch hat die außer ihm liegenden Erzeugnisse der Natur zu seinen Gliedmaßen gemacht: fehlt ihm die Flugkraft des Vogels, die Schnellfüßigkeit des Hirsches — Pfeil und Kugel überholen beide; seine Hände können nur mühsam den Boden aufgraben, er schmelzt das Eisen und spitzt es zu Hacke und Pflug und jocht die Kraft der Thiere ein, und Baum und Stein zerschneidet und formt er. Die friedlich bildenden und schaffenden Werkzeuge sind das edelste Erbe der Menschheit, sind heilige Ueberlieferungen. Wer ein verbessertes Werkzeug den Nachkommen übergiebt, reicht ihnen die helfende Hand, und hier giebt es Tausende unsterblicher Geister, die namenlos fortwirken. Könnte ich in Denken und Thun etwas hervorbringen, das den Menschen außer mir zur Erkenntniß und Verschönerung des Lebens dienen kann, ich wäre glücklich; nie aber darf man vergessen, daß alles Ueberlieferte nur Werkzeug zu eigenem Schaffen ist."

„Das ist Alles schön und sinnreich," sagte Olympia, und nach Frauenart einen einzelnen Gedanken herausreißend fuhr sie fort, „das können Sie ja aber Alles denken ohne selbst Handwerker zu sein. Warum wollen Sie sich mit heiligen Aexten, heiligen Hacken und heiligen Feilen belasten?"

„Weil ich, um in Ihrer Weise zu antworten, mit einem heiligen Körper belastet bin, der sein Futter will; und an dem Handwerke, das ich gewählt habe, will ich Ihnen noch dazu alle Künste der Dialektik vordemonstriren: zwei hohlgeschliffene Gläser auf einander gelegt, zeigen einen durch sie betrachteten Gegenstand verkehrt,

das Reflexionsglas dazwischen bringt ihn in seiner wahren Gestalt näher."

„Wann bist du geboren?" unterbrach ihn Oldenburg.

„Eine sonderbare Frage, Herr Gevatter," erwiderte Spinoza, „wenn du's noch nicht weißt, im November des Jahres 1632."

„Das paßt vortrefflich," fuhr Oldenburg fort, „du hast wohl nie etwas von dem Görlitzer Apostel gehört, der ewig in apokalyptischer Ekstase faselte? Im November 24 hat er das Zeitliche gesegnet; er war seines Handwerks ein ehrsamer Schuster, und ich werde nun aus der Apokalypse beweisen, daß 7 Jahre nach seinem Tode ein neuer Philosoph geboren werden mußte, der auch ein Handwerker ist."

„Ihr Beispiel hinkt," sagte Olympia, „denn Ihr Jakob Böhme war ein Schuster und wurde als solcher ein Philosoph, während unser Maledictus vom Philosophen zum Handwerker wurde."

„Verzeihen Sie," sagte Spinoza, „der Witz hinkt nicht, sondern hat ein Ueberbein, denn es sind 8 Jahre von 24 bis 32."

„Thut nichts," versetzte Oldenburg, „so ein Jahr wird doch amputirt werden können. Aber ernstlich, du beleidigst deine Freunde durch den Zweck, den du mit deiner Lebensart erstreben willst; mir ist die Sache so selbstverständlich, daß ich nicht nur vor unserer Freundin, sondern vor Jedem darüber sprechen könnte. Hast du mir nicht selbst zugestanden, daß unter Freunden Alles gemeinsam sein muß? Sind wir so ätherisch,

daß wir bloß klingende Worte und Gefühle und nicht auch unser klingendes Geld einander mittheilen dürfen?"

„Ich erkenne dein freies Herz und du weißt, wie ich dir dadurch am besten danke," entgegnete Spinoza, „aber ich habe dir schon gesagt, daß ich nie ein Geschenk von einem Freunde annehme, so lange ich von meiner Hände Arbeit leben kann."

Spinoza ließ sich durch nichts abhalten, sein Handwerk emsig zu betreiben.

15. Das Unausgesprochene.

„Wie gefällt Ihnen Kerkering?“ fragte eines Tages Olympia, als dieser nicht zu dem Unterrichte gekommen war.

„Wie Ihnen,“ antwortete Spinoza.

„Sie bauen vielleicht doch zu viel darauf, daß wir uns so oft gegenseitig das Wort vom Munde wegnehmen,“ antwortete Olympia; „was haben Sie an ihm zu tadeln?“ Spinoza ward feuerroth, da er hierauf geradezu Antwort geben sollte; denn theils hatte er im Stillen einen ähnlichen Tadel schon auf Olympia ausgedehnt, theils fürchtete er auch, daß Olympia seine Worte als Eifersucht mißdeuten könnte. Im Nu waren diese widersprechenden Gedanken gekommen und gegangen, und nach einer kleinen Pause fuhr Olympia fort: „Kerkering hat ein von Grund aus gutes Herz; seine Redseligkeit ist ein Nationalfehler der deutschen Hansestädter.“

„Nun sehe ich doch,“ entgegnete Spinoza, „daß die Juden nicht allein das Schicksal haben, daß man vom Ersten besten, der Einem in den Wurf kommt, auf ihre Gesammtheit urtheilt. Aber beachten Sie doch nur die Geschlossenheit und beständige Richtung nach dem Ethischen im Wesen unseres Oldenburg; warum machen Sie diese nicht zum Typus der deutschen Hansestädter?“

„Sie haben Recht,“ entgegnete Olympia, „aber Sie bringen mich noch so weit, daß ich mir gar kein Urtheil mehr erlauben werde; ich lasse mich stets zu sehr von den nächsten Gegenständen bestimmen, und Sie fassen überall das Allgemeine so scharf.“

„Nennen Sie es nicht Männerstolz,“ fiel Spinoza ein, „aber Sie bestätigen mir eine Wahrnehmung, die mir schon bei meinen Schwestern und deren Freundinnen auffiel: die Frauen scheinen selten Freude an der lautern Gerechtigkeit zu haben, sie urtheilen nicht über die That, sondern über den Thäter, und über diesen mit Zuneigung oder Abneigung.“

„Immerhin. Wir sind nicht für die Philosophie auf der Welt. Darin sind Sie also doch mit mir einig: Sie lieben auch nicht das prahlerische Klimpern mit allzeit fertigen Gedankenmünzen; läßt man diese Rechenpfennige allstündlich cursiren, so werden sie abgegriffen, verlieren alles frische Gepräge und behalten nur noch den einmal bestimmten Nennwerth. So geht's Kerkering; an wahrem innerem Reichthum fehlt es ihm.“

„Es ist Alles gut ausgeglichen,“ sagte Spinoza, „er hat desto mehr von klingender Materie.“

Olympia schien nicht auf diese Wendung eingehen zu wollen, denn sie fuhr jetzt seltsam mit den Augen zwinkernd fort:

„Unser Freund Oldenburg will immer, ich solle mich auch gleich meiner Namensschwester Olympia Morata in Poesien versuchen; aber ich muß bekennen, daß ich die Dichter nicht minder verehre als bemitleide, weil sie das Tiefinnerlichste ihrer ganzen Persönlichkeit vor

den Augen der ganzen Welt darlegen können und müssen. Ich meine, wenn ich mein Eigenstes, das was den Kern meines Wesens bildet, hinausgegeben hätte an die Welt, ich hätte mich selbst nicht mehr: die Welt hat mich, ich bleibe nur ein Schatten dessen, was ich hergegeben, und ich müßte dann urplötzlich vergehen. Da halte ich es lieber mit den Philosophen des Alterthums, die machten nie ihr eigenstes Gemüth zum Gegenstand der Darstellung, sie hatten eine esoterische Lehre, die nur in Symbolen, nie in Worten heraustrat."

„Mit der Idee, von der Sie ausgingen," sagte Spinoza, „bin ich ziemlich einverstanden; wäre ich Theologe, so könnte ich hier eine Allegorie daraus machen, daß der Hohepriester im Tempel zu Jerusalem nur Einmal des Jahrs mit Gefahr seines Lebens das Allerheiligste betrat, von dort den unaussprechlichen Namen Jehovah's aussprach, daß alles Volk, das draußen stand, auf das Antlitz niederfiel. Durch einen kleinen „frommen Betrug" könnte man der Sache die Idee unterschieben, die Sie in anderer Weise so eben ausgesprochen; aber ich liebe das Ausdeuteln nicht, es ist meist Selbsttäuschung oder noch Schlimmeres."

„Nehmen Sie doch die Sachen nicht so barbarisch genau, das ist ja herrlich ausgedrückt: nur Einmal, wenn die Gottheit sich mit der Menschheit eint, darf das Allerheiligste des Herzenstempels geöffnet werden und das Unaussprechliche im Worte sich verkörpern. Ja, es gilt auch als Symbol für manche gewöhnliche Lebensverhältnisse: im alltäglichen Umgange sollen die uns nahe stehen, an einzelnen Ritzen, die sich öffnen, ahnen,

was drin im Herzen verschlossen ruht und nicht ausgesprochen werden mag."

„Ahnung, auch die zuversichtlichste schließt doch Täuschung in sich."

„Nein, hier nicht, hier gewiß nicht. O! es ist ein seliges Bewußtsein, das Wort verschmähen zu können, und dennoch mit untrüglicher Zuversicht zu wissen, daß alle Wurzeln unserer Seele tief, wo kein Auge hindringt, freundlich verschlungen sind mit einer andern. Was ist höher, als sich bei den tausend Begegnissen des Lebens so still in's Auge sehen zu können, und zu wissen: da drin lebt Alles in gleicher Kraft und unzerstörbarer Harmonie wie in dir selber?"

Es war ein Blick voll unaussprechlich innigen Verlangens, mit dem Olympia auf Spinoza sah; ein dunkles Roth durchschoß ihre Wangen, ihre Lippen zuckten fieberhaft, ihr ganzes Wesen war Hingebung. — Spinoza schaute sie mit ruhiger Miene an. Sollte der Mann, der ein so feines Gefühl besaß, um den leisesten Regungen des Denkens und Empfindens nachzugehen, sollte er nicht einsehen, wie hier eine Seele nach bewußter Einigung mit ihm rang? Fühlte er Nichts für sie, oder kämpfte er mit starkem Willen eine Neigung nieder, die ihm und Olympia nur Kummer und Unglück bringen konnte? —

„Das Unausgesprochene, von dem Sie reden," sagte er nach einer peinlichen Pause, „muß, wie ich täglich mehr einsehe, bei dem, was wir über Gott und Natur denken, am ehesten ein solches bleiben; man wird meist nur halb verstanden oder mißverstanden."

Es ist klar, er hatte Olympia erkannt, und wollte ihre Gedanken nur auf einen andern Gegenstand lenken.

„Ich werde morgen nicht zu Ihnen kommen können," fuhr Spinoza fort, „meine Schwester Miriam verheirathet sich morgen mit dem jungen Casseres; wenn sie nur recht glücklich wird! Sie versteht mich noch am meisten, wir plauderten oft halbe Nächte lang mit einander." Diese Ablenkung hatte den beabsichtigten Erfolg nicht.

„Sie sind doch um Vieles glücklicher als ich," entgegnete Olympia, „ich stehe so ganz allein. Meine Mutter habe ich nie gekannt. Sie können nicht ermessen, was das für ein Mädchen heißt: die Mutter nie gekannt zu haben; ich habe schon oft darüber nachgedacht, gewiß, es wäre was ganz Anderes aus mir geworden, wenn ich nicht unter Männern aufgewachsen und nicht bloß von meinem Vater erzogen worden wäre. Der gräßliche Krieg hat mir meinen einzigen Bruder geraubt; meine Cousine Cäcilie, die seit meines Vaters Abreise bei uns im Hause ist, war seine Braut — ach! Sie hätten sich mit meinem Cornelius gewiß innig befreundet, vielleicht mehr als mit mir."

„Das gewiß nicht — aber es ist eigen, daß Sie Beide so heidnische Namen haben." —

Wollte Olympia auf diese Worte nicht eingehen oder überhörte sie dieselben wirklich? genug, sie fuhr in gleichem Tone fort:

„Ich habe schon oft darüber nachgedacht, wenn doch Eines von uns sterben mußte, wär's nicht besser gewesen, ich wäre gestorben? Cornelius hätte der Welt

nützen und sie genießen können; aber ich, wozu soll ich leben?“

„Um selbst an sich die Freude zu empfinden, um zu erleuchten und zu entzücken durch Ihren Geist und Ihre anmuthsvolle Gestalt,“ antwortete Spinoza, und er schalt sich in seinem Innern, denn er glaubte einen Frevel begangen zu haben mit dieser Rede.

„Sie scherzen,“ erwiderte Olympia mit Bitterkeit, „einst, ich gestehe es, war ich auch so eitel, das zu glauben, aber ich lernte einsehen, daß mich die Natur mit einem andern Lärvchen hätte ausstatten und zu einer andern Zeit hätte in die Welt schicken müssen.“

„Ich bitte,“ unterbrach sie Spinoza, „sündigen Sie nicht gegen sich selber; ich weiß gewiß, Sie denken besser von der Welt und von sich selbst. Ich darf Sie nicht loben, Sie sagen ja immer, ich hätte keinen Schönheitssinn.“

Cäcilie trat hier zu rechtem Zeitpunkte ein und befreite die Beiden von einer peinlichen Unterredung. Spinoza verabschiedete sich bald darauf. Mit dem befriedigenden Gefühle der Selbstüberwindung ging er nach Hause, denn er glaubte mit männlicher Kraft die ersten Keime der Neigung Olympiens erstickt zu haben; eines gewissen heimlichen Triumphs, sich ohne Werbung von einem solchen Mädchen geliebt zu sehen, konnte er sich jedoch nicht erwehren.

Olympia war den ganzen Abend verstimmt, und als sie sich zu Bett legte, benetzte sie ihr Kissen mit vielen Thränen. „So weit ist es mit dir gekommen,“ sprach sie zu sich, „daß du dich Einem an den Hals

wirfst, und er die Arme schlaff sinken läßt!" Sie seufzte tief, Cäcilie fragte sie oft, was ihr denn fehle; sie gab keine Antwort und that, als ob sie nicht mehr wach wäre, in der That konnte sie aber noch lange keine Ruhe finden. „Er ist ein herzloser, eigensüchtiger Mensch mit frostigem Verstande." Nein, das konnte sie doch nicht, so konnte sie ihn nicht denken; seine kindliche Bescheidenheit, seine über Alles gehende Wahrhaftigkeit, und vor Allem die unauslöschlichen Zeugnisse des Wohlwollens und der Menschenliebe in seinen Zügen, das sanfte Lächeln seines lieblichen Mundes, die unergründliche Glut seiner schwarzen Augen! — nein, sie konnte ihn nicht zum Zerrbilde machen.

Singend und trillernd stand sie des andern Morgens auf, und als sie an den Spiegel trat, sprach es aus ihren Mienen: „Nein, so weit ist es noch nicht, und wär' er ein Gott, und dünkte er sich erhaben über alle menschlichen Leidenschaften, es gilt meine Ehre und meine Selbstschätzung, er soll vor mir knien, und hab' ich ihn dann gewonnen, nun denn, so will ich sehen, was ich beginne." Mit vergnüglicher Selbstgefälligkeit machte sie ihre Toilette.

Nicht so heiter legte Miriam von Spinoza ihre Hochzeitgewänder an, denn das religiöse Herkommen hat sich hiebei in gar wunderlichen und scharfen Gegensätzen gefallen. Unter den schimmernden Hochzeitskleidern muß die Braut das Hemd tragen, mit dem sie einst in den Schooß der Erde gelegt wird — das Sterbehemd; die schönen Locken Miriams mußten von diesem Tage an unter Schleier und Haube begraben liegen, das große

Gebet des Versöhnungstages mit dem langen Sündenregister mußte sie beten, weder Speise noch Trank durfte über ihre Lippen kommen, bis unter dem Trauungsbaldachin ihr der Gatte den Liebestrank im Hochzeitsglase reichte, sie daraus trinken ließ und dann das Glas an der Wand zerschellte.

Das Familienfest, seit ihrer Vertreibung unter alle Völker das einzige was den Juden an Freude verblieben war, erschloß die ganze Fülle seiner innerlich gehegten Lust. Aus der Rührung, die in den Vorbereitungen zur Trauung und in dieser selbst alle Herzen bewegt hatte, erhob man sich jetzt wie entlastet zu freier Heiterkeit. Die Gatten drückten einander die Hände und sagten sich damit, daß man im Anschauen des neuen Bundes den längst geschlossenen innerlich erneue; Jünglinge und Jungfrauen sahen sich erglühend an, und die Einen wurden stille, die Anderen desto übermüthig lauter, um ihre Regung zu verbergen. Ein lärmendes Stimmengewirre herrschte unter den Versammelten und doch klang es Jedem wie Harmonie; man drängte sich hin und her und Jedes las die Freude aus dem Antlitze des Andern. Man freute sich endlich bei Tische des trauten Zusammenseins und der festen Angehörigkeit, man sprach es aus und trank dabei einander zu, und in diesem Aussprechen der Freude erwuchs dieselbe nur um so höher. Man lobte Braut und Bräutigam, ihre Schönheit, ihre Herzensgüte, ihr künftiges Glück, und empfand einen Abglanz von all diesem in sich selbst wieder.

Baruch war mitten in all der Gemeinsamkeit und

Freudigkeit nur um so einsamer und trauriger. War es, weil er an Olympia denken mußte und sich dadurch fremd fühlte oder weil er durch sein Denken überhaupt von der gegebenen Gemeinschaft um ihn her abgelöst war?

Die Mahlzeit war vorüber, die Cigarren dampften lustig, die Gesellschaft gruppirte sich nach Gutdünken und jetzt war das Stimmengewirr noch belebter, daraus oft ein helljauchzendes Lachen auftönte.

Baruch war am Tisch sitzen geblieben, sein Angesicht war glühend roth, denn auch er hatte nicht minder als die Andern wacker von dem „süßen Feuer" getrunken; stillträumend schaute er in den Grund seines Bechers.

Chisdai, der, um seine vormalige Werbung zu verbergen, hier beim Hochzeitsmahle Miriams gesessen hatte, rückte jetzt mit Ephraim Cardoso Baruch näher. „Der Wein erfreut des Menschen Herz!" (Ps. 104, 15.) recitirte er, mit lustigem Pathos den Becher schwingend.

„Darum wollen die Thalmudisten wahrscheinlich auch," erwiderte Baruch, „daß man keinen lebendigen Wein genieße, sondern ihn vorher schlachte durch das Hinzugießen von Wasser." Baruch sprach diese Worte in seinen Becher hinein, Chisdai mußte sie überhört haben.

„Ja," sagte Ephraim und trank Baruch zu, „unsere Vorfahren haben auch zu leben verstanden. Heißt es nicht im Thalmud: der Geist Gottes ruht auf dem Menschen nur in der Freudigkeit? Ich war einmal dabei, als der verstorbene Professor Barläus zu Rabbi Menasse ben Israel sagte: nur die Griechen allein, nicht

einmal die Römer, hätten wahrhaft gewußt, wie man angenehm lebt; die Juden hätten sich nur ewig damit beschäftigt, zu ergründen, was Gott sei, wie er sei und wie man ihm dienen müsse; das hätten sie auch in ihrer Art so ziemlich herausgebracht, die wahre volle Lust des irdischen Lebensgenusses sei aber dabei zu Grunde gegangen. Jetzt sollt' er einmal herkommen und sehen, ob wir nicht auch lustig und guter Dinge sein können in aller Gottesfurcht."

„Du meinst es gut, Ephraim," sagte Baruch und trank ihm freundlich zu.

„Und wenn's auch wahr wäre, was der Christ gesagt hat," rief Chisdai und schlug dabei auf den Tisch, „darf man nicht alle Annehmlichkeiten, ja das Leben selbst hingeben für den Preis, daß wir allein die Offenbarung von dem wahren Wesen Gottes besitzen? Wir allein sind frei von jeglichem Wahn und Trug."

„Ho! ho!" sagte Baruch, „du nimmst den Mund zu voll. Weißt du denn nicht, daß im Tractat Sabbath (und er bemerkte dabei nach Art der Schriftgelehrten die Seitenzahl 32) von dem Thalmudisten Rabbi Samuel erzählt wird, er sei nie über eine Brücke gegangen, wenn nicht Jemand von einem andern Glauben mitging, weil gegen zwei Religionen zumal der Satan keine Gewalt haben könne?"

Chisdai kraute sich in seinem jungen Barte und fragte dabei: „Du studirst jetzt die Griechen und Römer, sage mir: findet sich im Judenthum nicht Alles und noch weit mehr, als alle Wissenschaften aller Völker je ergründen konnten?"

„Betrachte die Sache recht," antwortete Baruch, „so steht in der Bibel eben so wenig oder eben so viel von der lauteren Wahrheit, als in anderen Büchern; betracht' es unparteiisch, und nicht vom jüdischen Stolze befangen: wird die menschliche Seele nicht bald im Blute bald im Odem steckend gedacht? Ja noch mehr, ist nach allen Stellen der Bibel Gott ein unkörperliches Wesen? Ich weiß wohl, die Bibel soll den Leuten die Sache mundgerecht gemacht haben, aber bedenke nur: Gott wird im Raume gedacht, denn er läßt sich in Wolken und Feuer gehüllt auf den Sinai nieder; in der Vision, da Moses ihn sah, war sein Fußgestell wie weißer Saphir. Und das ist die höchste Wahrheitsidee von Gott? Es finden sich mitunter erhabene und reine Ideen von Gott in der Bibel, aber wie er in den Dingen und aus ihnen ist, wie er sie schafft und erhält, das finde ich stets nur als vorweg angenommen, nie erwiesen. Und selbst das, worauf wir den meisten Nachdruck legen, der Begriff: der Eine, der Einzige, ist nicht ausreichend und kann nur uneigentlich gebraucht werden; weil wir von der allgemeinen Wesenheit Gottes uns keinen Begriff und Ausdruck bilden können."

Chisdai ballte die Faust unter dem Tisch. „Und die Propheten," fragte er, „die haben Alle nichts Rechtes gewußt?"

„Die Propheten," antwortete Spinoza, „waren große und rechtschaffene Männer, theilweise mit einem Geiste, der die Unendlichkeit und das All zu umfassen strebte; es waren Männer, denen zwar zunächst das

Schicksal Israels, aber auch das der ganzen Welt am Herzen lag, wie Jesaias (16, 9.) „um Jäser weinte;“ dabei waren sie aber Menschen wie wir, ja sogar in manchen Dingen noch unwissender als wir, denn sie kannten oft die ersten Grundsätze der Naturkunde nicht; wenn der Geist Gottes stets unmittelbar aus ihnen gesprochen hätte, wie konnten ihnen so einfache Dinge verborgen bleiben?“ Er sprach noch weitläufig über diesen Gegenstand, und in Einzelheiten, die er anführte, wurde er immer schärfer und bestimmter. Chisdai blieb ruhig und kalt, nur bisweilen knirschte er die Zähne; als er endlich genug gehört hatte, entfernte er sich mit Ephraim, ohne ein Wort zu reden.

Spinoza blieb allein am Tisch, er mochte nicht aufstehen, so unbehaglich und zuwider war ihm Alles. Eben hatte er einen Becher Wein hinuntergestürzt, um seine Gedanken zu verscheuchen, als seine Schwester Miriam zu ihm trat:

„Was hast du gethan?“ sagte sie. „Der widerwärtige Chisdai speit ja Feuer und Flamme gegen dich. Ich stand eben draußen bei der Chaje in der Küche, und erinnerte sie daran, wie sie einst von meiner Hochzeit geträumt hatte, da hörte ich, wie Chisdai rief: verflucht sei die Luft, die dieser Schändliche einathmet, du hast es gehört Ephraim, wie der Baruch Gott und die Propheten geschmäht hat; o! daß keine Hand vom Himmel herabreichte, und ihm seine Lästerzunge aus dem Rachen riß! Aber ich will mein Haupt nicht ruhig niederlegen, bis er vertilgt ist von der Erde. — Ephraim suchte ihn zu beruhigen. Es ist gut, daß du dabei

warst, fuhr Chisdai fort: Ein Zeuge ist nicht beglaubigt, du mußt mit mir vor das Sanhedrin, wir wollen ihn anklagen, er muß in den großen Bann, ich setze noch meinen Fuß auf seinen Nacken. Ephraim sagte: er trete nicht gegen dich auf, er habe nichts gehört. So? rief Chisdai, und packte ihn beim Arm, du willst nicht? so mußt du schwören, daß du Nichts gehört hast, und thust du's, dann kannst du mit ihm zum Satan gehen. — Ich hab' Alles gehört, sie haben mich nicht bemerkt. Aber lieber Bruder, du bringst ja das fürchterlichste Unglück über uns, eher möcht' ich heut' an meinem Hochzeitstage sterben, als daß ich so etwas erleben sollte."

Spinoza beruhigte seine Schwester, sich selber konnte er aber nicht beruhigen. „Wie groß dünktest du dich gestern," sprach er zu sich, „als du zu Olympia sagtest: die Ansicht von den höchsten Dingen muß unausgesprochen in der Seele ruhen. Nun hast du dich erprobt." Er war den ganzen Tag in tiefes Leid versunken.

Chisdai's Bemühungen hatten den gehofften Erfolg nicht. Ueberall nahm man Rücksicht auf Binjamin Spinoza und seinen einflußreichen Anhang; auch standen nur Worte, keine Thatsachen gegen Baruch da. Chisdai mußte sein Unternehmen auf gelegenere Zeit verschieben; er konnte diese leicht abwarten, denn Baruchs Vater lag bald nach der Hochzeit Miriams wieder schwer krank darnieder. Niemand wollte dem kranken Manne das Gerede, das über seinen Sohn herrschte, hinterbringen.

16. Pantheismus.

Olympia entfaltete von Tag zu Tage den Reichthum ihres Gedanken- und Gemüthslebens immer freier vor Spinoza, und dieser fühlte sich auf's Erfreulichste angeregt von der Spannkraft und Lebendigkeit ihres geistigen Wesens. Sie hatte nicht nur den bei Frauen besonders seltenen Muth, die rückhaltslose Wahrheit zur Berichtigung ihres Denkens zu verlangen, sondern auch den, die Ausführung dieser Forderung unverletzt und frei entgegen zu nehmen. Dabei hatte sie eine Art hausmütterlicher Wirthschaftlichkeit, die alles Eingebrachte, auch das was sie zunächst nicht zu verwenden wußte, mit freundlicher Bereitwilligkeit in Verwahrung nahm. So kam es, daß sie immer zu neuen Darbringungen reizte, und manches, was der Bringer selbst vergessen hatte, holte sie bei gelegener Zeit zur Ueberraschung wohlverwahrt hervor und erregte dadurch ein doppelt freudiges Gefühl in dem Urheber, die Freude an dem unverschleuderten Besitze und an der treuen Hüterin desselben. So kam es, daß das Denken Spinoza's leicht eine Beziehung zu Olympia nahm, daß er gegen sie noch mittheilsamer war, als gegen die Freunde.

War solche Hingebung nicht Liebe?

Spinoza wußte sich frei vom Verlangen nach dem

Besitze Olympia's, er hatte so Manches an ihr zu tadeln, und kann die Liebe an dem Gegenstande ihrer Verehrung einen Tadel finden? Er durfte es aber doch mit Recht mißbilligen, daß Olympia so oft auf Reichthum und Hochgenuß ihrer früheren Erlebnisse mit unverwüstlicher Naivität zurückdeutete; hätte mit seiner Erscheinung ein neues Leben für sie begonnen, wozu dann die Auferweckung des Todten? Mußte nicht alles Vergangene spurlos verschwinden vor der beglückenden Gegenwart? Olympia hatte sonderbarer Weise geglaubt, durch ihr historisches Recht das ihr jetzt theilweise abgehende Naturrecht zu verstärken, aber gerade, daß Spinoza's Tadel sich hierauf wendete, konnte als Beweis dienen, daß er nicht so ganz frei war von Verlangen nach ihrem Besitze, weil er ja nach Alleinherrschaft über sie strebte.

Spinoza und Oldenburg waren eines Tages bei Olympia.

„Der Himmel scheint uns heute nicht günstig," sagte Oldenburg, „denn er schneidet ein so weinerliches Gesicht, daß wir wohl darauf verzichten müssen, heute einen frohen Tag auf Ihrer freundlichen Buiten (Landhaus) zu verleben."

„Der Himmel," wiederholte Olympia scherzend, „das war eine schöne Erfindung; sehen Sie, der Wetterprophet dort (sie deutete auf den Barometer) der gilt jetzt. Der Himmel kann nicht mehr thun, was er will, Toricelli hat ihm den Meister gezeigt. Ist es nicht zum Verzweifeln, daß wir keinen Himmel und keine Hölle mehr haben? Kopernikus und Galiläi haben glücklicher als die Titanen den Himmel gestürmt. Die

Sterne sind in der Nähe dunkle Körper wie die Erde, und die Erde ist in der Ferne so leuchtend als die blinkenden Sternlein; der sternbesäte Fußteppich ist weg, wo ist nun der Thron Gottes aufgestellt? Die Hölle haben wir auch nicht mehr. Da meinte man immer, drunten, weit drunten, dort braten und sieden die Gottlosen, bis Columbus immer nach Westen steuerte, und jetzt wissen wir, daß da unten auch Leute sind, die gerade so leben wie wir; wo bringen wir nun unsere Frommen und unsere Gottlosen unter?"

„Juvrouw Olympia," antwortete Spinoza, „waren Sie nicht am letzten Freitag ganz mit mir einverstanden, als ich Ihnen erklärte, daß die Aeußerlichkeiten dieser Dinge mit Recht gefallen sind, und man doch den Begriff derselben festhalten kann? Jene Erhebung des Geistes, wo man aus der Harmonie seiner selbst übergeht und eingreift in die allgemeine Harmonie, in das Wesen Gottes, nennen Sie es, wenn Sie den Ausdruck so sehr lieben, meinetwegen den Himmel und seine Seligkeit; jenes Hinausgerissensein aus sich selbst, nirgends in sich einen Halt und nirgends nach außen eine Handhabe, im Widerspruche mit den Gesetzen seiner naturgemäßen Bestimmung, von den kleinsten Schwankungen erschüttert, ohne jenes Bewußtsein der Einheit mit dem All, giebt's eine schreckensvollere Hölle?"

„Wohl," entgegnete Olympia, „aber meine früheren Begriffe waren mir doch lieber."

„Das glaub' ich," sagte Oldenburg, „man kann sich solchen metaphysischen Begriffen nicht an den Hals werfen; daran ist aber Freund Spinoza nicht Schuld."

Oldenburg hatte keinen Doppelsinn in seine Worte legen wollen, und doch machten sie fast einen solchen Eindruck. Olympia erröthete; eine Pause trat ein, doch schnell suchte die Betroffene den Faden des Gesprächs wieder aufzunehmen.

„Sie glauben kaum," begann sie, „wie namenlos unglücklich ich war, da ich als Kind von zehn Jahren — ich verbitte mir, daß Sie nachrechnen, wie lange das her ist — zum Erstenmal erfuhr, daß es keinen Himmel gebe, und daß sich die Erde stets im endlosen All herumdrehe; es war mir, als ob ich mein Leben auf Händen trüge und es jeden Augenblick könne fallen lassen. Ueber die Bewegung der Erde beruhigte mich mein Vater bald, aber den Himmel kann ich noch nicht verschmerzen. Es war doch schön, als er noch ein festes Gewölbe war, und jetzt ist das blaue Rund nichts als eine Lichtbrechung, das Blau des Himmels nichts anderes als das Blau ferner Berge, erzeugt durch die Beleuchtung von der einen und den Hintergrund dunkler Körper von der anderen Seite. O unser schöner blauer Himmel!"

Spinoza gedachte bei sich jenes Schmerzes nach dem Tode seines Oheims Immanuel; es war ein eigen ansprechendes Gefühl für ihn, daß Olympia in ihrer Weise fast gleiche Kämpfe hatte bestehen müssen wie er. Oldenburg übernahm es für ihn zu antworten:

„Ich bedaure herzlich," sagte er, „daß Sie der reizenden Hoffnung beraubt sind, einst Ihre metallvolle Stimme im Chore der Engel ertönen zu lassen, und mit Flügelein auf dem Rücken, die in allen Farben

des Regenbogens schillern, zur Kurzweil den lieben langen Tag Hosianna und Halleluja zu singen."

„Die Botschafter des Himmels bedienen sich doch keiner solchen verbrauchten Schmeicheleien, wie die Gesandten der Hansestädte," erwiderte Olympia rasch, und zu Spinoza gewendet fuhr sie fort: „Sehen Sie, ich kann Ihnen aus der Nähe ein Beispiel anführen, welch eine gute Herberge der alte Himmel ist. Meine Cousine Cäcilie — die heute ungewöhnlich lang in der Messe bleibt — war die Braut meines Bruders Cornelius, nun er todt ist, sieht sie mit Freuden ihre Reize wegsterben, denn ihr tägliches Gebet ist, daß es Gott gefallen möge, sie bald im Himmel mit ihrem Bräutigam zu einen. An seinem Geburtstage schreibt sie jedesmal an ihn, erzählt ihm genau ihre Schicksale vom letzten Jahre, und freut sich, daß nun wieder ein Jahr um ist an der langen Frist, bis zu ihrer endlichen Vereinigung. Es ist mir oft unheimlich, mit ihr umzugehen, es ist mir, als ob ich eine Schlafwandlerin vor mir habe, die durch einen unvorsichtigen Ruf von mir plötzlich aus ihrer sichern Höhe herabstürzen könnte."

Cäcilie trat ein, in tiefe Trauer gehüllt, die sie seit dem Tode ihres Bräutigams nicht abgelegt hatte; aus der landesüblichen schwarzen Faille, die auf dem Scheitel befestigt, über den ganzen Körper herabhing, blickte ein blasses edel geformtes Gesicht hervor, auf welchem Kummer und Schmerz sich heimisch gemacht; die müden Augenlider senkten sich über die blauen Augen, deren Feuer fast erloschen war. Jener peinliche Schreck, der sich einer Gesellschaft bemächtigt, wenn eine

Person, von der gerade gesprochen wurde, plötzlich in dieselbe tritt, steigerte sich hier noch durch die eigenthümliche Erscheinung Cäciliens, die mit dem Rosenkranze in der Hand und der frommen Duldersmiene im Angesichte einer verklärten Büßerin ähnlich sah. Olympia ärgerte sich im Stillen — was die beiden Freunde bei sich schon getadelt hatten — daß sie die Geheimnisse einer gebrochenen Seele hier so unverhohlen preisgegeben hatte. Niemand konnte das Wort finden, mit dem man das Gespräch schnell wieder auffassen konnte; selbst Oldenburg, sonst der abgesagteste Feind aller Vergrämung, konnte sich eines gewissen Schauers nicht erwehren, während er Cäcilie betrachtete. Diese fühlte indeß, daß sie eine Störung veranlaßt und entfernte sich bald mit der Entschuldigung, einen Besuch vergessen zu haben.

„Ich beneide Cäcilie oft um die Seligkeit ihres Glaubens," sagte Olympia.

„Die könnten Sie sich auch aneignen," erwiderte Spinoza.

„Nein, ich kann nicht," entgegnete Olympia heftig, „ich klagte mein Unglück einst meinem Oheim Bonifacius, der hier Priester bei St. Johann war; er rieth mir die Bibel zu lesen, ich that's, und es half nichts. Er sagte mir stets, ich müßte sie mit gläubigem Sinne lesen, aber den suchte ich ja erst in ihr, und wenn ich ihn schon hätte, brauchte ich die Bibel gar nicht. Es ist mir oft so bang und schwer, wenn ich mir bewußt werde, wie ich Zusammenhang und Gang der Welt so gar nicht begreifen kann."

„Ich glaube, Cartesius könnte Sie von Ihren Zweifeln erlösen.“

„Oldenburg, du wirst ja ein eifriger Freiwerber für deinen philosophischen Kriegsmann,“ sagte Spinoza, „meinst du, Juvrouw Olympia könnte sich mit der Ansicht vereinigen, daß Seele und Körper jedes für sich ein selbständiges Wesen ist, die einander nicht folgen würden, wenn nicht der unaufhörliche Beistand Gottes sie zusammenkoppelte und zum gegenseitigen Gehorsam zwänge?“

„Das wäre ja ein zusammengejochtes Paar, wie Frau Gertrui Usmsand die unfreiwilligen Ehen nennt; die haff' ich für den Tod.“

„Sprich es unverhohlen aus, findest du denn Cartesius Lehre so durchaus ungenügend?“ fragte Oldenburg.

„Es ist nicht meine Art, die Fehler Anderer aufzudecken.“

„So sage uns einfach positiv deine Lösung des ewigen Problems.“

„Das ist nicht so leicht gethan; Regeln, die auf äußere Thaten abzwecken, lassen sich leichter in Positionen fassen als die Denkprozesse.“

„Ich habe schon bemerkt,“ sagte Oldenburg, „du setzest statt wie Cartesius cogito ergo sum (ich denke, darum bin ich) sum cogitans (ich bin denkend). Denken und Sein ist ineinander, nicht auseinander. Da ist Knall und Blitz Eins, wenn auch zweierlei Sinne sie erst nach einander fassen.“

Spinoza nickte lächelnd und erst nach langem Widerstreben erklärte er:

„Der Zusammenhang, in welchen Cartesius seine beiden Substanzen durch eine verbindende dritte gebracht hat, ist nur ein äußerlicher; es kann aber nicht zwei vollkommen selbständige und unabhängige Wesen neben einander geben, denn wo das Eine aufhört, fängt das Andere an, sie treten in ein Verhältniß, in das bestimmte Verhältniß der Begrenzung und Negation zu einander, eines hebt somit die absolute Selbständigkeit des andern auf. Es kann aber auch nicht zwei gleich vollkommene Wesen neben einander geben, denn: sind sie total oder theilweise ungleich, so ist keines derselben vollkommen, weil jedem Einzelnen gewisse Vollkommenheiten des Andern abgehen; sind sie total gleich, so sind sie Eines. Somit sind jene beiden Substanzen nicht von einer dritten zusammengehalten, sondern sie sind nur Aeußerungsarten der Einen und wir können als vollkommen und absolut selbständige Substanz nur Eine denken, und die ist: Gott — Geist und Materie, Denken und Ausdehnung im All sind nur zwei besondere Aeußerungsarten des einen und selben Wesens."

„Ist also Gott?" fragte Olympia.

„Nur Gott ist, der Begriff Gottes schließt das Sein eben so nothwendig in sich, als der Begriff eines Dreiecks in sich schließt, daß die drei Winkel gleich seien zwei rechten."

„Können wir also von Gott einen eben so klaren Begriff haben als von einem Dreieck?"

„Fragen Sie, ob wir von Gott einen eben so klaren Begriff haben können als von einem Dreieck, so antworte ich mit Ja; fragen Sie, ob wir ein so klares

Bild von ihm haben können als von einem Dreieck, so antworte ich mit Nein. Denn wir können uns Gott nicht bildlich vorstellen, sondern nur denkend erkennen. Er ist die Unendlichkeit aller Eigenschaften als Eines gedacht, wir erkennen ihn aber nur aus einzelnen Manifestationen, die wir auf ihn als den Mittelpunkt zurückführen; diesen Mittelpunkt selber aber als solchen können wir nicht erfassen, und ihn nicht durch eine Vorstellung vollkommen erschöpfend darthun. Die Worte: einer und einzig, mit denen man Gott als die allein bestehende Substanz bezeichnen könnte, sind immer noch aus menschlichen Vorstellungsarten genommen. Gott ist eine incommensurable Größe, die keine Beziehung zu einer andern haben kann, weil nichts außer ihr ist; „einer und einzig," wenn auch bloß in ihrer Ausschließlichkeit gefaßt, setzen doch noch immer ein Verhältniß zu einem andern voraus."

„Steht also Gott auch in keinem Verhältniß zu Natur und Geschichte?"

„Nichts ist, was nicht in ihm und aus ihm ist, Alles was geschieht, thut er, alles was ist, ist er; es wandelt nur die Form, das Ewige, Unendliche ist stets dasselbe."

„O das ist herrlich," rief Olympia. „Die reine kindliche Freude an der Natur mit ihren versteckten lachenden Gottheiten, wie sie die Alten hatten, vermählt sich hierin so schön mit jenem Schauerlichen, Kniebeugenden, das Juden und Christen bei ihrer Naturbetrachtung haben; in uns selbst wohnt Gott, von den Purpurlippen der Rose, aus den bescheidenen Augen

des Veilchens, in den schmelzenden Tönen der Nachtigall spricht derselbe Geist, der auch in mir wohnt, sie kennen und sehen und hören mich, wie ich sie sehe, wir sind eins. Ja ich glaube, daß auch die unbelebten Gegenstände das haben was wir ein eigenes Leben, eine Seele nennen und nicht fassen können. Ein ungeschickter Stümper kann eine Flöte verblasen, wie man es nennt, sie giebt den Ton nicht mehr rein und man merkt auch nicht die kleinste Veränderung an dem Stoffe, ihre Psyche ist verletzt; nur ein geschickter Meister kann durch bedachtsame gerechte Behandlung ihr wieder den rechten Ton entlocken, und man merkt wiederum keine Veränderung an dem Stoffe. Ach, und eine Menschenseele kann gerade so verstimmt werden, und sie freut sich, wenn ihr wieder der rechte Ton entlockt wird."

Es war schwer, nach dieser Abschweifung, die doch schließlich ein bestimmtes Ziel hatte, auf die gerade Bahn des allgemeinen Denkens zurück zu führen. Oldenburg wollte den heute ungewöhnlich mittheilsamen Freund dabei fest halten, und nach seiner eigenthümlichen Weise suchte er sich zuerst des Bundesgenossen zu versichern und ihn zu gleichem Schritthalten zu vermögen. Er wendete sich deshalb an Olympia, indem er sagte: „Frauen wollen nicht gern eine Darstellung, die nicht in Bildern gegeben ist, hierin sind sie oft den Kindern ähnlich. Wenn die Philosophie aber mit einer Kunst zu vergleichen ist, so wäre es wohl nicht die Musik, sondern eher die Plastik. Ja, lächeln Sie nur. Die Begriffe sind kalt und farblos wie der Marmor, die Gebilde des Meisels wie des abstrakten Denkens sind

nicht Porträts dieser und jener besondern Gestaltung, sie heben sich um so höher, je mehr sie typisch werden, dort der schöne Mensch, hier der wahre Mensch. Der Philosoph ist Plastiker, so paradox das klingen mag."

Auch Olympia war bereit wieder einzulenken, sie wendete sich aber nicht an Oldenburg, sondern an Spinoza und sagte:

„Verschiedene Wege führen nach Rom, auch nach dem Rom des allein frei machenden Denkens. Jeder verarbeitet sich das Gegebene nach Gewohnheit und Bedürfniß. Ich will Ihnen beweisen, daß ich Sie verstehe. Wenn Sie sagen: wir hätten von Gott einen ebenso klaren Begriff, aber kein so klares Bild wie von einem Dreieck, so übersetzte ich mir das so: es giebt keinen reinen Ton, in jedem einzelnen Ton sind verschiedene, nicht nur im Anschlag, Anschwellen und Ausklingen. Wir könnten den reinen Ton gar nicht vernehmen, er wäre uns zu fein, und ebenso können wir uns von der reinen Idee Gottes nur einen Begriff, aber kein Bild machen."

Lächelnd sagte endlich Spinoza:

„Ich wollte nur noch ausführen, daß, obgleich wir uns eins fühlen mit dem All, die Stufen des Bewußtseins von der innewohnenden göttlichen Kraft doch unendlich verschieden sind. Vor Allem müssen wir aber jenen Menschenstolz ablegen, der Alles um sich her als Mittel und sich allein als Selbstzweck ansehen will, der Allem nur so viel Geltung beimißt, als er Beziehungen zu ihm, dem vermeintlichen Mittelpunkte, daran entdeckt. Alles in der Welt ist Mittel und Selbstzweck zugleich."

„Ich aber bleibe bei der Fahne meines Generalissimus,“ unterbrach ihn Oldenburg, „und frage dich: ist das nicht blos ein verfeinerter Materialismus, auf den du zurückkehrst?“ —

„Wäre er vernunftgemäß, so wäre er gerechtfertigt; aber ich komme zu ganz anderem. Die allein und ausschließlich bestehende Substanz, die mir als allein vernünftig denkbar bleibt, ist nicht der rohe Klumpen, der allerdings auch nicht aus ihr ausgestoßen ist, ich materialisire nicht den Geist, ich vergeistige nur die Materie.“

„Wie erklärst du aber mit dieser ewig einen Substanz den Uranfang des Weltdaseins?“

„Der Begriff von Ursache und Wirkung ist der uns unmittelbar inwohnende und der mit äußerer Evidenz erkannte; geh' nun in der Reihe von Wirkungen und Ursachen zurück, so mußt du am Ende bei einer ersten Halt machen, diese erste kann nicht Folge einer andern sein, sie trägt den Grund ihres Daseins in sich, ist Ursache und Wirkung in der ursprünglichsten Unmittelbarkeit, ist Gott in seiner Offenbarung als Welt. Der Anfang der Welt ist zugleich der Anfang Gottes selbst, das eine ist ohne das andere nicht denkbar, die Welt ist die einzige Aeußerung des Gottesdaseins. Hat Gott die Kraft in sich, die Welt zu schaffen, so muß er sie schaffen, denn in ihm wohnt keine Kraft, die nicht unmittelbar heraustritt als That; eine in sich verschlossen ruhende Kraft wäre eine Unvollkommenheit, die wir Gott als den Inbegriff aller Vollkommenheiten nicht zusprechen können. Es kann weder ein zufällig oder willkürlich äußerer, noch auch ein derartiger innerer

Beweggrund sein, der diese Kraft in die Wirkung übersetzte; ein äußerer nicht, denn Gott, als Inbegriff aller Vollkommenheiten, muß absolut unabhängig und darf einer äußern Anregung nicht blosgestellt sein; es kann aber auch kein innerer, als Act der bloßen Willkür sein, denn könnte Gott etwas so oder anders wollen, so könnte er ja auch etwas Unvollkommenes wollen, was seinem Wesen widerspricht; er kann nur das Vollkommene wollen, und sein Wille ist die That, somit ist Alles in ihm ein Nothwendiges. Gott hat die Welt in sich und ist in ihr, Gott und Welt sind gleich ewig. Freilich, die sich Gott als etwas über der Welt, im leeren Raume (den es gar nicht giebt) Schwebendes gedacht haben, denen war Gott vor der Welt, er schuf sie aus dem Nichts und schwebt noch über ihr im Himmel; aber das sah man längst ein, daß aus dem Nichts nicht ein Etwas werden kann, und man mußte sogar seine Zuflucht zu den abenteuerlichsten Emanationstheorien nehmen; da bleibt die Welt stets nur Etwas, das Gott von sich losgeschält hat, das er überwacht und in das er von Zeit zu Zeit von Oben hereingreift, und so werden nach dieser Vorstellungsweise die Wunder, als Thaten, in denen Gott den einmal festgesetzten Gang der Natur aufhob, seine eigentlichen Kundgebungen; Wunder gab es aber nur, so lange man daran glaubte, unsere Zeit hat keine mehr, und so wären wir denn von Gott verlassen? Allerdings, wenn diese Ansicht die richtige wäre, sie ist es aber nicht, denn Gott ist nicht die äußerliche, sondern die der Welt selbst inwohnende Ursache des Weltdaseins

in ihm ist Alles ein Act der freien Nothwendigkeit, Alles.“ —

„Sehen Sie, ach sehen Sie, da fliegt ein weißer Rabe!“ rief Olympia an's Fenster springend, auch Oldenburg stand auf, um zu sehen, was sie zu diesem unzeitigen Scherze veranlaßt hatte; nur Spinoza blieb sitzen, er lächelte ruhig, Olympia aber konnte sich vor Lachen kaum halten.

„O Staatsweisheit,“ sagte Spinoza, „die nicht merkt, daß ich hier einer Mißheirath zwischen zwei königlichen Begriffsfamilien angeschuldigt werde; aber setz' dich nur wieder, ich will dich rächen an der Spötterin. Ich habe jenen Ausdruck mit Bedacht gewählt; sagen Sie mir: was ist nothwendig?“

„Ich habe die Firmelung schon längst erhalten, und sollte also nicht so geradezu mir meinen Katechismus abfragen lassen; doch — nothwendig ist Alles, was sein muß.“

„Nur halb gefaßt; Alles, was ohne innern Widerspruch mit seiner eigenen Natur nicht anders als sein muß, das ist nothwendig; daß in Gott keine schlummernde Kraft gedacht werden kann, habe ich Ihnen so eben gezeigt, und Alles, was er thut und ist, thut und ist er aus innerer Nothwendigkeit, aber auch frei, denn frei ist: aus sich selbst heraus, von keinem Dinge außer oder neben ihm, bestimmt zu werden; Gott aber, außer dem Nichts ist und der nur stets aus sich selbst heraus will, handelt stets nach vollkommener Freiheit; ja selbst die Menschen sind nicht (wie man gewöhnlich glaubt) dann frei, wenn sie gegen die Gesetze ihrer Natur

handeln, denn hier ist es immer nur ein Aeußeres und nicht ihre eigenste Natur, der sie gehorchen; nur dann sind sie wahrhaft frei, wenn sie der Nothwendigkeit, oder nennen Sie es lieber den Gesetzen ihrer Natur, folgen, denn da sind es wieder nur sie selber, denen sie gehorchen."

„Noch stellt sich mir hier eine Frage auf," warf Olympia ein. „Gott, der seine Gesetze oder seine Nothwendigkeiten aus sich selber hat, der ist in all' seinem Handeln frei, aber die Menschen, die den Grund und die Gesetze ihres Handelns von Gott erhalten haben, die handeln nach dem allgemeinen Willen und wären also nicht frei?"

„Das einzelne Wollen ist von dem allgemeinen Willen eben so verschieden, wie der Peter und der Paul von der Menschheit: sie bestehen und handeln für sich im Einzelnen frei, obgleich sie im Allgemeinen unter den Begriff und die Gesetze der Menschheit fallen, von denen sie sich nicht anmaßen können, daß sie in ihnen vollkommen repräsentirt werden. Wer es so weit gebracht hat, daß sein einzelnes Wollen unmittelbar mit dem allgemeinen Vernunftgesetze eins ist, so daß er sich selber dazu bestimmt, zu was ihn Gott oder die Natur bestimmt hat, der lebt in Gott und ist der höchsten Glückseligkeit theilhaftig; aber auch nur theilhaftig. Im Einzelnen, Begrenzten ist nicht das Gesammte eingeschlossen, das ist so unmöglich als die Quadratur des Kreises."

„Dadurch aber," fragte Oldenburg, „daß Alles innerhalb der Grenzen und nach den Gesetzen des

allgemeinen oder göttlichen Willens geschicht, wäre ja das Böse eben so nothwendig als das Gute, und die es üben, wären nicht zurechnungsfähig. Alle müßten daher glückselig werden. Es ist also eine Lüge, wenn es in der Schrift heißt, Gott bestrafe die Bösen? Das Böse ist somit ja auch nothwendig, und warum schuf es Gott?"

„Wenn es in der Schrift also heißt, so ist es, weil sie die Menschen nicht Philosophie, sondern nur Gehorsam und rechtschaffenen Lebenswandel lehren will, und sich daher der gewöhnlichen Ausdrucksweise anbequemt. Gott schuf aber das, was wir nach unseren gewöhnlichen Begriffen Unvollkommenheiten nennen, weil er, mit Einem Worte, den Stoff hatte, Alles zu schaffen, von der höchsten bis zur niedrigsten Stufe der Vollkommenheit, oder eigentlicher gesprochen, weil die Gesetze seiner Natur so umfassend sind, daß sie zur Schöpfung alles dessen, was nur von einem unendlichen Verstande begriffen werden kann, ausreichten. Die Menschen können wegen ihrer Thaten entschuldigt werden, und deßhalb doch der Glückseligkeit ermangeln und mit vielem Kreuz und Elend heimgesucht werden. Ich antworte mit Paulus," fuhr Spinoza mit herbem Tone fort, „Sie handeln ihrer Natur nach wie die Schlangen und müssen dennoch ausgerottet werden wie die Schlangen. Wer durch einen Hundsbiß wüthend geworden ist — ist er nicht zu entschuldigen? und doch thut man Recht daran, wenn man ihn brennt; wer seine Begierde nicht bezähmen und nicht aus Achtung vor dem Gesetze bezwingen kann, ist wegen seiner

Schwäche zu entschuldigen, und doch kann er jener Seelenruhe, jener Erkenntniß und Liebe Gottes — die allein die wahrhaften Güter sind — sich nicht erfreuen, es liegt in der Nothwendigkeit, daß er zu Grunde gehe."

„Du sprichst von der Liebe Gottes," fiel Oldenburg abermals ein, „von der, die wir zu ihm haben, und von der, die er uns angedeihen läßt; wenn, wie du gezeigt hast, Gott Alles aus Nothwendigkeit thut, so thut er nichts aus Liebe, und weil er Alles thun muß, wenn er nicht sein eignes Sein aufgeben will, kann er unsere Liebe nicht ansprechen und könnten wir sie ihm nicht bieten."

„Das ist ein schöner Einwurf," entgegnete Spinoza, „muß denn die Liebe etwas der Natur Widersprechendes oder Willkürliches sein, um selbst als solche gelten und Gegenliebe ernten zu können? War das keine Liebe, die dein Vater gegen dich hegte, und liebtest du ihn weniger, weil er dich seiner innersten Natur nach lieben mußte? Was man im gewöhnlichen Leben die Wunder der Liebe nennt, ist hervorgegangen aus jener innern und somit an sich freien Bestimmung, aus jener höchsten Nothwendigkeit, die in unsere Natur gesetzt ist, und das ist die wahre Liebe mit dem unauslöschlichen Stempel der Göttlichkeit. Jede äußere That, jede Arbeit, jedes Kunstwerk ist um so vollendeter und freier, je weniger Willkürlichkeit dabei vorwaltet, je durchsichtiger das innewohnende Gesetz geworden ist und sie als freies Naturprodukt erscheinen läßt. Die Erkenntniß dessen, was ein Jedes aus sich heraus will oder eigentlich soll, das ist die Erlösung, und darum ist die Liebe

zu Gott die höchste Erlösung, oder wie ich es nennen möchte, die höchste Glückseligkeit."

Olympia war den beiden Freunden nur äußerst mühsam und ungern bis zu jenen Eisregionen der metaphysischen Betrachtung gefolgt, wo keine Blume mehr sproßt, kein Vogel mehr singt, und Alles drunten in den Nebel der Allgemeinheit gehüllt ist; sie bewunderte und verehrte die Geistesmacht Spinoza's, der sie bis hieher trug, und sie einen Blick in die Unendlichkeit thun ließ, aber es war ihr doch unheimlich hier über den Wolken, denn der Weg bis zu ihrer Orgel, ihren schöngereihten Büchern und ihren munteren Kanarienvögeln lag so weit fernab; da trafen sie diese Worte Spinoza's wie ein Gruß aus freundlicher seliger Heimath. Jetzt bangte ihr nicht mehr vor diesem himmelstürmenden Heldengeiste, denn wer solche Worte spricht, der kennt die Liebe. Ihre Wangen glühten, ihr leuchtendes Auge blickte starr vor sich hin, ihre ganze Seele war tief erregt. Die beiden Freunde merkten es nicht, denn sie stritten über den ununterbrochenen und unauflöslichen Zusammenhang im ganzen All; endlich sah Spinoza auf Olympia, auch sie sah auf, ihre Blicke begegneten sich.

„Wo waren Sie jetzt wieder?" fragte Spinoza mit mildem Vorwurfe.

„Ach! überall," antwortete Olympia wie erwachend.

„Aber nur nicht bei uns," sagte Spinoza; er ahnte nicht, wie sehr diese Worte Olympia verwundeten.

„Hier habe ich wieder einen deutlichen Beweis," triumphirte Oldenburg, „daß Körper und Seele zwei

vollkommen selbständige Wesen sind; Ihre Seele schweifte weit weg in entlegene Gebiete und vergaß ganz, daß Sie eigentlich hier bei uns sind."

„Wenn Sie alle Ereignisse des Augenblicks so schnell für Ihr Interesse einfangen, so gratulire ich den Einwohnern der guten Stadt Bremen zu ihrem Gesandten."

„Beruhigen Sie sich," sagte Spinoza, „er wollte sich nur für den weißen Raben rächen, es ist ihm nicht Ernst."

„Allerdings ist mir's Ernst, solche aus nächster Umgebung gegriffene Beispiele wahren am besten gegen vage Spekulation."

„Die sogenannten praktischen Beweise haben leicht etwas Zorniges, ja Fanatisches," entgegnete Spinoza lächelnd. „Ich habe nur gesagt, daß Geist und Körper insofern unzertrennlich und gegen einander unselbständig sind, daß sie beide nur als verschiedene Ausdrucksweisen des einen und selben Wesens angesehen werden können; der Geist wird weder durch den Körper, noch dieser durch jenen begrenzt. Noch Niemand hat erforscht, was der Körper allein ohne den Geist vermöchte und durch welche Mittel der Geist den Körper in Bewegung setzt, ja es giebt eine große Anzahl von Ideen, von denen wir bestimmt wissen, daß eine gewisse Anlage des Körpers dazu erforderlich ist. Reden und Schweigen selbst, die man als Privilegium des Geistes ansehen und aus denen man dessen unmittelbare Alleinherrschaft darthun will, beweisen nichts, denn im Schlaf und im Rausch redet man ohne freie Willensbestimmung durch den Geist; ein freies Denken, weit über unsere bloße körperliche

Sphäre hinaus, findet immer statt, ohne daß dadurch eine selbständige Trennung vom Körper eintrete."

„Eigentlich sollte ich mich nicht gegen deine Ansicht stemmen," sagte Oldenburg, „diese Gleichberechtigung und so zu sagen gleiche Göttlichkeit von Seele und Körper, trifft mit einer Lieblingsidee von mir zusammen; es war mir stets zuwider, wenn ich die Phrase hören mußte: das Fleisch gelüstet wider den Geist. Dieser Helotenstand unsers Körpers mit der gottgefälligen Abtödtung der Satansnatur unseres Leibes, kann, consequent durchgeführt, wie bei den Hindu's, den Selbstmord nicht nur entschuldigen, sondern sogar als höchste Moralpflicht darstellen."

„Paradox, sehr paradox," sagte Spinoza: „der Selbstmörder bleibt unter allen Umständen ein Geistesschwächling, da er sich von äußerlichen Dingen, die sich mit seiner Natur in Widerspruch gesetzt haben, so ganz und gar niederdrücken läßt. Von der untersten Stufe des natürlichen Daseyns bis höher hinauf, ist das Grundbestreben eines jeglichen Wesens: sein Dasein zu erhalten; und dieß auf vernunftgemäße Weise, d. h. wie uns unser wirkliches Wesen, die Natur angewiesen, zu thun, das ist Tugend. Es ist dieß kein egoistisches Prinzip, denn jenes Selbsterhalten ist nicht möglich ohne die entsprechende Erhaltung Anderer. Was von außen unserer Natur und dem Selbsterhaltungstriebe entspricht, ist gut, um so mehr was in unserer Natur selbst liegt; man muß natürlich hiebei stets streng im Auge behalten, daß nur die wahre Erkenntniß Gottes und unserer Natur das wahre Gut ist, und daß wir

hierauf unsern Lebenszweck richten müssen. Gut und Böse an sich betrachtet ist nichts Positives an den Dingen (was ja auch gewissermaßen die Parole deines Generals ist), es sind nur verschiedene Arten des Denkens oder der Begriffe, die sich daraus bilden, weil wir die Dinge untereinander vergleichen. Ihre Lieblingsbeschäftigung z. B. Jufrow Olympia, die Musik, ist für einen Melancholischen gut, für den Traurigen böse, für den Tauben weder gut noch böse." Olympia wollte widersprechen, aber Spinoza fuhr eifrig fort: „Wir wollen aber bei dem Ideale des Menschen, das wir uns denken, den Ausdruck Gut dennoch beibehalten für alles das, wovon wir gewiß wissen, daß es uns jenem Urbilde der menschlichen Natur nähere, und Böse, von dem wir gewiß wissen, daß es von demselben entferne. Kein Mensch, der Dieb, der Mörder, der Wollüstling, Niemand will das Böse, weil es böse ist, sondern in dem Momente, da er eine Missethat begeht, hält er's als gut für seine Selbsterhaltung, für Mehrung und Verbesserung seines eigenen Wohls, und ist nur in dieser Verirrung, da er seinen Leidenschaften folgt, den Gesetzen seiner Natur untreu geworden. Der freie Mensch, d. h. der, wie er unmittelbar aus der Hand Gottes oder der Natur hervorgegangen ist, kennt die Begriffe von gut und böse noch nicht; er handelt in Allem nach der unmittelbarsten Eingebung seines Naturgesetzes; erst dann, wenn der Zwiespalt zwischen Wünschen und Bedürfnissen mit den Forderungen seiner Natur eintritt, und wenn er durch den Hinzutritt Anderer über diese hinaus will, tritt die Erkenntniß

zwischen Gut und Böse und das Böse selber ein. Der Zwiespalt ist da, da er durch ein anderes, ihm von außen entgegengestelltes Wesen sich bestimmen läßt, und nicht mehr allwege in der Freiheit seiner eigenen Gesetze handelt; der Zwiespalt liegt auch darin, daß er zur Erfüllung seiner Naturgesetze einer Einigung mit dem äußern Gegenstande bedarf. Der freie, unabhängige Mensch als der uranfängliche, kennt den Unterschied von Gut und Böse nicht, er handelt stets nach innerer Einheit und Freiheit; mit der Gesellschaft trat der Zwiespalt, die Sünde und die Geschichte ein. Unser höchstes Ziel muß es bleiben, uns wieder rückwärts dieser Freiheit und Selbständigkeit einzuverleiben, ohne die einmal daseiende Gesellschaft aufzuheben; im Gegentheil, nicht in der Einsamkeit, sondern im Staate, wo man nach gemeinsamer Uebereinkunft lebt, sind wir frei. Wir müssen uns wieder auf jenen Standpunkt der innern Freiheit zurückführen, wo es uns gegeben ist, die Gesetze Gottes d. h. unserer Natur zu kennen und aus innerer Nothwendigkeit ihnen zu folgen; das war auch das reine Streben Jesu Christi, die Menschheit wieder zurückzuführen zu der ursprünglichen Freiheit ihrer Gesetze, in die natürliche Einheit mit denselben. Darum war er, nach seinen Worten, nicht gekommen um das Gesetz aufzuheben, sondern um es zu erfüllen."

Spinoza hatte absichtlich alle Einzelheiten vermieden, die zu einer Ablenkung Veranlassung geben könnten, aber Olympia, die sich wieder gezwungen hatte, der Erörterung zu folgen, fragte jetzt:

„Darf man von Ihren Ideen nicht auch verlangen, daß sie die Schmerzen der Welt heilen, Kranke und Nothleidende gesund und froh machen?“

„Ich verstehe nicht was Sie meinen.“

„Ich frage Sie: wie erklären Sie nach Ihrer Ansicht das Daseyn des physischen Uebels? das ist doch etwas Positives? Sie haben von dem lustigen Glasschleifer Peter Blyning erzählt. Was hat der gute Mensch verschuldet, daß er Klumpfüße nachschleppen muß?“

„Sie mengen die Fragen so untereinander, daß ich mir erlauben muß, sie zu trennen. Welchen Trost hat denn die gewöhnliche Ansicht für den Blyning? etwa: wen Gott liebt, den züchtigt er, oder, wir sind hier nur Candidaten einer höhern Laufbahn — die Frage bleibt: warum gerade seine Candidatur so sehr erschwert wird? Drüben werde ihm alles ersetzt, sagt man; bekäme er aber drüben auch gerade Füße, hier hatte er sie nicht und hier war der Schmerz um ihren Mangel. Die leichteste Art, sich diese Fragen vom Halse zu schaffen, ist zu sagen: Gottes Wege sind unerforschlich. Das heißt, nur mit andern Worten, die Frage als Frage stehen lassen. Aber die Lösung dieser Fragen liegt auf einem ganz andern Gebiete: alle die Begriffe von Vollkommenheit und Unvollkommenheit, von Schönheit und Häßlichkeit, sind wie die Zweckbegriffe, die wir der Natur unterschieben, nicht unmittelbar in derselben vorhanden, sondern nur von uns auf sie übertragen, da wir den Dingen Beziehungen geben, die sie an sich nicht haben. Alle diese Begriffe entstehen nur dadurch,

daß wir Dinge von derselben Form und Gattung mit einander vergleichen, und dann Mängel und Fehler entdecken, wo nirgends solche sind; Alles ist vollkommen, denn jedes Ding darf nur mit sich selber verglichen werden. Irrthum und Verwirrung kommt immer daraus, weil wir die Dinge gern nach Idealen messen, d. h. nach allgemeinen Ideen, die wir überkommen oder uns gebildet haben. Das Ideal oder die reine Idee einer jeglichen Sache darf aber nur aus ihr selbst, ihrer Wesenheit und ihren Eigenschaften entnommen werden. Dann hört auch die Klage auf, daß die Welt nicht verwirkliche, was wir ihr zumuthen. Jede Kraft besteht und wirkt nach ihrem Gesetze, nicht nach einem Ideale. Was nicht unmittelbar aus der nothwendigen Natur der wirkenden Ursache folgt, das kommt der Natur eines Dinges nicht zu, und Alles, was aus der nothwendigen Natur dieser wirkenden Ursache folgt, das muß es nothwendig sein. Darüber hinaus kann und darf es nicht verlangen, es hat weiter keine Berechtigung und keine Verpflichtung, und auch wir können keinen höhern Maßstab an dasselbe anlegen. Dieser Peter Blyning ist, an sich betrachtet, eben so vollkommen als der vollendetste Adonis. Er kann ebenso wenig verlangen andere Füße zu haben, als er Flügel ansprechen kann, denn der zureichende Grund seines Daseins gilt blos für diese Erscheinung und für keine andere. Finden Sie es unvollkommen, daß der Ochse ein Ochse und kein Adler geworden ist? Auf jeder Stufe menschlichen Daseins ist es gegeben, sich zu fühlen und zu finden in der Einheit mit sich selbst und mit dem

All und heiter von ihm getragen und gehoben zu werden. Die Erkenntniß der Uebereinstimmung oder des Widerspruchs mit unserer gegebenen Natur, der Glaube, daß diese Erkenntniß uns gegeben ist, die man als bloßes Naturgefühl Gewissen nennt —"

„Das Gewissen ist ein Strumpf, der sich nach dem Fuß zieht; der Wilde schlägt seinen Vater todt, wenn er alt und gebrechlich ist und hält das für Gewissenspflicht; den Juden klagt sein Gewissen an, wenn er Schweinefleisch genießt, und der Katholik schlägt sich auf die Brust, wenn er die Messe versäumt hat." So sprach der alte van den Ende, der hier plötzlich eintrat. Spinoza antwortete mit Ruhe, daß man ein Gewissen nicht wegräsonniren könne; jenes unvermittelte, im bloßen Gefühl ruhende Gewissen, das man mit allerlei Aeußerlichkeiten überkleidet habe, müsse oft Täuschung zulassen, aber jene innere, zum Bewußtsein herausgetretene Stimme, die uns deutlich erkennen läßt, wenn wir den Gesetzen unserer Natur und denen des allgemeinen Zusammenhangs entgegengehandelt haben, sei so unleugbar und zuverlässig als das Wissen von unserm Dasein selbst.

„Ja, lieber Vater," sagte Olympia, „ich werde Herrn de Spinoza ewig dankbar sein für die vielen und großen Ideen, die er uns so eben mitgetheilt hat." Sie erklärte nun ihrem Vater die Grundzüge des eben Besprochenen; Spinoza hatte hin und wieder Einiges zu ergänzen, im Allgemeinen aber empfand er eine unnennbare Freude, als er erkannte wie Olympia so ganz in das Grundwesen seiner Anschauungsweise eingegangen war; diese Freude blieb ihm jedoch nicht lange ungetrübt,

denn das Lachen des alten van den Ende verdroß ihn sehr.

„Erinnert Ihr Euch des heiligen Christoph im Narrentempel zu Mailand, von dem ich Euch einst erzählte?“ sagte er, „der paßt ganz gut zu Euch, das war auch so ein Stück Gott, ha, ha, ha! das ist doch auch wieder einmal etwas Prächtiges zum Lachen.“

Spinoza's ganze Seele empörte sich bei diesen Worten. Spott ist das schärfste Gift, welches die Lebenskeime eines werdenden Charakters oder einer werdenden Idee tödten kann; unser Philosoph war aber schon genugsam erstarkt, um mit leichter Mühe alle die spitzen Pfeile, die van den Ende gegen seine Speculationen losschnellte, unversehrt aufzufangen und hinweg zu schleudern.

Spinoza fühlte sich seltsam betroffen als ihm Olympia beim Abschiede sagte: „Ich bin nun doch dem Regen dankbar, daß er uns in die vier Wände bannte. Ich glaube, daß solche Gedankenverbindungen, wie Sie uns gaben, gar nicht in der freien Natur entstehen oder laut werden könnten; Farbe, Klang und Duft würden dagegen protestiren, dazu muß man allein in sich zu Hause sein. Die griechischen Weisen kamen auch nicht dahin, weil sie im Freien lebten und lehrten. Kommen Sie morgen auf unsere Buiten, Sokrates und Plato in grünen Büschen warten auf Sie.“

Spinoza hatte nicht Zeit zu erklären, welch einen eigenthümlichen Widerhall dieser Ausspruch in ihm erweckte, denn er erinnerte sich, wie auch die Rabbinen bestimmen: „Daferne zweie mit einander gehen und

über die Offenbarung (der Thora) sprechen und einer sagt: siehe wie schön ist das Feld, wie schön ist dieser Baum — der hat eine Todesschuld begangen."

Verlangt das höchste Denken ein Abschließen von der Außenwelt?

Die beiden Freunde verließen schweigend das Haus; vor demselben begegnete ihnen Cäcilie. „Du mußt auch sagen: wer es fassen mag, der fasse es" (Matth. 19, 12.) sagte Oldenburg; Spinoza drückte ihm die Hand und trennte sich von ihm.

Er mußte, jetzt, nach solchen Erörterungen, in die Synagoge gehen!

17. Proselyten.

De lagchlust hieß die Inschrift über dem Eingange an dem Landhause van den Ende's mit den frisch angestrichenen Thüren und Fensterläden vor dem Utrechter Thore; es war bescheiden und anmuthig und zeigte im Anbau des Gartens, in Spaliergewächsen, reichen Blumenbeeten und schattigen Büschen den Charakter der Holländer, die, bei der Entbehrung gebirgslandschaftlichen Reizes mittelst erhöhter Cultur dem Boden eine sinnige Schönheit verleihen.

Wir treffen die bekannte Gesellschaft endlich auch einmal hier im Freien, wo in dunklen Büschen olympische Götter versteckt waren und vor Allem die Büste Demokrits auf einer saftig grünen Wiese den Blick auf sich zog.

Heute schienen Garten und Haus ihrem Namen nicht zu entsprechen, es zeigte sich nichts von Lachlust, eine eigenthümlich befangene Stimmung schien Alle zu beherrschen.

Kerkering und van den Ende entfernten sich in eifrigem Gespräche in einen abgelegenen Gang, die beiden Freunde gingen neben Olympia und Cäcilie.

Olympia bat Spinoza, nun alle Sorgen zu verscheuchen, die Krankheit seines Vaters sei ja gewiß unbedeutend, er solle sich nur dem freudigen Naturgenusse

hingeben. „Ihr König Salomo," fuhr sie fort, „muß doch recht glücklich gewesen sein, der verstand ja der Sage nach die Sprache aller Vögel und aller anderen Thiere, der muß in der Natur gut zu Hause gewesen sein."

„Vielleicht war er darin zu viel zu Hause, und darum sagte er: Alles ist eitel," fiel Oldenburg ein.

„Ich vermisse jenes Talent Salomo's beim Naturgenusse nicht," sagte Spinoza, „mir wäre die Natur zuwider, wenn sie mir ewig all ihr Thun und Lassen vorplauderte und mich nicht auch mir selber überließe." Er hatte diesen Worten durchaus keine entfernter liegende Beziehung geben wollen, und doch sahen sich Oldenburg und Cäcilie verlegen an, als sie dieselben hörten, denn Olympia hatte oft etwas von dem Cathedermäßigen der meisten Docirenden, die von der Gewohnheit Lernende in stummer Aufmerksamkeit vor sich zu haben das Erklären und Aufzeigen auch auf die Besprechung übertragen.

Olympia dachte aber nicht im Entferntesten an eine Nebenbeziehung jenes Ausspruches, sie leitete ihn vielmehr auf ihre gestrigen Abschiedsworte zurück. „Ich kann es nicht ertragen," sagte sie, „die Natur allein zu genießen; wenn ich oft im höchsten Genusse der reinen Anschauung mich in alle Welt hinausgetragen fühlte, griff ich oft unwillkürlich nach der Seite, um eine befreundete Hand in stummer Vergessenheit warm zu fassen."

Keine Antwort erfolgte, ein Jeder heftete den Blick zu Boden. Oldenburg hatte ebenfalls seit einiger Zeit

das Verhältniß, das sich zwischen Olympia und Spinoza gestaltete, aus einzelnen Blicken und Gesprächswendungen entziffert; er war Diplomat genug, um zu glauben, er könne diese aufgefangenen geheimen Botschaften noch vor der offenen Erklärung zu einer gütlichen Ausgleichung benützen.

„Was sagen Sie dazu," fragte er, „daß die Königin Christine von Schweden Krone und Scepter ihrem Vetter geschenkt hat, nicht um, wie man Anfangs glaubte, blos mit dem Dichterlorbeer, sondern auch bald mit dem Myrthenkranze ihre Stirn zu zieren?"

„Was?" fragte Olympia, „will die Königin Christine heirathen?"

„Es sind gestern Handelsbriefe aus Rom eingegangen, in denen auf's Bestimmteste versichert wird, die Tochter Gustav Adolphs werde in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche zurückkehren, um ihren ersten Kämmerer Monaldeschi heirathen zu können."

„Gewiß, die Königin Christine hat den irdischen Tand nur von sich geworfen, um frei und ungehindert der Seligkeit unsers Glaubens theilhaftig zu werden," sagte Cäcilie mit sanfter Stimme. Niemand wollte ihr widersprechen.

„Hat Gustav Adolphs Tochter diesen Schritt gethan," hob Olympia nach einer Pause an, „um dem Manne ihrer Wahl vollkommen anzugehören, so ist ihre Handlung über jeden Tadel erhaben, die Liebe ist das Band, das alle früheren lösen muß; wie naiv wahr ist das schon in der Bibel ausgedrückt, wenn es heißt: ihrethalben verläßt man Vater und Mutter. Die

Frage ist hier nur: geht der Gehorsam des schwach genannten Geschlechtes so weit, auch hierin sich zu opfern? Christina von Schweden hat gewiß genug gethan durch ihre Entsagung; war es nun nicht vielmehr Pflicht des Mannes, daß er statt der Geliebten diesen unangenehmen Schritt that? Wollte er aber das nicht, so war er ihrer Liebe unwürdig und verlustig, und ihr Schritt ist verdammenswerth."

„Wenn aber ein solcher Schritt gegen seine innerste Ueberzeugung war?"

Olympia antwortete nicht, sie schlug den Blick zur Erde.

Spinoza überlegte, ob er sich in das Gespräch mischen sollte, denn er hatte gewissermaßen die Absichten Oldenburgs durchschaut; als ihn aber jetzt Olympia wie mit forschendem und hülferufendem Blicke ansah, erwiderte er:

„War dieser Monaldeschi Ursache der Kronentsagung und wußte er das, so hatte er dadurch Pflichten gegen die Königin eingegangen, und nichts durfte ihn mehr abhalten in Allem ihrem Wunsche zu willfahren; gab es für ihn unüberwindliche Rücksichten, so hätte er als Mann von Ehre gleich von Anfang ein Verhältniß ablehnen müssen, dessen nothwendige Bedingungen er nicht erfüllen wollte oder konnte. Ich möchte aus diesem Vorgange aber auch wieder eine allgemeine Erkenntniß ableiten. Hier zu Lande nimmt die reformirte Geistlichkeit die cartesianische Lehre als beste Deduction der Lehre Calvins; Königin Christine, die eifrigste Schülerin desselben Philosophen, der sie selbst lehrte,

kann sich hieraus auch Beweise zurecht machen zur Begründung ihres Uebertritts zur katholischen Kirche."

„Die katholische Religion," unterbrach hier Olympia, „ist die Mutterreligion, und es ist ein natürlicher Zug zu ihr zurückzukehren."

„Sprich's nur aus," sagte Oldenburg zu Spinoza, „ich sehe dir's am Zucken deiner Mundwinkel an, du wolltest erwidern: wenn die katholische die Mutter-, wäre die jüdische die Großmutter-Religion und könnte eben so verlangen, daß man sich nach ihrer Tracht kleide. Nehmen wir aber ein anderes Beispiel. Türenne ist eine zu entschiedene Feldherrennatur, er will allein, den Stern des eignen Glaubens auf der Brust, vor der Fronte stehen und sich nicht in Reih und Glied des Katholicismus wie ein gewöhnlicher Soldat stellen; thut er nicht recht daran?"

Spinoza merkte diese Schwenkung wohl, als van den Ende, der mit Kerkering hinzugetreten war, einfiel:

„Türenne ist ein Soldat, und die Soldaten, die stündlich das Leben einsetzen, legen nicht gern die einmal gewohnte Rüstung ab; sie meinen, dieser oder jener Aberglaube habe sie kugelfest gemacht; ist einmal Friede, wird's auch nicht schwer halten, Türenne zum Katholiken zu machen."

„Ist er fähig ein Mädchen heiß und innig zu lieben," setzte Kerkering hinzu, „wird er bald nach dem allein-seligmachenden Glauben ihres Besitzes ringen; es wäre Feigheit, da, wo es das Größte gilt, nicht ein altes Vorurtheil aus der Kinderstube besiegen zu können. Wer wahrhaft liebt, der darf nur an seine Geliebte

glauben; ihr Herz ist seine Kirche, ihre Worte sind seine einzigen Offenbarungen, ihr allein gilt seine Verehrung, und nichts ist außer ihr. Das ist die wahrhafte Wiedergeburt, die wir in der Liebe eines Mädchens erlangen, daß wir unzertrennlich eins sind mit ihr; wer darf da noch der Schranken gedenken, welche die Menschen willkürlich gegeneinander gestellt?"

Betroffen starrten die Anwesenden auf Kerkering nach diesen Worten, nur der alte van den Ende nickte ihm beifällig zu und Olympia sagte nach einer peinlichen Pause:

„Während wir hier über die Prinzipien sprechen, stirbt vielleicht eine schwer kranke Dichtermatrone eines solchen Prinzipientodes."

„Wer denn?" fragte Oldenburg.

„Die Geliebte Ihres ehemaligen Freundes, die Dichterin Maria Tesselschade wird den morgenden Tag wohl schwerlich mehr begrüßen. Haben Sie den Caspar Barläus auch gekannt, Herr de Spinoza?"

„Nein, Jufrow Olympia, aber mein alter Magister Nigritius, der einmal von ihm verhöhnt worden war, hat oft genug über ihn geschimpft."

„Es sind jetzt sieben Jahre," fuhr Olympia fort, „ich erinnere mich noch wohl, es war nicht lange nach dem Neujahr von 1648, da fand ihn in dem Brunnen bei der Waage todt; er war noch Abends vorher bei seiner Geliebten gewesen, der Brunnen war auf dem Wege nach seiner Wohnung."

„Hat er sich selbst hineingestürzt?"

Olympia nickte bejahend, sie wollte aus Schonung nicht in Worten bejahen.

„Er hat sich gewiß entleibt,“ setzte Oldenburg hinzu; „aber das ist mir unbegreiflich, wie er Jahre lang mit so reiner Liebe an Tesselschade hing, und erst spät, als sie Beide schon alt geworden waren, jenen verzweifelten Schritt that, weil er sie nicht heirathen konnte.“

„Warum that er das nicht?“

„Sie war katholisch und er Protestant, ja, er hatte sogar früher als eifriger Remonstrant viel Ungemach erduldet; alle seine Gedanken waren der Griechen- und Römerwelt entlehnt, und doch konnte er sich nicht entschließen, aus Liebe zu seiner Tesselschade seine Glaubensform zu ändern.“

„Es ist possierlich,“ fuhr van den Ende fort, die Rede seiner Tochter ergänzend, „all die Geschichten des alten und neuen Testaments hat er mit griechischer und römischer Mythologie und arkadischer Schäferpoesie besungen; er konnte nichts sagen ohne den ganzen Olymp aufmarschiren zu lassen, ja seine eigene Liebe hat er in die Horazische Sprache übersetzt.“

„Ich bin der Ansicht, lieber Vater,“ sagte Olympia, „daß Barläus zuerst Alles in Gedanken in das Latein übersetzen mußte, um es richtig zu verstehen. Herr von Spinoza, lesen Sie seine Gedichte, eine Seele, ganz erfüllt von Menschenliebe liegt darin; er hat eine eigne Rubrik, Tessalica, worin er seine Geliebte besingt, wie sie zu Pferde saß und wie sie zur Harfe sang; ihre Halskrause, ihre Perlschnur, Alles vermochte ihn dichterisch zu begeistern. Er singt einmal:

Tessela quae coelo potes deducere lunam,
Et tetricos cantu demeruisse Deos[1] —

Verstehen Sie das Wortspiel, warum er den Namen Tesselschade in Tessela verwandelt hat?"

„Nein."

„In der zweiten Idylle des Theocrit ist Tessala ein unwiderstehlicher Liebeszauber; man hat die Namen der Pflanzen, aus denen der Zaubertrank bereitet wurde, aber die Pflanzen selber kennen wir nicht."

„Sie werden immer und ewig meine Lehrerin bleiben," sagte Spinoza dankend.

„Wollen Sie, wenn Sie das Mittel gefunden haben, uns nicht auch in der Zauberei unterrichten?" fragte Kerkering.

„Sie sind ja schon ein verzauberter Prinz," entgegnete Olympia. „Herr von Spinoza, glauben Sie auch an Zauberei?"

„An die Ihrige," erwiderte er rasch; Oldenburg schüttelte mißbehaglich den Kopf.

„Sie haben einen Hauptpunkt in der Liebesgeschichte des Barläus vergessen," sagte er, „erinnern Sie sich, daß er in der Dedikations-Epistel zu seinen Gedichten der drei L wegen die Ehe für unbequem hält, Libri, Liberi, Libertas,[2] die vertragen sich nicht wohl mit einander. Der Arme! Er hatte aller Welt Hochzeits-

[1] Tessela, du kannst mit deinem Gesange den Mond vom Himmel herabziehen, und die finsteren Götter zum Danke verbinden.

[2] Vielleicht im Deutschen durch drei W wiederzugeben: Wissenschaft, Windeln, Weiberregiment.

gedichte gemacht und er selbst konnte nie Hochzeit halten."

„Er hat auch ein schönes Carmen auf die Hochzeit meines Oheims Overbeck in Hamburg gedichtet," schaltete Kerkering ein, und Oldenburg fuhr fort.

„Hätte in diesem Barläus eine wahrhaft erhabene durch und durch poetische Seele gewohnt, und hätte nicht aus allen Ecken und Enden der Magister hervorgeschaut, der versagte Besitz seiner Tesselschade und die reine Liebe zu ihr allein hätte für ihn ein Blüthengarten der duftigsten, mit himmlischem Schmelz übergossenen Dichtungen werden müssen. Hätte Dante seine Beatrice umarmt, hätte Laura ihrem Petrarca eine Brodsuppe gekocht, nimmer vermochte jener durch seine unsterblichen Canzonen sich zum Homer der christlichen Weltbildung emporzuschwingen, und der ewige Wohllaut der Sonette Petrarca's wäre vor leidigem Kindergeschrei verstummt. Die Poesie ist nicht der Geier der Fabel, der ewig am Leben zehrt; sie ist die Flamme, aus welcher der Phönix neu verjüngt und mit unversehrten Fittigen sich himmelan schwingt. Für den einzelnen Menschen wie für die strebende Menschheit wäre der höchste Besitz Ekel und Tod oder ein glücklicher Wahnsinn."

„Wie? Sind Sie der Herr Oldenburg?" fragte Olympia verwundert. „Das ist sehr originell; also Mönche und Nonnen sind in ihrer Entsagung die auserwählte Poetenschaar?"

„Sie wollen mich durch eine geschickte Finte irre machen," erwiderte Oldenburg, „aber ich bin nicht so

ungeübt. Ich behaupte nur: ein Mann mit wahrhaft großer Seele darf sich nicht mit all seiner Lebenskraft an irgend eine willkürlich idealisirte Persönlichkeit anklammern; thut er das, so ist er vom Gott zum Menschen geworden und er stirbt den Tod der Menschen, denn er wird eingesargt zwischen die dürren Bretter der alltäglichen Rücksichten und Bedürfnisse. Ja, könnte er sein frei und aus sich selbst geschaffenes Ideal vor sich verwirklicht finden, er müßte es fliehen."

„Ich bin auch Ihrer Ansicht," sagte der alte van den Ende, „die Götter haben Pygmalion nicht härter strafen können, als da sie ihm seine Bitte gewährten; diese Ehe mußte unfruchtbar sein."

„Es giebt keine Ideale auf Erden und es kann keine geben," fuhr Oldenburg in begeistertem Tone fort; „thöricht ist, wer sie sucht, und noch thörichter, wer sie gefunden zu haben glaubt. In uns leben und über uns schweben mögen sie in verklärter Erinnerung. Wie unendlich groß ist Dante, wenn er von seiner reinen und geläuterten Liebe singt."

„Es gab doch eine Zeit, wo Sie anders dachten," sagte Olympia.

„Ich denke noch so, ich selber habe keinen Anspruch auf die höchste Krone der Menschheit; wie Ich bin, so leben noch Tausende in der großen Masse, ich muß mich gefangen geben. Sähe ich aber einen Freund, der, mit hohem, weltbezwingendem Geiste begabt, sich einfangen ließe in den vier Pfählen der Alltäglichkeit, der seinen hohen Geist beugte, um einem selbstgeschaffenen Götzen zu dienen, ich würde ihn von mir stoßen,

denn er ist zum Verräther geworden an der Hoheit und Majestät seines Berufes; kann er aber das Ideal, das nie vollkommen in die Erscheinung treten kann, sich hoch und rein erhalten, so preise ich ihn glücklich."

„Das ist ein trauriges Märtyrthum, das Sie den hohen Geistern aufnöthigen wollen," sagte Olympia.

Das Dunkel brach herein, man trennte sich.

Spinoza begleitete Olympia nach Hause, sie hing an seinem Arme, er wußte nicht, wie er zu dem Muth und zu dem Glücke so naher Berührung gekommen war. Der alte van den Ende führte Cäcilie, Olympia und Spinoza gingen schweigend hinterdrein. Als sie an das Waaghaus kamen, sagte Olympia:

„Sehen Sie, dort ist der Brunnen, in dem der guthmüthig-schwache Barläus den Tod getrunken; wär' es nicht vernunftgemäßer und männlicher gewesen, den Glauben aufzugeben als das Leben?"

„Weder den Glauben noch das Leben haben wir uns selber gegeben," antwortete Spinoza, „der Selbstmord an diesem wie an jenem ist Feigheit und Schwäche; die Stärke liegt darin, dieses wie jenen ertragen und in ihnen entsagen oder sie befreien zu lernen." — Olympia schwieg.

„Mich empört dieses sich herzudrängende diplomatische Vermitteln," sagte sie nach einer Pause, „das Oldenburg heute so kunstreich in's Werk zu setzen glaubte; ein Dritter, der ein zartes Verhältniß nur mit einem Worte berührt, erzeugt Zerwürfnisse und Mißverständnisse, die ohne ihn nie entstanden oder doch schneller ausgeglichen wären."

„Es freut mich, daß ich Sie so finde,“ sagte Spinoza und preßte im heftigen Seelenkampfe die Lippen übereinander. „Liebe Olympia,“ fuhr er fort, „ich habe mit aller Macht gerungen, aber ich bin so stark nicht, wie Sie wohl meinen; ich unterliege, wenn Sie mir nicht Ihre Hand dazu bieten, oder vielmehr nicht sie mir entziehen. Ich mag das Wort nicht nennen, das aus meiner Seele zu Ihnen spricht, aber ich bitte Sie, stoßen Sie mich von sich; nie, nie dürfen wir uns angehören.“

Olympia preßte seinen Arm fester an sich, ihr Athem zitterte, Beider Hände faßten sich. „Wie?“ fragte sie, „und warum denn nicht? Haben Wir Christum an's Kreuz geschlagen? Was kümmert uns, was vor tausend Jahren ein fanatischer Pöbel that? Haben Sie umsonst diese Höhe des Denkens erstiegen, um zurück zu schrecken vor einer Form, in die die Menschen sich gezwängt haben? Haben Sie mir nicht hundertmal gesagt, Sie liebten und verehrten dem Geiste nach Christum als den Welterlöser? Wollte Gott, das Verhältniß wäre umgekehrt, freudig folgte ich Ihnen vor den Altar; wo Liebe ist, kann Meineid nicht herrschen — oder soll ich hineilen in die Synagoge und mich taufen lassen von den Rabbinen?“

„Liebe Olympia, kennten Sie die Tiefe des Schmerzes, der mein Herz spaltet, Sie würden gewiß nicht also zu mir sprechen. Es ist Meineid, nichts Anderes, den ich schwöre, wenn ich einen andern Glauben mit Bewußtsein annehme. Dank sei es der fortschreitenden Geschichte, ich darf mich von den Formen des

Glaubens, in dem ich geboren bin, lossagen und darf mir eine Ansicht von den höheren Dingen aufbauen, wie sie mir die Natur meiner Denkkraft an die Hand giebt. Ich kann und werde mich durch keine persönlichen Rücksichten abhalten lassen, meine Ueberzeugungen über Glauben und Denken auszusprechen und ihnen nachzuleben; eine Religionsgenossenschaft, in die mich die Geburt gestellt, kann mich daran nicht hindern. Anders aber ist es, wenn ich selbstwillig in eine solche eintrete; die neuen Genossen können mir mit Recht zurufen: was trieb dich zu uns, wenn nicht die Wahrheit? Du hast kein Recht mehr, auf das verlassene und auf das neu erfaßte Heiligthum einzuwirken .... Ich kenne die Sophismen wohl, die uns zuraunen: du fügst dich blos der Form, dein Denken bleibt dir frei. Aber es ist und bleibt Meineid, und dürfte ich, Meineidiger, je das Wort Wahrheit in den Mund nehmen ohne zu erröthen? Mein unglücklicher Stammesgenosse Uriel Akosta, von dem ich Ihnen früher erzählte, hat darum sein Leben mit einem gräßlichen Selbstmorde geendet, weil er diesen Selbstmord durch Widerruf schon an seinem Denken begangen hatte. Er mußte sich vor jeder Wahrheit verworfen und lebensunfähig erscheinen; Ja und Nein galten ihm nichts mehr und waren sinnlos geworden."

Olympia schwieg, sie hielt die eine Hand fest vor die Augen und ließ sich von Spinoza blindlings leiten. Dieser fuhr mit bewegter Stimme fort: „Ich gebe Ihnen die Frage zurück: haben wir deshalb die Höhe des Denkens erklommen, um von einer Neigung, die der

Quell unendlichen Kummers für uns werden muß, uns besiegen zu lassen? Ich kämpfte lange, aber ich mußte endlich frei und ehrlich mit Ihnen sprechen: von dieser Stunde an sei vergessen und ausgetilgt, was wir uns waren und werden wollten. Noch ist es Zeit. Trennung und ein starker Wille werden uns wiederum Ruhe finden lassen; wir haben uns geliebt, das ist uns genug, suchen Sie in einem Andern das Glück, das ich Ihnen nicht bieten darf, nicht bieten kann."

Die Zunge versagte ihm den Dienst, er mußte inne halten, Olympia's Hand zitterte in der seinigen. „Ich schäme mich nicht, es zu gestehen, ich habe darüber nachgedacht," sagte sie, „Sie können ohne irgend einer Ueberzeugung zu widersprechen, Christ werden, ich habe sogar deshalb die Stelle nachgeschlagen; wissen Sie, die Keimpunkte Ihrer neuen Anschauung liegen ja in den Worten Johannis: „„Daran erkennen wir, daß wir in Gott bleiben, und Gott in uns ist, weil er uns von seinem Geiste gegeben hat."" Ja ohne Inconsequenz müssen Sie Christ werden."

„Warum scheuen Sie sich," entgegnete Spinoza, „auch den vorhergehenden Vers anzuführen, der so sehr auf unsere Lage paßt? „„So wir uns unter einander lieben, so bleibet Gott in uns, und seine Liebe ist völlig in uns."" Aber bedenken Sie, fallen auch einzelne Ergebnisse meines Denkens mit der Weltanschauung des Christenthums zusammen, muß ich deshalb den Kirchenglauben beschwören? Vielleicht wäre das die Consequenz, die Justus Lipsius beobachtete, der, wie Sie wissen, ein Buch de constantia (über die Beständigkeit)

geschrieben und alle paar Jahre seinen Glauben gewechselt hat."

„Ich dachte, Sie wären selbständiger; aber ich sehe, Oldenburg hat auch Sie bekehrt," sagte Olympia in schneidendem Tone, „Sie streben nach der Glorie Dante's, aber ich bin keine Beatrice, will keine sein. O es ist groß! Sie werden sich hineinstürzen in's bewegte Leben, ach, vergißt sich da eine Jugendliebe nicht bald? Sie spotten vielleicht gar darüber, und ich? Was ist daran gelegen, wenn ich in Kummer vergehe?"

„Liebe Olympia," hob Spinoza an, „Ihr eignes Herz muß Sie wegen solcher Reden anklagen; aber bedenken Sie, was könnte ich Ihnen bieten? Nichts als ein ärmliches, entsagungsreiches Leben; wenn ich auch den Glauben der Väter abschwören wollte, wenn ich nur ganz Ihnen leben möchte, ganz der Ihrige sein...."

„Schalom Alechem Rabbi Baruch. Brauchst dich nicht zu eilen, Maariph [1] ist schon zu Ende," unterbrach hier den Redenden eine schnarrende Stimme; Spinoza sah sich um, es war Chisdai, der, ohne einen Gegengruß abzuwarten, kopfschüttelnd weiter ging.

„Hat der Mensch wohl meine Worte gehört?" fragte Spinoza.

„Ich glaube nicht," antwortete Olympia, „aber es ist gräßlich! Dürfen solche Medusengesichter freundlich grinsend Sie mit dem traulichen Du anreden? Nun ist's entschieden, eine höhere Pflicht kommt dazu, ich lasse Sie nicht. Ich hasse die Entsagung, sie ist nichts

[1] Das Nachtgebet in der Synagoge.

als schönthuerische Feigheit, sie wäre Ihrer und meiner unwürdig."

Man war am Hause van den Ende's angelangt, Spinoza wollte sich verabschieden. „Sie müssen noch mit hinaufgehen," sagte Olympia, „Sie glauben kaum, wie unheimlich es mir ist, wenn ich draußen eine mächtige Seelenerschütterung erlebt habe, und nun allein heimkomme, wo mich die alten Wände verwundert und fremd ansehen. Es ist mir dann Alles zur Last, ich meine ich müßte vergehen vor Unruhe und einem unfaßlichen Heimweh; ich spiele dann gewöhnlich so lange Orgel, bis ich mich vollkommen betäubt zur Ruhe begebe. Ich bitte, kommen Sie mit."

18. Küssen und Sterben.

Cäcilie betete im offenen Nebenzimmer vor ihrem Crucifix, Spinoza saß schweigend bei Olympia, ihre Hand ruhte neben der seinen, er wagte es nicht sie zu fassen; still träumend und nachdenklich sahen die Liebenden einander an.

„Wenn ich so bis zu den höchsten himmlischen Seelengenüssen mich erhebe,“ sagte Olympia, „so kenne ich nichts mehr als Sehnsucht nach dem Tode; jetzt, so hinweggetragen über alle kleinen Mühseligkeiten, jetzt möchte ich sterben, dem Höchsten nahe und innewohnend möchte ich in ihm aufgelöst werden.“

„Ehedem, als ich der religiösen Verzückungen noch fähig war, beschlich mich auch oft solche Sehnsucht nach dem Tode,“ erwiderte Spinoza. „Man könnte vielleicht eine Deutung dieser Empfindung in der thalmudischen Sage finden, daß Moses durch einen Kuß gestorben sei, indem Gott der Herr durch einen Kuß seine Seele wieder in sich zurückhauchte.“

Olympia war betroffen von dieser seltsamen Wendung. War dieser Geist immerdar versenkt in seine Forschungen oder wollte er mit solchem Hinweise einen heißen Wunsch seines Herzens verhüllen und doch wieder darlegen? Sonst war der Austausch ihrer Gedanken leicht von statten gegangen; jetzt saßen sie stumm

da und wußten einander nichts zu sagen. Olympia sang noch auf den Wunsch Spinoza's jenes Volkslied, bei dem er sie zum Erstenmal überrascht hatte; den Schlußreim:

Ihr seid meine rechte Frauen,
Mit keiner andern laß ich mich trauen,

sang sie mit so schmelzender Innigkeit, sie ließ die Töne der Orgel, mit denen sie ihren Gesang begleitete, so sanft ausklingend verhauchen, daß Spinoza die Ruhe, die sonst durch ihren Gesang über sein gährendes Innere gekommen war, schmerzlich vermißte; es ward ihm schwer, nicht an ihren Busen zu sinken und den sangesreichen Quell ihrer Lieder nicht mit einem Kusse zu versiegeln. Er mochte sich selbst nicht länger trauen, nahm seinen Hut und ging. Olympia ergriff das Licht und leuchtete ihm voran die Treppe hinab, sie sprachen keine Silbe; drunten reichte ihr Spinoza die Hand, sie legte ihren Lockenkopf sanft an seine Brust, er umschlang sie, ihr Herz pochte heftig an seiner Hand. „Liebe Olympia,“ sagte er, „ich beschwöre Sie bei Allem was Ihnen heilig ist, lieben Sie mich nicht, ich bin es nicht werth.“

„Ich muß dich lieben,“ sagte sie; „gebiete meinem Herzen, daß es zu schlagen aufhört; ich kann dich nicht lassen —“ ihre Stimme zitterte, er drückte sie inniger an seine Brust, mit einem innigen Kusse hielten sie sich fest umschlungen. Er riß sich los aus ihrer Umarmung und stürmte fort; Olympia sprang trällernd die Treppe hinan und rief in munterm Tone: „Gute Nacht, Herr von Spinoza.“

Da stand er nun vor dem Hause, die Thüre war hinter ihm zugeschlossen. In schwer aufathmender Müdigkeit wandelten sorgenvolle Ehepaare, die den Feierabend bei einer „Wandeling“ in freier Luft genießen wollten, Liebende lustwandelten in raschem Schritt und unter lebendiger Wechselrede, Matrosen schlenderten heran und johlten und sangen lustig das holländische Volkslied:

„Nach Osterland will ich fahren,
Da wohnt mein süßes Lieb;
Ueber Berg' und über Thale,
Schier über die Haide,
Da wohnt mein süßes Lieb.

„Die Sonn' ist untergegangen,
Die Sterne blinken so klar;
Ich weiß, daß ich mit dem Liebchen,
Schier über die Haide,
In einem Baumgarten war.

„Der Garten ist geschlossen,
Und es kann Niemand hinein,
Als nur die Nachtigallen,
Schier über die Haide,
Die fliegen von oben hinein.

„Man soll der Nachtigall binden
Den Kopf an die Füße um,
Damit sie nicht kann erzählen,
Schier über die Haide,
Was zwei süße Liebende thun.“

„„Und habt ihr mich auch gebunden,
Mein Herz ist nicht minder gesund;
So kann ich doch noch schwatzen,
Schier über die Haide,
Von zwei süßen Liebchen, todtwund.““

Es war ein buntes Menschengewühl, Spinoza achtete kaum darauf. „Weiberherzen, ihr seid unergründlich!“ sprach er zu sich, „fühlte sie die unendliche Tiefe des Augenblickes nicht, oder war es ihr nur darum zu thun, mit dieser scheinbaren Gleichgültigkeit Alles, was vorgegangen war, so rasch vor Cäcilie zu verbergen? Wie war ihr aber das möglich?“

Mit so aufgeregtem Geiste konnte er nicht nach Hause gehen, er ging auf die andere Seite der Straße und setzte sich auf die Treppe am Eingange der St. Olai-Kapelle. Er schaute hinauf nach den erleuchteten Fenstern Olympia's, oft sah er ihren Schatten vorüberschweben, bis endlich das Licht gelöscht wurde. Er schämte sich fast, hier wie ein verzauberter Ritter träumerisch nach dem Fenster der Geliebten zu schauen, und mußte innerlich lächeln, als ihm die Tessala einfiel.

„Ich kann dich nicht lassen, sagtest du, ich will, ich darf dich nicht lassen, erwidere ich dir; habe ich nicht deine keuschen reinen Lippen an meinen Mund gedrückt? Du bist mein, mein auf immer. — War nicht auch meine Mutter eine Moslemin und wendete sich zu unserm Glauben; müßte ich ein Mosleme bleiben, wenn ich in dem andern Falle als solcher geboren wäre? — Aber dein Vater und deine Mutter liebten sich in unmittelbarer Nothwendigkeit gleich vom ersten

Anschauen, und du, findest du Olympia tadelfrei? Hast du nicht, durch ihre bizarre Laune geschmeichelt, dich in ein Verhältniß hineingeklügelt, das dir anfänglich so widerspruchsvoll war? — Die Liebe, die den Zweifel überwinden muß, ist größer und dauernder als jene andere, die wie vom Himmel herabgefallen; es ist die intellectuelle Liebe. Du wolltest dir ein Leben voll Entsagungen aufbauen, weg damit! sie liebt dich und an ihrer Seite findest du Ruhm und Glück, Ehre und Genuß. Was giebt mir jene Genüsse zurück, die ich alle von mir lostrenne um der Wahrheit willen? — Die Wahrheit. — Aber muß ich ihr Sklave sein? Ich allein von so vielen Tausenden mich dazu verdammen, die mir eingebornen Anrechte auf heitern Lebensgenuß aufzugeben? Ich will die Wahrheit mit dem Feigenblatte der Legitimität bedecken, will doppelzüngige Worte wählen und den Aberglauben schonen; diene ich so der Wahrheit nicht noch mehr? — Du dienst ihr durch die Lüge. — Nein, ich werde nie gegen meine Ueberzeugung sprechen, sondern diese nur in der Brust verschließen. — Und das katholische Glaubensbekenntniß? — Olympia liebt mich, muß ich sie nicht retten? Einst, in glücklicheren Zeiten, ja, da mag es anders sein, aber jetzt, ich muß der Zeit gehorchen. — Und dein Vater? und Geronimo? — Sie waren gläubige Juden, aber du?"

Solche Gedanken bewegten sich in dem Gemüthe Spinoza's, und das viertelstündlich wiederkehrende Glockenspiel in der stillen Nacht bildete eine eigenthümliche Begleitung. Ihm maß sich das Leben nicht ab nach dem Ton von den Kirchthürmen.

Läßt sich eine andere Weise finden? . . .

Er mußte lange hier gesessen haben, denn als gegen Mitternacht Maessen Blutzaufer und Flyns Arm in Arm, als zwei Mächte, die sich das Gleichgewicht halten, nach Hause taumelten, spotteten sie über den armen Sünder, der, statt zum Liebchen zu schlüpfen, hier in kühler Nacht auf hartem Steine hocke. Spinoza merkte nichts von Allem, was um ihn her vorging; endlich stand er auf, und als er den Ort betrachtete, wo er so lange geweilt hatte, mußte er unwillkürlich lächeln: es war die Kirche, die nach dem Modell des Tempels zu Jerusalem gebaut war. „Schlafe sanft," sprach es in ihm, als er zu Olympia's Fenster hinaufblickte, „ich habe für dich gewacht, du sollst auf ewig an meiner Seite ruhen." —

Die Glocken summten tief, brausender Orgelklang durchwogte das ganze Gebäude, eine zahllose Menschenmenge erfüllte die katholische Hauptkirche. Spinoza stand vor dem Altare, in der Mitte zwischen dem Dr. van den Ende und seiner Tochter Olympia in bräutlichem Schmucke. Droben auf dem Empor stand der Vater Spinoza's, seine Kleider waren zerrissen, sein Antlitz starr und unbewegt. Das Hochamt begann, Cäcilie und Olympia knieten nieder, Spinoza und van den Ende thaten desgleichen. Chisdai und das Skelett des dicken Domine waren als Ministranten eingekleidet, Chisdai schwang den Weihrauchkessel, und so oft er das Zeichen des Kreuzes über seinem Gesichte machte, stolperten seine Finger über dem Höcker seiner Nase, und zweimal, als das Skelett diese Bewegung machte, verfingen

sich seine fleischlosen Fingerknochen in der Höhle, wo einst die Nase gesessen hatte, und als es die Klingel läutete, klapperte sein dürres Gerippe wie leere Mohnköpfe, vom Winde zusammengeschlagen. Das Hochamt war zu Ende. Spinoza trat allein vor, und kniete auf den Stufen des Presbyteriums vor dem Priester nieder. Er verfluchte die Mutter, aus deren Schooß er hervorgegangen, und den Vater, der ihn erzeugt hatte, weil sie ihn nicht von Geburt an in den Schooß der allein seligmachenden Kirche geführt hatten; ein Schmerzensschrei ward vom Empor vernommen, man trug einen Entseelten weg. Spinoza sprach das Glaubensbekenntniß mit leiser, nur dem Priester vernehmbarer Stimme, der Priester legte beide Hände auf das Haupt des Täuflings, segnete ihn leise und besprengte darauf seine Stirn dreimal mit Weihwasser; in jubelndem Tone fiel die Orgel ein. — —

„Baruch! Baruch! steht auf!“ rief es jetzt ... Es war nur ein Traum, Spinoza lag in seinem Bette, die alte Chaje stand mit einem Lichte vor ihm. Er griff sich über die Stirn, von welcher kalter Schweiß rann.

„Was giebt's?“ fragte er.

„Euer Vater liegt — dem Stein sei's geklagt — im Verscheiden, die Mannen aus der Nachbarschaft sind Alle schon unten.“

Baruch sprang hastig aus dem Bett, kleidete sich nothdürftig an und rannte die Treppe hinab; es mußte schon schlimm sein mit seinem Vater, denn er hörte die Männer in lautem Chore rufen: höre Israel! der Ewige unser Gott ist ein einiger Gott.

Als er in das Zimmer trat, sprach eben sein Vater den Schluß des Gebetes:

„Gebieter der Welt! Herr des Vergebens und des Erbarmens, es sei deine Gnade, mein Gott und Gott meiner Väter, daß mein Andenken zu dem Thron deiner Herrlichkeit, zum Guten emporsteige! Siehe mein Elend, denn deines Zornes wegen ist nichts Gesundes mehr an meinem Körper und kein Frieden mehr in meinem Gebein meiner Sünde wegen. Und jetzt, Gott des Vergebens! schenke mir deine Gnade und geh' nicht in's Gericht mit deinem Knechte. Ist aber meine Sterbenszeit da, so möge die Anerkennung deiner Einheit nicht aus meinem Munde weichen, wie in deiner Schrift geschrieben steht: höre Israel, Gott unser Gott, Gott ist ein einiges, ewiges Wesen! ... Ich bekenne vor dir, Ewiger, mein Gott und Gott meiner Väter, Gott alles Geistes und alles Fleisches, daß meine Genesung und mein Tod in deiner Macht sind. Es sei deine Barmherzigkeit, daß du mich vollkommen genesen lassest und daß mein Andenken und mein Gebet zu dir hinaufsteige, wie das Gebet des Hiskiah in seiner Krankheit. Ist aber die Zeit meines Absterbens da, möge dann mein Tod die Versöhnung für alle meine Sünden, Vergehen und Missethaten sein, die ich vor dir gesündigt und begangen habe, von dem Tage meines Bestehens an. Gieb mir mein Theil in Edens Garten und beglücke mich in der zukünftigen Welt, die für die Frommen aufbewahrt ist. Zeige mir den Weg des Lebens, sättige mich mit Freude vor deinem Antlitz, denn zu deiner Rechten ist Ewigkeit und Herrlichkeit. Gelobt

seist du, Ewiger, Erhörer des Gebets... In deine Hand, o Herr, empfehle ich meinen Geist, du erlösest mich, Ewiger, Gott der Wahrheit."

Baruch setzte sich an das Bett seines Vaters, der immer mühsamer Athem holte; er faßte die Hand seines Sohnes, deren Fieberglut die kalte Todtenhand nicht löschen konnte.

„Vater!" rief Baruch, mehr konnte er nicht sprechen.

„Bete für mich, mein Sohn," sagte der Vater leise; immer lauter röchelte er, jetzt und jetzt, meinte man, müsse ihm der Athem ausgehen, alle Versammelten riefen unaufhörlich das: „Höre Israel, der Ewige unser Gott ist ein einiger Gott." Der Kranke betete mit, er richtete sein Auge gen Himmel und mit dem Worte „einig" hauchte er seinen Athem aus; seine Lippen preßten sich noch zusammen und öffneten sich wie zu einem Kusse — er war todt.

Rabbi Saul Morteira öffnete ein Fenster, zum Zeichen, daß die Seele nun gen Himmel fährt, und alle Anwesenden sprachen: „Gelobt sei der wahrhaftige Richter." Baruch sank am Bette seines Vaters auf den Boden nieder, er preßte die todte Hand an seine heiße Stirn; von drüben aus dem andern Zimmer tönten die halb unterdrückten Klagen Miriams und Rebekka's herüber; die Anwesenden unterredeten sich mit leisem Geflüster und wollten eben weggehen. Da hörte man Jemand mit starkem Gepolter die Treppe heraufspringen, die Thür wurde aufgerissen.

„Ist er todt?" fragte eine Stimme.

„Ruhig, still, Rabbi Chisdai, antworteten die Anwesenden.

„Wehe! dreimal Wehe über dieses Haus!“ rief Chisdai, „er allein hätte seinen Ben sorer umoreh[1] noch retten können; ich hab's mit meinen eigenen Ohren gehört, er will Christ werden und eine Christin heirathen.“

„Wenn Ihr nicht augenblicklich geht,“ antwortete Samuel Casseres, „und noch solch ein Wort gegen meinen Schwager sagt, werd' ich Euch den Weg weisen, es hat Euch Niemand gerufen.“

„Ihr werdet mich rufen und ich werde nicht kommen,“ antwortete Chisdai, als er von den Anderen mit fortgeschleppt wurde.

Benjamin von Spinoza hatte in seinem Testamente verordnet, daß man ihm seinen alten spanischen Degen zerbrochen mit in's Grab lege; die Rabbinen nahmen lange Anstand, dieser Verordnung, deren Bedeutung nur Wenige erriethen, Folge zu leisten. Spinoza mußte viele thalmudische Autoritäten beibringen, um den Willen seines Vaters erfüllt zu sehen. Draußen auf dem Friedhofe mußte er, der alten jüdischen Sitte gemäß, zu den Füßen seines Vaters niederknieen, Gott und seinen Vater für Alles, was er gegen sie gesündigt, um Verzeihung bitten; darauf mußte er sein Gewand auf der linken Brust zerreißen, und als der Sarg eingesenkt war, mußte der Sohn zuerst hintreten und eine Hand voll Erde auf ihn werfen. Er that dies mit schwankenden Schritten und zitternder Hand; Chisdai sprang hülfreich hinzu, um ihn zu unterstützen. —

[1] Abtrünniger und widerspenstiger Sohn. (5. Buch Mos. 21, 18.)

Sieben Tage lang mußte Spinoza mit dem zerrissenen Kleide und ohne Schuhe auf dem Boden sitzen, und dreißig Tage durfte er seinen Bart nicht scheeren lassen; aber sein Aeußeres war dennoch nicht so wild und zerrissen als sein Inneres. Wie oft, wenn er, die Arme auf die Kniee gestemmt, sein Angesicht mit den Händen bedeckte, wie oft gedachte er da Olympia's! Was sollte aus ihnen werden?

Zur höchsten Pein ward ihm ein Besuch Oldenburgs und Meyers, die gerade kamen, als er mit seinen Schwestern auf dem Boden saß und die Rabbinen nach ihrer Litanei vor den versammelten Gemeindegenossen eine Art von Seelenmesse für den Verstorbenen hielten.

Er dachte viel darüber nach, wie er ein freies und unabhängiges Leben sich aufbauen wollte. Sehnsucht nach Ruhe, nach beschaulichem Alleinsein, regte sich oft wie ein unergründliches Heimweh des Geistes in ihm; er kam sich wie gefangen vor vom Geräusche der Welt und ihren Gewohnheiten. Und wieder sah er, wie sein ganzes bisheriges Leben von Gegensätzen bewegt war. Er wollte Einheit erringen. Ob er sie in der Vereinigung mit Olympia finden sollte — — es war ein schmerzlicher Trost, daß ihm der unmittelbare Widerspruch seines Vaters nicht mehr entgegen stand.

19. Stillleben.

Spinoza ging nachdenklich durch die Kalverstraat. „Ei, ei, wie stolz,“ sagte Jemand; Spinoza kehrte sich um, es war Frau Gertrui Ufmsand, die aus ihrem Fenster im Erdgeschoß heraus sah. „Wie geht's?“ fragte sie, „Ihr macht ja ein essigsaures Gesicht. Seit der gute Magister Nigritius todt ist, hab' ich Euch nur ein einzigmal in dieser Straße gesehen, vor ein paar Wochen; Ihr seid mit Olympia van den Ende vorbeigegangen, ich hab' zweimal guten Abend gesagt, aber ihr müßt auch keine Seide miteinander spinnen, keines von euch hat mich gehört oder gesehen. Nicht wahr, es waren doch auch schöne Zeiten, als Ihr alle Tage zu unserm Magister gekommen seid? Aber um mehr als zwanzig Jahre seid Ihr in dieser Zeit älter geworden. Ach! mit unserm Stübchen haben wir unterdessen viel ausgestanden. Zuerst haben wir einen Maler gehabt, der hat sich seinen Abendsegen in der Kirche geholt, wo man mit Gläsern zusammenläutet, dann ist er heimgekommen, toll und voll, und hat uns aus dem besten Schlaf aufgeweckt; nach diesem haben wir eine Wittfrau gehabt, die hat das Holz gespart und hat uns den ganzen Tag auf dem Hals gesessen, man hat nicht vor ihr schnaufen können. Mein Mann, der ist gar wunderlich, ich hab' ihr nichts in den Weg gelegt, ich hab's

auch meinem Klaas gesagt: es ist eine Wittfrau, man kann sich versündigen; er hat ihr doch aufgekündigt. Seit einem halben Jahre steht jetzt das schöne Stübchen leer und wir haben's erst neu anmalen lassen, es ist Alles frisch geputzt und sieht drin aus wie in einem Kirchlein. Ich geh' nicht gern die Treppe hinauf —"

„Geert, sei so gut und mach' das Fenster zu, die Spän' fliegen Einem alle in die Augen; wenn du mit dem Herrn plaudern willst, geh 'naus und laß ihn 'rein kommen," rief eine dicke Stimme aus dem Zimmer.

„Kommt ein wenig herein," sagte Gertrui, das Fenster schließend. Spinoza ging hinein, er sagte, er wolle das Zimmer miethen, er müsse bei seinem Handwerke entweder an einem freien Platze oder hoch wohnen, um gutes Licht zu haben; die Leute glaubten Anfangs er scherze und waren hoch erfreut, als sie merkten, daß es Ernst war. Gertrui zeigte ihm das Stübchen, auf dessen Boden der feine Sand wie ein Spitzengewebe kunstmäßig durchzirkt war; der nach Schiffsweise in eine Wandspinde eingesetzte Bettraum war leer.

„Seht," sagte die Frau, „das ist noch der Lehnstuhl von unserm Magister, ich hab' Alles waschen und ausklopfen lassen, es ist kein Stäubchen mehr darin. Ich kann Euch Alles geben, nur kein Bett, die Betten brauch' ich für meine Gesellen; hier, da hat der Magister seine Bücher gehabt, da könnt Ihr auch Eure Bücher hinstellen. Habt Ihr auch die üble Gewohnheit, so auf Tisch, Bank und Stuhl, ja sogar auf dem Boden, alle Bücher auf's Gesicht zu legen wie der selige Herr Magister und daß man keines anrühren darf,

wenn es nicht ein Donnerwetter geben soll? Ei, habt Ihr nirgends die schöne weiße Amaryllis gesehen, die der selige Magister so gern gehabt hat? Von seinem Todestag an ist sie plötzlich verschwunden und sonst haben diese Geschöpfe doch nur Anhänglichkeit an's Haus und nicht an die Menschen; ich gäb' viel darum, wenn ich sie wieder bekäme, es thät' mir in der Seele weh, wenn sie es nicht gut hätte. Ach, und sie war so klug, sie wußte auf die Minute, wann das rohe Fleisch gebracht wird, und wir wußten nichts von Mäusen." Spinoza hatte zu seinem Bedauern die Katze nirgends bemerkt. —

Wir sind hier leider wiederum unter die Dachtraufe einer alten Frau gerathen, wir dürfen uns indeß ihre Redseligkeit schon ein wenig gefallen lassen, da sie unsern Philosophen mit wahrhaft mütterlicher Sorgfalt hegt und pflegt.

Spinoza hatte seine beiden Schwäger, die sich in ihrer Erwartung getäuscht fanden, gerichtlich zur gleichmäßigen Vertheilung der Verlassenschaft seines Vaters anhalten müssen; als ihm nun sein Recht geworden war, verzichtete er freiwillig auf sein Erbtheil, und nahm nichts als ein einziges Bett mit dem dazu gehörigen Vorhange, das er nebst seiner Werkbank und seinen wenigen Büchern und Kleidern in das Haus des Klaas Ufmsand bringen ließ.

Hier endlich war es ihm vergönnt, sein äußeres Leben in vollkommene Uebereinstimmung mit den Erfordernissen seines geistigen Naturells zu bringen. — Jener in der Ueberzeugung gefestete Gleichmuth, der

den gewaltigen Erregungen auf den Wendepunkten des Lebens wie den Ruhestörungen und Anfechtungen der Alltäglichkeit die gelassene Bedachtsamkeit entgegensetzt; jenes Selbstgenügen, gewonnen durch heitere Verzichtleistung auf den Rausch inhaltloser und abspannender Genüsse; jene Erhebung und Fülle durch den Reichthum des eigenen Innern; ein im heißen Kampfe errungener Seelenfrieden, ein klares Hinausschauen in die Welt, deren Räthsel gelöst und deren ewige Gesetze gefunden sind — das waren die Güter, die er immer bewußter, immer sicherer hier in der Einsamkeit sich aneignete.

Vom frühen Morgen an saß er an seiner Werkbank und arbeitete. Wenn er mit dem scharfen Diamante ein Stück aus der Glasscheibe herausschnitt, so brach er sich zugleich auch aus dem großen Systeme, das ganz, aber roh und unausgearbeitet in ihm lag, eine Idee los; wenn er die bleierne Platte aufschraubte und dem Glase eine bestimmte Gestalt gab, so gewann auch die Idee in ihm immer festere Form, und so durch alle Stadien hindurch, immer bestimmter wurde die Form, immer durchsichtiger der Stoff; mancher Splitter mußte abfallen, manche Ritze ausgeschliffen werden, bis endlich beide das Spiegelbild der Wahrheit in sich widerstrahlten. Wenn er sich dann mit der Hände Arbeit sein Brod verdient hatte, nahm er in nächtlicher Stille beim einsamen Lämpchen seine feingeschliffenen Ideen wieder vor, sammelte den Staub, der von ihnen abgefallen war, und streute ihn darauf, damit er sie undurchsichtig machte, dann wischte er ihn mit leichter Hand wieder ab, und zeigte, daß er nicht nothwendig

dazu gehöre, und daß er die Klarheit nur verdeckt, nicht aufgehoben habe. — So arbeitete, so philosophirte Benedict de Spinoza.

Nicht lange nach seinem Zurückziehen aus der bewegten Welt mußte er indeß auch am Tage einige Stunden von seiner Handarbeit abbrechen, um einen jungen Geist in das Gebiet der Philosophie einzuführen. Meyer brachte ihm eines Tages den jungen Simon de Vries, welcher, seitdem wir ihn flüchtig gesehen, der glückliche Erbe von den reichen Resultaten der Theespeculationen seines Vaters geworden war, und sich nun ganz anderen Speculationen ergab. Spinoza trug ihm einen Cursus über die Principien der Cartesianischen Philosophie vor. Auf demselben Zimmer, wo er einst Mensa decliniren gelernt hatte, in demselben Stuhle, in dem einst der Magister ihm seine Sprachfehler corrigirt hatte, saß er nun und lehrte die Cartesische Philosophie, und baute sich dieselbe aus, wie es die Nothwendigkeit des Gedankens erforderte. Der ehrenfeste Dodimus de Vries, der einst die verwickeltsten Rechenexempel so schnell im Kopfe gelöst, hatte nicht nur seine zahlreichen vollwichtigen Dukaten, sondern auch seine Fertigkeit im Rechnen auf seinen Sohn Simon vererbt; Spinoza hatte viel Freude an dem jungen mathematischen Talent.

Zwei, drei Tage, und oft noch länger, kam er nicht aus seinem Zimmer; er trennte sich nicht gern von der traulichen Stille, in der er sich so wohlig fühlte, wo Stunden und Tage wie sanfte Wellen, erfrischend und belebend an ihm vorüber flossen.

Die gute Gertrui war sehr unzufrieden mit ihrem neuen Miethsherrn. „Ich weiß nicht,“ sagte sie, „entweder wollt Ihr Euch das Essen ganz abgewöhnen, oder die Raben vom Himmel kommen und speisen Euch, wie den Propheten in der Wüste; von dem, was Ihr von mir verlangt, könnt Ihr unmöglich satt werden. Gestern habt Ihr den ganzen Tag nichts gehabt, als eine Milchsuppe, etwas Butter und einen kleinen Trunk Bier, was zusammen mit dem gekauften Wasser und dem Torf 4½ Stüber ausmacht, und heute habt Ihr wieder den ganzen Tag an der Hafergrütze mit Rosinen und Butter genug gehabt, die wieder gerade so viel kostet. Ich hab's zusammengerechnet, in einem ganzen Monat habt Ihr im höchsten Fall zwei halbe Pinten Wein getrunken; das ist nicht zum Leben und nicht zum Sterben.“

Spinoza suchte der guten Frau begreiflich zu machen, daß sein Einkommen keinen größern Aufwand gestatte, daß er sich bei dieser Lebensweise aber ganz wohl fühle.

„Ja,“ sagte sie, „man muß sich strecken nach der Decken, das ist ehrlich und rechtschaffen gedacht; aber wenn man die Decke länger machen kann, wär' man nicht gescheit, wenn man da läge wie ein zugeschnapptes Taschenmesser. Die vielen großen und reichen Herren, die täglich bei Euch aus- und eingehen, ich weiß gewiß, sie würden sich ein Vergnügen daraus machen, Euch Geld zu geben; es wär' nicht einmal etwas Geschenktes dabei, sie stören Euch so oft in Eurem Geschäft, daß sie es wohl vergüten dürften. Der Bediente

des reichen Simon de Vries ist jetzt schon dreimal da gewesen, und hat Euch zum Essen eingeladen; statt hinzugehen und das Mark von frischen Meerspinnen zu essen, das auf der Zunge wie Butter zerläuft, seid Ihr zu Haus geblieben bei Eurer magern Milchsuppe. Es ist Euch doch sonst nichts verborgen, und man kann über Alles mit Euch sprechen; ich kann nicht begreifen, was Ihr dabei habt, Euch so einzuschränken."

Die gute Frau wollte sich durch keine Gegengründe überzeugen lassen. „Die Gelehrten haben doch Alle besondere Mucken im Kopf," sagte sie, als sie die Treppe hinabging, und erzählte Oldenburg, der ihr auf der Treppe begegnete, nochmals ihren Disput mit allerlei Variationen.

Auch Oldenburg mißbilligte dieses freiwillige Abschließen in eine Klause auf's Höchste. Er fürchtete, daß solches Abwenden von der bewegten Welt, solches lautlose Vertiefen in die Gründe des Denkens und Empfindens einen Bannkreis bilden könnte, darin jede hereinbrechende Störung eine reizbare Empfindlichkeit erzeugen müsse, die jeden Widerspruch ablehnt, weil sie sich von demselben zurückgezogen. Er wußte nicht, daß solche Krankheiten in sich verschlossener zarter Seelen dem starken und großen Geiste fern sind, der Einseitigkeit nicht kennt, weil er die Welt im Busen trägt, der durch die Widersprüche der Außenwelt nicht überrascht und verletzt wird, weil er sie alle durchdrungen und in sich zur Harmonie aufgelöst hat. Noch andere Gründe machten aber dem besorgten Freunde eine Veränderung

in Spinoza's Lebensweise wünschenswerth, unter diesen stand die Befürchtung obenan, die Liebe Spinoza's zu Olympia — die er so richtig errathen hatte — könne in dieser Einsamkeit seiner Seele so tief einwurzeln, daß sie unvertilgbar wäre. Er glaubte noch immer, durch kluge Vermittlung in den Lebensgang eines selbständigen Geistes eingreifen und denselben berichtigen zu können.

„Unsere Zeit," sagte er einmal zu Spinoza, „die Zeit der aus dem Classicismus wiedergebornen Humanität und der sich selbst offenbarenden Vernunft, hat ihre Apostel, die in alle Lande reisen und dort ihre neuen Ideen verkünden, so gut wie jede andere. Als das Christenthum entstand und sich noch nirgends wohnlich niedergelassen hatte, zogen jene frommen Männer hin und predigten aller Orten, selbst mit Gefahr ihres Lebens; wir sahen in unserer Zeit ebenfalls begeisterte Männer von Stadt zu Stadt, von Land zu Land wandern, und aller Orten das an sie ergangene Wort verkünden. Denke nur an Jordanus Brunus, er hat fast die ganze civilisirte Welt bereist, um seine Ansichten allenthalben zu verfechten; leider hat er den unbegreiflichen Irrthum begangen, nochmals nach Italien zurückzukehren, um auf dem Scheiterhaufen den philosophischen Märtyrertod zu sterben. Diese Art aber, die Welt, und was sie zusammenhält und bewegt, aus eigner Anschauung kennen zu lernen, und es ihr im lebendigen Worte vor das Bewußtsein zu führen, nicht aber vom einsamen Dachstübchen aus sie ergründen und meistern zu wollen, das ist die einzig richtige Art des wahren

Denkers. Unser Meister, oder wenn du ihn nicht so nennen willst, unser Lehrer Cartesius, hat nach einsamem Zurückziehen erkannt, daß die Wahrheit aus der Welt geholt werden muß, wenn sie wieder in die Welt eingehen soll; er lernte die Menschen in Krieg und Frieden kennen, wurde selbst Soldat und ging auf Reisen. Und auch das mußt du als eine Offenbarung unserer Zeit erkennen, daß es in der künstlerischen Erfassung der stummen Natur erst unserm Jahrhundert gelungen ist, in der Landschaft den Geistesblick zu öffnen. Auch du mußt reisen, und willst du die Welt auch nicht lehren, so mußt du sie wenigstens wahrhaft kennen lernen; an Geld soll dir's nie fehlen, de Vries und ich wir wollen dir Alles, was du brauchst, gern geben; du darfst es nicht von dir weisen, es ist kein Geschenk, das wir dem Freunde bieten, der Wissenschaft und der Menschheit zollen wir diesen Tribut, du thust mehr als wir, du widmest ihr dein Leben."

„Ich bitte dich," antwortete Spinoza mit mildem Tone, „wenn es nicht deine Absicht ist, mich erzürnt zu sehen, laß dies das letztemal sein, daß du mir Geldanerbietungen machst; ich habe dir und Vries längst erklärt, daß ich nie darauf eingehe. Ueberdieß kann ich diese neue Art der Wanderphilosophie, welche du so sehr empfiehlst, für meine Person wenigstens durchaus nicht zuträglich finden. Ich bin kein Freund der Disputationen mit dem und jenem und sehe selten eine Förderung daraus, denn meist kommt im Gegensatze nicht der reine Gedanke zur Aussprache, vielmehr so viel persönliche Beimischung, willkürliches Ablenken,

daß man mehr mit Peter und Paul, wie sie durch Gewohnheit und Neigung geworden sind, als mit dem reinen menschlichen Denken zu thun hat."

„Eben darum solltest du Peter und Paul noch näher kennen lernen, um ihre Vortheile, ihre persönlichen Befangenheiten zu besiegen."

„Ich will die Gesetze menschlichen Seins und Denkens ergründen und feststellen, ich habe dir schon oft erklärt, daß ich nicht darauf ausgehe, die Mängel Anderer aufzudecken; werden diese durch Aufzeigung des Normgiltigen offenbar, um so besser. Du, nach deinem Berufe, mußt auf Anderes sinnen; mir genügt es, im Buche der Geschichte und in den Regungen des eigenen Lebens zu forschen."

„Das sollst du," entgegnete Oldenburg, „und eben darum die Welt im Großen wie im Einzelnen näher erforschen. Laß mich dein Handwerk, diese Gläser da, als Beleg annehmen. Wäre unser Auge mikroskopisch eingerichtet, wir würden nur Einzeltheile und nie ein Gesammtes erschauen; hätte unser Auge nur den Fernblick, wir kennten die Besonderheiten der Dinge nicht. Darum ist es ein Vorzug des Culturmenschen, sich künstlich die mikroskopische und teleskopische Anschauung zu seiner gegebenen mittleren natürlichen anzueignen, und schließlich durch die Vorstellung, durch den Gedanken, sie in ihren Bedingungen zu erkennen; aber der Großblick und der Kleinblick muß vorausgegangen sein. Ebenso ist es auch mit der Erkenntniß des Menschenlebens. Darum reise und lebe dann still für dich."

„Laß mir meine heimlichen vier Wände," entgegnete

der Philosoph, „die Welt der Erscheinungen ist von Anderen weit genug erforscht und verzeichnet, daß man nun in stiller Betrachtung dem reinen Gesetze nachgehen kann. In meiner Klause finde ich mich jederzeit und bestrebe mich, um mich her all die Geister der Wahrheit zu sammeln; glaube mir, es ist eine zahlreiche und gute Gesellschaft, und ich bin nie allein oder verlassen; und bin ich's, allein in mir, so kann ich den Mischungen und Verbindungen in der Menschenseele um so stiller und ungestörter nachgehen. Wer von der Höhe der Vogelflucht herab in's Auge fassen könnte, wie ein Strom in den andern mündet, und endlich Alle in das Meer sich ergießen, der sähe nicht mehr, als dem stillen Blick sich bietet, wenn er das Ineinanderströmen unseres Innern verfolgt. Ja, wer wieder mit seiner Seele allein in der Stille leben könnte — mit der Seele, die nichts von Uebertragenem, von fremdher Eingeflößtem hat — der lebte wieder im Paradiese, glückselig in sich und im All."

Noch nie hatte das Auge Oldenburgs so geflammt, eine zitternde Andacht und Begeisterung sprach aus dem sonst so festen Ton seiner Worte, aus seinem ganzen Wesen, als er sich jetzt erhob und sagte:

„O Freund, was soll man dir sagen, da doch in dir Alles gegeben ist? Und doch, vielleicht muß auch dir eine Stimme von außen ein Zuruf werden. Siehe, nicht umsonst berichten die Sagen aller Völker, daß sich Götter zu Menschen verwandelten, sich gefangen nehmen ließen von den Beschränktheiten und Gewalten des Daseins, um sich selbst frei daraus zu erheben und Andere

mit zu erheben, und sei es durch den Leidenstod. Auch du mußt, dem Rufe der dir gegebenen Wahrheit folgend, dich ihr zum Opfer bringen. Du wirst mich nicht für den Schächer halten, und ich will dir nur die Worte zurufen, die die Welt über dein Leben und Denken aussprechen könnte: hast du die Erkenntniß der Wahrheit, wird es heißen, und bist du ihr offener rückhaltsloser Bekenner, so steige herab von deiner stillen Einsamkeit, zieh hinaus in das bewegte Leben und verkündige und leide."

Die beiden Hände gefaltet auf die Brust drückend, erwiderte Spinoza:

„Sterben für die erkannte Wahrheit ist Glückseligkeit, die keinen Schmerz mehr kennt. Was ist ein langes Leben gegen jene Erhobenheit, welche das Dasein selbst und dessen Hingebung zum Zeugnisse der innern Wahrhaftigkeit macht? Könnte es nur auch Andere überzeugen. Aber der Märtyrertod beweist für Andere nichts. Für die entgegengesetztesten Ueberzeugungen sind Menschen freudig in den Tod gegangen. Ich selbst habe einen, wie man's nennt, gläubigen Juden gekannt, der mitten in den Flammen, da man ihn schon entseelt glaubte, den Psalm: „In Deine Hand befehl' ich meinen Geist" anstimmte und im Gesange ausathmete. Was könnte mich ein Leben mit seinen alltäglich wiederkehrenden Pflichten, Läuterungen und Genüssen reizen gegen die eine, Alles in sich schließende That der Hingebung? Bezwingt aber äußere Gewalt den für seine Erkenntniß oder seinen Glauben Feststehenden nicht, so bezwingt sein Tod, der doch immer nur äußere Beweis-

kraft ist, auch die Anderen nicht. Wenn ich, wie ich hoffe, mich einst so weit ausgebildet habe, um auch Andere zu lehren, so habe ich ihnen kein Gesetz zu geben, keine runden Sätze einzuprägen; es soll ein Jeder nur das Gesetz in sich und in der Welt finden: die Erkenntniß des in der Natur liegenden Gesetzes, das ist Erlösung seiner selbst und der Welt. Der Charakter, die bewußte Entwicklung seiner Naturgesetze, demgemäße Bestimmung seiner Handlungen und freie Hinnahme der daraus nothwendig sich ergebenden Schicksale, das ist die Besonderheit des Menschen, die nicht gelehrt, nicht übertragen werden, die er nur aus eigener Arbeit in sich selbst erschaffen kann."

Die beiden Freunde standen nach diesen Worten in stiller Andacht einander gegenüber, und auf der Höhe des Denkens muthete sie wiederum die Freude an, mit gleichem, ja fast mit Einem Blicke hinein zu schauen in die weite Welt. Niemand wußte mehr und wollte es wissen, wer der Gebende, wer der Empfangende war, sie waren Eine Seele, Ein Herz, und doch hatte Jeder in dem andern sein eigen Selbst lebendig gegenüber.

Als Oldenburg wegging, empfand er im Tiefsten die weihevolle Kraft, die der Geist des Freundes über ihn ausgoß. Es erschien ihm vermessen, hier noch irgend eingreifen zu wollen; nur die Hand reichen, nur durch äußerliche Anlehnung die innere selbständige Nothwendigkeit stützen wollte er. Er fühlte sich beseligt in der Macht solcher Männerfreundschaft, die auf dem Boden des reinen Denkens erwachsen war und die

Hingebung an dieses wieder zu einer persönlichen Freude machte.

Was kann die Liebe mehr bieten und warum will der in sich beglückte Denker sich nicht an der Freundschaft allein genügen lassen?

Auch Spinoza fühlte sich immer heimischer in der umfriedeten Stille seines Lebens, dessen gleichmäßiges Glück nicht anders als Seligkeit genannt werden kann. Denn die innere Bewegung des Denkens in der Einsamkeit ist die selige Höhe des Lebens, der ewigen Sonne nahe, über dem Weltgeräusche, über den Wolken, die im Dunstkreis der Erde fließen. Im Alleinsein klärt sich das Leben ab, wo kein Anruf von außen möglich ist, nichts den Strom des denkenden Seins zu unterbrechen vermag. Und was zuerst als Wille erschien, festigt sich zu selbständiger Tragkraft, Gedanken schließen sich an einander wie ein Reigen seliger Geister und nehmen den an die Persönlichkeit gebundenen Geist mit fort. Aufgelöst und vergessen ist das endliche Selbst und das Leben wird zum Denken.

Was in der Gegenwart und herben Berührung störte, gewinnt eine milde Verklärung und erweckt eine milde Versöhnung im Geiste, den Liebe zu Wahrheit und Gerechtigkeit emporgetragen, und den kein Vorwurf herabzieht. — Wie ein Erwachen aus dem unbewußten Leben, das doch nur im selbstlosen Gebiete des Denkens sich bewegte, ist dann das Innewerden seiner selbst und das Besinnen auf sich und seine Beziehungen zur Außenwelt.

Hatte sich so Spinoza in reiner innerer Denkbewegung losgelöst von allem persönlichen Sein, so überraschte ihn oft die Erinnerung, daß es nun schon wieder mehrere Tage waren, seit er Olympia gesehen, ja sogar seit er ihrer gedacht, und doch liebte er sie von ganzer Seele. Es war nicht jene stürmisch aufbrausende Liebe mit ihren überwallenden Gefühlen, es war die stillkeimende Neigung, deren Wurzeln in der Ueberzeugung und im klaren Bewußtseyn von der Nothwendigkeit des gegenseitigen Verhältnisses ruhten. Diese Liebe hatte aber der Wunderlichkeiten und räthselhaften Selbstquälereien so viele, als jede andere, die der Sturm der Leidenschaften fortreißt. Mit lautpochendem, von Liebeswonne geschwelltem Herzen ging er jedesmal nach dem Hause Olympia's; und nicht selten verließ er dasselbe mit verstörtem Geiste und es ward ihm erst wieder wohl in seiner trauten Einsamkeit. — Wollte er wirklich die Liebe Olympia's unterdrücken, oder wollte er nur eine Probe damit anstellen? Er sprach mehr als gewöhnlich von seinem Judenthum, ja er suchte auch noch auf andere Weise sich selber in dem unvortheilhaftesten Lichte zu zeigen; und doch kränkte es ihn wieder, wenn er seinen Zweck erreicht zu haben schien, und Olympia — sei es aus Gefallsucht oder um ein Vergeltungsrecht zu üben — dem blonden Kerkering allerlei kleine Gunstbezeugungen zuwandte, wodurch dieser sich hochbeglückt fühlte, und immer mehr in seiner Meinung bestärkt wurde, daß Spinoza nur der Strohmann sei, mit dem man ihn necken wolle. — Seit jenem verhängnißvollen Abende hatten sich die beiden Liebenden

nicht mehr allein gesprochen, das hätte Mißverständnisse und Irrungen leicht gelöst; aber auch so, den Augen uneingeweihter Zuschauer blosgestellt, genossen sie Wonnen unerschöpflichen Liebesglücks. Oft sagte ihr Mund die gleichgiltigsten Dinge, aber ihre Augen sprachen sich all die Gefühle, die sie tief verschlossen für einander hegten.

---

20. Confessionen.

„Die Juden wollen Allarm gegen dich schlagen, sie betrachten dich als Ausreißer, und wollen, daß du wieder zur Fahne zurückkehrst.“ So sagte Oldenburg zu Spinoza, als er mit Meyer in dessen Zimmer trat.

„Fürchte nichts,“ sagte Meyer, „du hast dich so hoch hinaufgebettet, daß ihnen der Athem ausgeht, bis sie zu dir hinaufkommen.“

„Wie wär's,“ fragte Oldenburg wieder, „wenn du dich, während sie nach dir fahnden, unter eine andere Fahne begeben, und dich in eine andere Uniform gesteckt hättest?“

„Du hast doch einst den Türenne so sehr gelobt,“ entgegnete Spinoza, „weil er das nicht that? Ich wüßte nicht, welche Uniform mir paßte.“

„Du hast Recht,“ sagte Meyer, „müßte ich dir eine Uniform zuschneiden, ich würde die ganze Himmelsdecke dazu verbrauchen, und Sonne und Mond dir als Ordenszeichen an die Brust hängen.“ Ein Gelächter entstand und Oldenburg begann wieder:

„Wozu diese Plänkeleien? wir müssen der Sache auf den Leib rücken; Meyer, von seinem hiatromathematischen Standpunkte aus, behauptet immer, das Streben aller Vernünftigen müsse dahin gehen, allen positiven Glauben und vornehmlich alle Autorität der

Bibel auszurotten. Luther, sagt er, habe den Traditionsglauben gestürzt, er habe uns aber auf den unfruchtbaren Sand des bloßen Bibelwortes gesetzt, er beruft sich sogar auf dich, und sagt: du hieltest nichts von den Propheten und den heiligen Geschichten."

„Wenn er das thut, so hat er Unrecht. Ich glaube: die Prophetie kann vermöge ihrer inneren Anschauung oder Phantasie, die wir als unmittelbare göttliche Gabe bezeichnen können, das Wahre oft eben so richtig erkennen als die sich immer klar bewußte Vernunft; nur weil jene sich noch auf der niedern Stufe der Wahrnehmung hält, ist sie dem Irrthum auch mehr bloßgestellt als die reine Vernunft. Theologie und Philosophie sind sich nicht einander entgegengesetzt, sie beruhen bloß auf ganz anderen Grundlagen. Ich bin von dem ewigen und unerschöpflichen Nutzen vieler der sogenannten heiligen Geschichten für das gemeine Volk überzeugt. Wer an sie glaubt und sein Leben danach einrichtet, hat als Erbe sich eine große Summe von erfahrungsmäßigen Wahrheiten angeeignet, zu denen eine geringe Anzahl Menschen, die nicht daran glauben mag, nur unmittelbar durch ihre Denkkraft und somit aus sich selber heraus gelangen können. Jene wie diese sind selig, diese aber noch seliger, weil sie aus sich selber die Gesammtheit ihrer von der Natur gegebenen Gesetze erforschen; die Bibel kann den Anspruch auf diese für Alles ausreichende Gesammtheit nicht machen und hat ihn auch nie gemacht, sie ist ein nach und nach entstandenes Werk mit mancherlei Aeußerlichkeiten; ihr Zweck ist nicht Wissenschaft und Denken, sondern Glauben und

Handeln, und darum ist es gut, daß wir einsehen, wie wir Alles eben so gut und noch bestimmter aus der eingebornen Denkkraft schöpfen können."

„Siehst du, da hab' ich wieder meine Erbsünde," fiel Meyer ein; „zuerst sagte man: die menschliche Natur ist von Grund aus und ursprünglich schlecht, sie kann das Höhere gar nicht erfassen, und dann sagte man: deshalb muß eine übernatürliche Offenbarung sie aus diesem Zustande erlösen. Man schlug der Menschheit ein Bein ab und triumphirte: seht ihr's? sie kann nicht allein gehen und stehen, drum muß man ihr einen Stelzfuß anschnallen und alle Sonntage nach dem Riemenwerk sehen, damit die Menschheit wieder sieben Tage laufen kann."

„Meyer! du willst nur immer die Hinterlassenschaft der Erbsünde bereichern," sagte Oldenburg und fuhr zu Spinoza gewendet fort: „Sage mir offen: bist du denn nicht überzeugt von der Abgelebtheit und einengenden Beschränktheit des Judenthums?"

„Das ist viel gefragt; aber ich muß dir vorerst wiederholen, daß kein Glaube uns jene wahre Seligkeit bietet, die allein aus der Erkenntniß der innern Nothwendigkeit unserer Naturgesetze entspringt. Schon längst ist es so weit gekommen, daß man fast Niemand mehr, wer er sei, ob Christ, Türke, Jude oder Heide als solchen erkennt, sondern nur nach den äußern Sitten und Gebräuchen, oder weil er diese oder jene Kirche besucht, dieser oder jener Meinung anhängt und auf die Worte irgend eines Meisters zu schwören pflegt. Das eigentlich Entscheidende und Maßgebende ist schließlich

der individuelle Charakter; darum neigen die Bekenner ein und desselben Glaubens, ja oft die Bekenner ein und desselben philosophischen Systems zu so verschiedenen Gestaltungen ihres eigenen und des gesammten Lebens. Was nun das Judenthum betrifft, so erkennt dieses selber einen gottseligen Lebenswandel unabhängig von jener bestimmten Offenbarung als Gesetz an; Noah, Abraham, Isaak und Jakob werden als gottselig gepriesen, obgleich sie lange vor der Offenbarung auf Sinai lebten. Moses, vermöge seiner erhabenen göttlichen Eigenschaften gab dem Volke das Gesetz als Recht, als Staatsverfassung. Diese ist zertrümmert; das Urrecht, aus eigener Erkenntniß sich die göttlichen Gesetze zu begründen, tritt also auch im Judenthume mit allgemeiner Geltendmachung ein."

„Mir waren die Juden stets ein merkwürdiges Phänomen der Geschichte," sagte Meyer. „Die Juden müssen so lange bestehen als es eine positive Religion giebt. Diese wunderbare Zähigkeit, mit der sie die fürchterlichsten Schläge des Geschicks überdauert haben, muß den Beweis in sich tragen, daß ihre Mission noch nicht erfüllt ist, und daß sie im Verlaufe der Geschichte noch einmal einen mächtigen Hebel bilden können."

„Dir gefallen solche Abnormitäten —," sagte Oldenburg und Spinoza erwiderte:

„Es giebt keine Abnormitäten, Alles hat seinen bestimmten Grund, aus dem es nothwendig und folgerecht in solcher Ordnung hervorgehen muß. Wenn nicht die Einrichtungen ihrer Religion sie ihrer Männlichkeit beraubten, so würde ich unbedingt annehmen, daß die

Juden, wie das bei dem Wechsel der menschlichen Dinge wohl möglich ist, einst, wenn sich die Gelegenheit giebt, ihr Reich wieder errichten und Gott sie von Neuem erwählen könnte. Wir haben hievon ein Beispiel an den Chinesen, die ihr Reich wieder erlangt haben. Aber die Mission der Juden ist wohl erfüllt, es ist bei ihrer Erhaltung durchaus nichts Wunderbares; nur der Haß der Nationen hat sie erhalten, und sie selber haben sich dann durch ihre Gebräuche von allen Völkern abgesondert. Diese Gebräuche können fallen wie alle übrigen Ceremonialgesetze, die nur locale Geltung hatten, und der Haß der Nationen kann sich in Liebe verwandeln."

„Ich wäre stolz darauf ein Jude zu sein," sagte Meyer, „man ist in entschiedener Opposition gegen allen Schlendrian geboren, und stellt den Riß, der durch das Herz der jetzigen Menschheit geht, in sich unmittelbar dar. Der von seiner eigenen ohnedieß zerrissenen Tradition freigewordene Jude ist der eigentliche unbefangene Fremdling in der Welt, ausgerüstet mit allen Waffen des männlichen Geistes und doch wie mit unbestochenem Kinderauge die ganze historisch gegebene Welt prüfen und umstellen, das ist ein Vorzug und eine Freiheit, die kein Anderer sich so leicht erringen kann. Wir Anderen haben alle zu viel Theil an der Weltherrschaft und zu viel Schonung und Gewöhnung dafür. Und schon in der großen Weltgeschichte zeigt sich's, daß die Erneuerung der ganzen Welt nicht von den herrschenden Völkern ausging; kein Grieche, kein Römer brachte die neue, die ganze Welt umgestaltende Lehre, sie ging aus dem verschmähten, unterdrückten und von der

eigentlichen Weltbewegung ausgeschlossenen Volke hervor. Im Alterthum lebte der Mensch in vollkommener Einheit: die Religion war Staatsverfassung und die Staatsverfassung Religion. So war es in Rom und Athen, in Aegypten und China, und am vollkommensten in Palästina. Mit der Zerstörung des jüdischen Staates und mit dem Auftreten des Christenthums gab es erst eine Religion als solche, denn jetzt erst wurde sie losgeschält vom Staate. Zweierlei Mächte waren es fortan, 'die den Menschen in Beschlag nahmen und ihm seine Einheit raubten: Staat und Kirche. Das Christenthum hat im Papismus bis jetzt gerungen, beide wieder zu vereinigen; die Macht des Papismus ist gebrochen, die alte Zweiheit ist wieder da, und das Christenthum giebt keine Staatsverfassung."

„Ich glaube, wir haben die Rollen gewechselt," erwiderte Spinoza, „das Christenthum hat sich nicht an Nationen und Staaten, sondern an die Menschheit, an den allgemeinen Menschen gewendet, um ihn innerlich frei zu machen; nie wollte es äußeres Gesetz sein. Vermöge der Erkenntniß unserer inneren Gesetze können und müssen wir Staat und Kirche einrichten, in beiden aber dem Forschergeiste, der Alles in Frage stellen darf, freien Spielraum lassen, sonst legen wir wieder durch äußere Gesetze unsere innere Freiheit in Banden. Die zeitlichen religiösen und politischen Beigaben der Christuslehre sind eben nur zeitliche. Wenn Christus sagt: „Schlägt man dich auf den rechten Backen, so reiche auch den andern dar," (eine Verhaltungsregel, die auch Jeremias in seinen Klagliedern giebt) so kann das nur

zu einer Zeit der Unterdrückung und Rechtlosigkeit gelten; sonst aber ist es pflicht- und vernunftgemäßer, Dem, der dir einen Schlag giebt, zwei dagegen zu geben, oder ihn, wo das Recht herrscht, vor Gericht zu belangen, damit die Lasterhaften nicht gewonnen Spiel haben mit ihrer Lasterhaftigkeit."

„Mit allen diesen Ansichten," sagte Oldenburg, „würde ich nicht lange anstehen, mich zur christlichen Religion zu bekennen; du brauchst es nicht aus Ueberzeugung für das Positive derselben zu thun; ich schlösse mich an deiner Stelle dadurch nur der größeren und bildungsreicheren Menge an, die auch den bedeutendsten Einfluß auf die Geschichte der Zeit zu üben vermag. Es ist nicht Eitelkeit, wenn man einen unschönen Auswuchs im Gesichte ausschneiden läßt; man unterwirft sich dadurch nur der Pflicht gegen sich und Andere, alles Störende abzuthun."

„Und ich," sagte Meyer, „ich würde dich von diesem Tage an nicht mehr so schätzen und achten können, du wärest dir selber abtrünnig geworden. Aber wie ich höre, minnest du ja die heilige Olympia. Nun das ist doch ein universelles Mädchen! Zuerst hat sie einen Katholiken, dann einen Reformirten zum Geliebten gehabt; jetzt hat sie einen Juden und, wie ich glaube, in dem Kerkering einen Lutheraner als Kebsgeliebten daneben, ist sie mit euch Beiden fertig, verschreibe ich ihr einen Türken."

„Spotten und Witzeln ist Deine Erbsünde," entgegnete Spinoza streng, „aber ich verlange, daß du mit Ehrerbietung von Olympia sprichst."

„Ach, die hochgelahrte Olympia!“ scherzte Meyer, „sie kann amo im Präteritum vollkommen conjugiren; doch, ich muß ja ernsthaft sein. Zuerst war ein Maler, der ein paar Monate hier in diesem Zimmer gewohnt hat, von ihr bezaubert. Es war ein blutjunger Mensch, mit ausgezeichnetem Talente und übersprudelnder Gemüthsfülle; ich kam damals selber häufig in das Haus des van den Ende, und gestehe, daß ich nicht wenig dazu beitrug, daß van der Spyck das Verhältniß löste. Hätte ich aber vorher gewußt, was daraus erfolgt, ich hätte meine Hand nicht dazu geboten; denn van der Spyck ergab sich von da an dem Trunk, sank von Stufe zu Stufe immer niederer, bis er es endlich hier nicht mehr aushielt und nun unstet und flüchtig in der Welt umherirrt. Sowohl van der Spyck als Olympia wendeten ihren Groll gegen mich; ich kam seitdem nicht mehr in das Haus meines Collegen. Der zweite Geliebte Olympia's war ihr Musiklehrer; der schwamm ewig in lauter Musik, er war nie zu sehen ohne ein Musikheft unter dem Arm, und wo er ging und stand, bewegten sich seine Finger wie zum Orgelspiel. Ich glaube, daß er mit einem Notenblatt unter dem Arm auf die Welt gekommen ist, und daß er schon seinen ersten Schrei aus d dur that; ach! der schwärmte mit Olympia im Reich der Töne. Den wies nun der Brummbaß des Vaters aus dem Paradiese. Denke dir aber die fürchterliche Prosa: der Mensch hätte doch wenigstens mit einem Pistolenschuß sich das Finale machen sollen, aber grausam! nicht volle acht Tage darauf hat der Musikschlüssel schon ein anderes Schloß

aufgemacht, er ist verlobt mit der Tochter des Aufsehers bei dem Huys te Sinnelust;[1] er erhält das Amt seines Schwiegervaters und lebt nun mit seiner musikalischen Ehehälfte ein bürgerliches Andante. Ich will nur sehen, wie es mit euch schließen wird."

Spinoza ging nachdenklich und ärgerlich im Zimmer auf und ab; es war ihm fast wieder so wie damals, als Chisdai das lichte Bild Olympias mit seinem Zelotismus begeiferte.

„Ich begreife dich nicht," sagte Oldenburg, „du täuschest dich gewiß, wenn du glaubst, du liebst sie; diese Gemüthsruhe, dieses Versenken in Gedanken, die zur Liebe in keinem Bezuge stehen, wäre nicht möglich, wenn das wahre Liebesfeuer dir durch die Adern flösse."

„Kennst du denn alle Besonderheiten der Liebe in den verschiedenen Individuen, um das so bestimmt und unbedingt auszusprechen?" fragte Spinoza.

„Ich kenne die Liebe, und war ich auch stürmischer als mancher Andere, so kenne ich doch ihren ewigen Urquell, der bei Allen derselbe sein muß. Meine Bekanntschaft mit Olympia datirt von meiner Liebe her; Maria war die Freundin Olympia's. Inniger als ich hat wohl nie ein Mensch geliebt; mit Mitleid und Hohn sah ich auf die Alltagsmenschen herab, die den Tag über an ganz andere Dinge denken und ein beliebiges Geschäft treiben, Physik studiren, Staatsacte ausfertigen, Handelsbriefe schreiben können, und dann, wenn das Tagewerk vollendet ist, oder ein Sonntag im

[1] Eine Art Concertsaal mit verschiedenen seltenen musikalischen Instrumenten.

Kalender steht, mit dem Liebchen einen Spazirgang machen. Die trefflich eingeschulten Herzen, wie eng und kalt erschienen sie mir, der ich keinen andern Gedanken kannte, kein anderes Gefühl wollte, als die Liebe allein. Ich hatte eine neue Seele gewonnen mit einer unzerstörbaren Einheit, denn der eine und ewige Gedanke war nur sie, und sie allein. Wenn ich den süßen Athem Maria's einsog, oder wenn ich in der fernen Heimath einsam wanderte, immer war ihre Seele bei mir; überall dachte ich, bald ist sie hier mit dir, du nennst sie dein — ich schauderte oft vor der unendlichen Ueberschwänglichkeit dieses Glücks, es war zu groß, ich hätte es nicht ertragen können. — Ich wurde schmählich um die Geliebte und um den besten Theil meiner Gefühle betrogen. Eine andere Liebe? ich mag und darf sie nicht wünschen; war mir's versagt, in jenem ersten Feuer der Liebe meine Seele aufgehen zu lassen, so verachte ich jene bürgerlich wohlerzogene Liebe, ich bin froh, daß ich zu alt bin, um noch einmal einer Versuchung ausgesetzt zu sein; ich habe einen Wirkungskreis gefunden und Beruhigung in ihm."

„Die Ehe ist ein heiliges und ewiges Naturgesetz," erwiderte Spinoza, „sie ist des Menschen schönste Zierde, wenn sie aus reiner vernünftig bewußter Neigung geschlossen wird."

„Ich will die Ehe nicht angreifen," entgegnete Oldenburg, „aber das ist ein Fluch, der auf der Menschheit lastet, je weiter sie voranschreitet, daß es immer unmöglicher wird, gerade dann ihres Genusses theilhaftig zu werden, wenn die Natur es erheischt. Was

sollen Kunst und Wissenschaft und Industrie? Mögen sie alle zu Grunde gehen, wenn nicht der Mensch —"

„Der kann," unterbrach ihn Spinoza, „naturgemäß leben, wenn er früh gelernt hat seiner Leidenschaften Herr zu sein, und den ewigen Vernunftgesetzen gemäß zu handeln. Freilich, dazu ist nöthig, daß diese nicht als äußere uns aufgedrungene erscheinen, denn sonst wird die äußere Macht der Leidenschaften sie oft im Kampfe besiegen; haben wir aber, vermöge unserer inneren Vernunftgesetze, die Nichtigkeit aller Macht und alles Genusses der Leidenschaft erkannt, so führen wir ein Leben, wie es unsere wahre Natur erheischt."

„Es ist nicht Allen gegeben," entgegnete Oldenburg, „gleich dir der Welt den Rücken zu kehren, oder vielmehr in dem Himmel des eigenen Selbstbewußtseins sich über ihr zu wiegen; es giebt stürmische, drangvolle Geister, die nur ein glücklicher Leichtsinn in dieser Welt voll nichtiger Wichtigkeiten, voll nothwendiger Willkür lebensfroh erhalten, und vor Wahnsinn und Verzweiflung wahren kann."

Mit mildem Tone lenkte Spinoza das Gespräch wieder zurück, indem er sagte: „Ich kehre der Welt den Rücken nicht, wie du glaubst; ich genieße sie in meiner Weise vollauf." —

„Und betrügst dich, wenn du glaubst, sie mit Olympia noch mehr zu genießen."

„Oldenburg, du hast zu hoch gespannte Ansichten von der Ehe," bemerkte Meyer; „glaube mir, ich habe jetzt die zweite Frau, und lebe stets zufrieden; man wird in der Ehe weder so glücklich als die Schwärmerei

hofft, noch so unglücklich als sie fürchtet. Meine jetzige Frau kannte ich vor der Hochzeit nur wenig, wir lernten uns nach und nach kennen und aneinander gewöhnen. Was man von Seelenharmonie träumt, ist gar nichts Wesentliches, meine Frau z. B. ist ächt frommgläubig, und doch leben wir einig, ja es wäre mir sogar nicht lieb, wenn sie nicht so wäre; dieser stille Glaube giebt den Frauen einen besondern Reiz. Ich habe zwei gesunde muntere Jungen, habe ein geordnetes Hauswesen, und darf sagen: ich lebe glücklich."

„Du weißt, ich achte und verehre Olympia von Herzen," sagte Oldenburg, „aber eine Verbindung mit ihr muß ich dir widerrathen. Ich mische mich nur mit Widerstreben in diese Angelegenheit und würde es auch noch jetzt unterlassen, wenn ich nicht deine beneidenswerthe Kraft kennte, trotz alles Widerstreites dir Jegliches rein und heilig zu erhalten. Hier aber laß dich bekehren. Es ist die erste Liebe nicht, mit der Olympia dir zugethan ist; der frische Himmelsthau ist weg, diese Lippen haben schon einen Andern geküßt, dieses Herz hat schon für einen Andern geschlagen, und — du darfst mir's nicht verargen, daß ich es sage — es ist die wahre Liebe nicht, die du gegen sie hegst, sonst könntest du unmöglich in diesem ruhigen Gleichmuth dich bewegen."

„Ich muß dir abermals wiederholen," entgegnete Spinoza, „daß es nichts wahrhaft Wünschenswerthes giebt, das vernünftige Ueberlegung nicht eben so tief und noch weit dauernder erfassen könnte, als Schwärmerei und ungestüme Leidenschaft."

„Mir fällt etwas Anderes ein," sagte Meyer, „wäre es, positiv-rechtlich gefaßt, nicht gestattet, daß Juden und Christen einander heirathen?"

„Kein Rabbine auf Erden könnte ein positives Hinderniß dagegen aufbringen. Die Christen sind, vom jüdischen Standpunkte aus betrachtet, nur eine jüdische Sekte; daß ihre Zahl im Verlauf der Geschichte die größere wurde, verändert an dem Sachverhalt nichts. Wir haben unter den Juden Sekten, ja sogar unter den Thalmudisten Einzelne, die den Glauben an einen Messias als unwesentlich nicht zu den Grundgesetzen der Religion rechnen. Es kann also eine gegenseitige Verschwägerung zwischen Juden und Christen nicht verboten werden."

„So lange diese Wechselheirathen nicht stattfinden werden," begann Meyer wieder, „wird das Gehässige, das sich an den Namen „Jude" knüpft, nicht unter allen Verhältnissen ausgerottet werden können. Nun wäre ich fast doch für diese Verbindung, es wäre großartig, wenn du auch hierin der jüdische Erlöser werden könntest. Aber nein, du mußt nicht nur Jude, du mußt auch Junggeselle bleiben. Nur so vollführst du deine Mission. Wer sich an das Familienleben und die Gesellschaft anschließt, dessen gradliniges, streng folgerichtiges Leben und Denken wird durchschnitten und unterbrochen. Ablenken, Umbiegen ist nothwendig gegeben, und ich merke es schon an meinem Berufe, was es heißt, von den tausend einzelnen Erscheinungen des Lebens den Blick immer bald da, bald dorthin ablenken zu lassen. Die stetige, ununterbrochene Strömung zwischen

der denkenden Seele und einem Gedanken, den sie sich vorgesetzt, wird so vielfach durchkreuzt und unterbrochen; die Brutwärme verflüchtigt sich, erkaltet, und muß immer auf's Neue wieder erregt werden. Darum freue dich, daß du Jude von Geburt bist und ein Junggeselle durch Geschick und freien Willen bleiben sollst."

Zum Erstenmal war Spinoza froh, als die beiden Freunde sich entfernten. Von allen Neigungen des Menschen scheint die Frauenliebe allein dem Glauben ähnlich: ihr letzter Grund beruht allein in der Persönlichkeit, deren gerechtes Anschauen, keinem Andern erkenntlich, es zum Frevel macht, sie anzutasten. Warum mußte Spinoza von einer Liebe erfüllt sein, die mit solchem Widerstreit gegen die Welt verknüpft war und daher Jedem und besonders den Freunden ein Recht gab, sie zu durchforschen? Einer minder streng und unnachsichtlich nach innerer Wahrhaftigkeit strebenden Natur hätte solcher Eingriff den sanften Schmelz stiller Empfindung verwischt und ihn bitter gegen die Freunde oder selbstzweiflerisch in sich gemacht. Spinoza lernte auch hierin aus der klaren Erkenntniß sich jene Weihe erringen, die man sonst nur der unvermittelten Empfindung zuzuschreiben gewohnt ist.

21. Mikrokosmus.

Ein Herz, das sich gewöhnt, alle stürmischen Wallungen niederzuhalten, gleichmäßige Bewegung und eine Mittelstimmung zu gewinnen, die ebenso fern ist von stumpfer Unbewußtheit, wie von den schneidenden Gegensätzen in Jubel und Trauer, ein solches Leben geräth nicht auf schwindelnde Höhen oder in dunkle Abgründe, die den theilnehmenden Beschauer bald mit bangem Entsetzen über drohenden Untergang, bald mit stiller Befriedigung über gewordene Rettung erfüllt.

Unser Held hat sich nicht verloren in der Liebe zu einem Mädchen, und doch ist sein bestes Leben dabei gefährdet. Er hat schließlich mit Niemand zu kämpfen, als mit sich selbst, mit angeborenen und anerzogenen Beziehungen. Solcher geräuschlose Kampf erheischt aber noch weit mehr das Aufbieten der innersten Kraft, es fehlt der faßbare Gegensatz, der die Tapferkeit steigert. Es wird kein sichtbares Reich verändert mit Erhebung und Fall unseres Helden, aber ein Geistesreich mit weitgebietender Macht steht in Frage. In der stillen schmucklosen Dachstube der Kalverstraat zu Amsterdam sollte sich's entscheiden.

Arbeit und stilles Sinnen ist es allein, was wir belauschen müssen. Am frühen Morgen treffen wir unsern Philosophen wach an der Werkbank. Er hat

heute schon wieder, wie Frau Gertrui sagt, „dem Tag in die Augen gegriffen;" er lächelt still zu dieser Bemerkung, vielleicht deutet er sie anders. Ruht das Rad und der Stift, dann ist's todtenstill im Raume, die Welt ist abgeschieden.

Was spannt sein Antlitz nur heute und warum starrt er so oft nach der Fensterecke?

Er wohnt doch nicht so einsam als wir vermutheten, am unbemerkten Ort hat er eine Stubengenossin in selbstgebauter Zelle, für deren täglich Brod er ebenfalls zu sorgen hat; seht, da hat er eine Fliege erhascht, nun holt er sein Mikroskop, geht nach dem Fenster und wirft das erbeutete Thier in das Spinngewebe. Wir wollen auch durch das Mikroskop schauen, vielleicht gelingt es, den Betrachtungen des Philosophen nachzugehen: „Sieh, wie die einsam lebende Spinne aus ihrem Versteck hervorspringt. Trotz ihrer acht Augen muß ihr Gesichtssinn kümmerlich sein, denn sie weicht nicht aus, wenn man ihr einen Gegenstand nähert; sie muß aber eine feine Empfindung haben, denn sie spürt die leiseste Berührung ihres Netzes. Oder hätte sie vielleicht gar noch einen lebendigen Zusammenhang mit dem aus ihr Abgelösten? Sieh, wie sie sich behende auf die zappelnde Beute wirft, sie mit ihren langen haarigten Beinen umklammert, sie herzt und mit ihrem mächtigen Rüssel abküßt. So recht, wehr' dich, das ist brav, aber das Netz, das Netz, husch, durch ist sie; jetzt schlägt sie die Hinterfüße auf dem Rücken übereinander und rüstet sich zur Flucht. Vergebens! der linke Flügel ist zerrissen, sie kann nicht fort und da verfolgt sie schon die Heiß-

hungrige; jetzt packt sie sie auf und schleppt sie zurück in ihre Behausung. Nun ist's aus, sie knickt ihr die Füße ab und umspinnt sie mit ihrem feinen Gewebe, da hat sie den Kopf vom Rumpfe getrennt und saugt nun durstig die Eingeweide aus. Welche behagliche Ruhe im Genusse! wie sie sich labt, bald eine Pause macht, und dann wieder frisch drauf los nagt; ob sie wohl weiß, daß es eigentlich eine höhere vorsorgende Macht war, die ihr die gebratene Taube in den Mund fliegen ließ? Gewiß, die Spinne denkt jetzt, das ganze Fliegengeschlecht sei ihretwegen erschaffen, und Alles sei nur insofern gut, als es von der Fliegennatur an sich hat und den Bauch der Spinnen füllen kann. Jetzt sieht sie auf mich, ob sie mich wohl anbetet, oder ob der Wind und der Scheuerbesen ihre Götzen sind, weil sie erfahren hat, daß sie ihr Gehäuse zertrümmern können? So, jetzt ist sie fertig, da liegt nur noch das leere Skelett, und nun kriecht sie tiefer in ihr Versteck zurück, ihre Arbeit ist zu Ende, denn sie hat sich gesättigt." Der Philosoph legte das Mikroskop weg, griff nach der vor ihm liegenden Bibel, schlug das 30. Kapitel der Sprüche Salomonis auf und las: „Zweierlei verlange ich von dir, die wollest du mir nicht weigern ehe denn ich sterbe: Trug und Lüge laß ferne von mir sein; Armuth und Reichthum gieb mir nicht, gieb mir nur das nöthige Brod." „Vier sind klein auf Erden und sind doch gar klug. Die Ameisen, ein Volk ohne Stärke, bereiten sich im Sommer ihre Speise. Die Kaninchen, ein Volk ohne Macht, setzen in Felsen ihr Haus. König hat der Heuschreck nicht, und allesammt ziehen sie in

Haufen aus. Die Spinne webt mit ihren Händen und wohnt in den Pallästen der Könige."

Die Bibel erklärt in ihrer Weise die Natur und ihre Triebe, die Menschengeschichte und ihre Vertilgungskriege. Ueberall ein endlos sich aneinanderreihender Vernichtungskampf, die Gewalt herrscht in der Natur, sie bethätigt sich unschuldig und im Reiche der Natur ist Macht und Recht eins, und die Menschen haben Gesetze festgestellt zur Wahrung gegen einander und das Gesetz hat seine Kraft wiederum nur in der ihm botmäßigen Gewalt, des Menschen Gotteskraft aber ist, selber sich Gesetz zu sein, im Bewußtsein seine Natur zu fassen, die ihm den Frieden mit sich und der Welt gebietet. Im Namen der gegebenen Gesetze, göttlicher und bürgerlicher, verdammen und morden wiederum Tausende einander, und was sie verbinden sollte, scheidet sie. Wird es möglich sein, die Macht des innern Gesetzes zur Tugend und Liebe festzustellen? . . .

Freuen wir uns, daß wir gerade heute so glücklich waren, Spinoza ungestört zu treffen, denn gestern hatte er einen gar schweren Kampf zu bestehen. Frau Gertrui kam mit einem Kehrbesen zur Thür herein, als er eben über den Kampf einer fetten Schmeißfliege mit der Spinne hellauf lachte.

„Haben die Juden auch den Glauben, daß die Spinnen Glück bringen?" fragte sie. „Ihr seid doch sonst so säuberlich, und darin das gerade Gegenstück von dem seligen Herrn Magister, daß ich meine wahre Freude daran hab'. Ich will die Spinnen ja nicht umbringen, Gott bewahre, nur vertreiben will ich sie.

Ich muß mich ja schämen vor den vornehmen Herren, die zu Euch kommen; was werden die denken? das muß eine schöne Hauswirthin sein, die scheuert ja nicht einmal die Spinngewebe weg."

Es giebt für eine schmucke Holländerin, in ihrem Bedacht auf blanke Sauberkeit des Hauses, nicht leicht Etwas, das sie feindlicher verfolgte, als eine Spinne. Nur sehr widerwillig ließ Frau Gertrui ihrem Scheuereifer Grenzen setzen. Es half nichts, daß der Philosoph erklärte, wie die Spinnen für sich sehr auf Reinlichkeit halten, und sie war selbst da noch nicht beruhigt, als Spinoza ihr versicherte, er wolle allen seinen Besuchern erklären, daß er der Erhalter der Spinngewebe sei; sie blieb dabei, er sei kein echter Holländer, weil er in einem Zimmer wohnen könne, in dem ein Spinngewebe sei. —

Sehen wir indeß, wie er den heutigen Tag beschließt. Bis es Nacht ist, arbeitet er, und dann bannt er seine ausgearbeiteten Gedanken auf das Papier. Kopf und Hände hat er heute sehr angestrengt, er fühlt das Bedürfniß der Ansprache, er nimmt die Lampe in die Hand und geht hinab zu seinen Hausleuten. Wie er in die Stube tritt, sitzen Klaas und Gertrui mit gefalteten Händen hinter dem Tische, ihr Enkel Albert Burgh liest aus der Hauspostille den Abendsegen vor. Spinoza setzte sich in eine Ecke bis das Gebet zu Ende war, dann rückte er auch an den Tisch und sprach mit seinen Hausleuten über dies und das. Klaas klagte, daß die neuen Moden Alles verderben, die Knopfmacher verlören auch nach und nach das Brod, weil man immer

weniger und immer kleinere Knöpfe trage. Spinoza hatte für Alles einen Trost, und die Leute fühlten sich gar behaglich bei seinen Reden.

„Sagt mir doch einmal," fragte Klaas, „wie kommt's, Ihr seid doch noch nicht so bei Jahren und seid auch noch wenig in der Welt herumgekommen, wie kommt's, daß Ihr so bald und so gut wißt, wie's dem gemeinen Mann um's Herz ist? Ich bin gleich in den ersten acht Tagen mit Euch gewesen, als ob wir schon einen Scheffel Salz mit einander gegessen hätten."

Spinoza erklärte, daß das menschliche Herz unter allen Verhältnissen dasselbe sei, und daß, wer nur sich selber wahrhaft kenne, auch die Regungen des Herzens in Andern und unter andern Verhältnissen richtig auffassen und beurtheilen könne.

„Wenn Ihr so redet," sagte dann Frau Gertrui, „ist mir's so sonntäglich zu Muthe, wie wenn ich eine Predigt hörte; gerade so wie Ihr hat der selige Domine Plancius in der oude Kerke gepredigt. Nicht wahr Klaas, ich hab's schon oft gesagt: unser lieber Herr von Spinoza hat so ein christliches Gemüth, der hat auch gar nichts von einem Juden an sich, er ist gar nicht wie die anderen Juden und er ist auch kein Jud?"

„Geert, wenn dein Maul in Gang kommt, da raspelt's fort, kommt's gescheit oder dumm," sagte Klaas, „Ihr dürft's ihr nicht übel nehmen, es ist nicht bös gemeint."

„Ihr wißt schon, wie ich's mein', ich sag nur, Ihr seid nicht wie die Juden sind, so — so — nun, Ihr wißt schon, wie ich's mein'."

„Ja wohl, und ich bin auch nicht im Entferntesten bös.“

„Jeder bleibt bei seinem Glauben,“ sagte Klaas, „und wer rechtschaffen und brav ist, kann in jedem Glauben selig werden; alle Menschen sind Gottes Kinder.“

„Aber du bist des Teufels Kind,“ sagte der kleine Albert, der bis jetzt ruhig zugehört hatte, zu Spinoza, „du hast ja unsern Heiland gekreuzigt und kommst in die Höll'.“

Klaas langte über den Tisch herüber und wollte dem Knaben eine Ohrfeige geben, Frau Gertrui und Spinoza hielten ihn davon ab.

„Dummes Kind,“ sagte die Erstere, „das hat dieser Herr nicht gethan, das haben Andere gethan, die ihren Lohn schon lang erhalten haben.“

Spinoza nahm den Jungen, der sich Anfangs sehr dagegen sträubte, auf den Schooß, und erklärte ihm: daß das kein Verbrechen sei, ein Jude zu sein, da ja Christus selber und die Apostel Juden gewesen wären; allerdings hätten die Juden nicht recht daran gethan Christum an's Kreuz zu schlagen, es sei ihnen auch übel genug ergangen, und man müsse nicht ewig für frühere Fehler büßen.

„Mit Verlaub,“ sagte Klaas, „Ihr habt nicht ganz die richtige Ansicht; unser Heiland mußte den Kreuzestod sterben, weil es ihm so vorherbestimmt war von Gott dem Vater, und er nur so der Erlöser für uns werden konnte.“

„Selbst nach dieser calvinistischen Ansicht,“ entgegnete Spinoza, „wären die Juden doppelt unschuldig.

Du mußt nie glauben, lieber Albert, daß Gott einen Menschen auf ewig verdammt —"

Auch über diese letzte Aeußerung hatte er noch eine Controverse mit Klaas zu bestehen, und besonders über die Bibelstelle: „Des Menschen Sohn geht zwar dahin, wie von ihm geschrieben stehet; doch wehe dem Menschen, durch welchen des Menschen Sohn verrathen wird. Es wäre ihm besser, daß derselbige Mensch nie geboren wäre." (Math. 26, 24.) Der Streit glich sich aber wiederum gütlich aus.

„Warum hast du denn keinen großen Bart?" fragte Albert, Spinoza furchtsam das Kinn streichelnd, „in deiner Heimath haben ja alle Männer lange Bärte."

„In meiner Heimath? woher glaubst du denn, daß ich gebürtig bin?"

„Aus Jerusalem, oder bist du vielleicht gar aus Nazareth? O erzähle mir doch auch Etwas davon, ach! da muß schön sein."

„Ich bin nicht aus Kanaan, lieber Junge, ich bin hier in Amsterdam geboren wie du."

„Du lügst, du bist ja ein Jud; nicht wahr Großvater, die Juden kommen alle aus Kanaan?"

„Schon lange nicht mehr; sie sind seit undenklichen Zeiten bei uns, und wenn der Heiland wieder erscheint und das tausendjährige Reich gründet, führt er sie Alle wieder nach Palästina."

„Dann möcht' ich auch ein Jud' sein, ich möcht' auch mit."

„Sei du froh, lieber Junge, daß du Keiner bist," sagte Spinoza; „das tausendjährige Reich läßt schon lange auf sich warten."

„Wie hat dein Vater geheißen?"

„Binjamin."

„Aber doch nicht Jakobs jüngster Sohn? Das war ein schöner Mann der Jakob, ich würde mich schämen ihn zum Urahn zu haben; der hat ja seinen Bruder Esau und seinen Schwiegervater Laban betrogen, und seine Nachkommen haben den Aegyptern ihr Gold und Silber gestohlen."

„Seid doch so gut und gebt dem Jungen, auf meine Gefahr, ein paar tüchtige Maulschellen," sagte Klaas.

„Mit nichten," entgegnete Spinoza, „das ist ein kleiner Bibelheld; aber vergiß nicht, mein Kind, weder von dem ägyptischen Golde noch von der Kreuzigung Christi haben die Juden mehr Etwas; du mußt immer bedenken, daß die Apostel auch Juden waren —"

„Geert, mach' daß der Junge jetzt in's Bett kommt, sonst wird man heute nicht fertig mit ihm." Das war einmal eine höchst vernünftige Rede von Klaas Ufmsand.

Spinoza erhielt nur mit knapper Noth eine Hand von dem kleinen Albert, küssen durfte er ihn aber um Alles in der Welt nicht. Spinoza pflog noch lange ein trauliches Gespräch mit Meister Klaas, bis dieser immer häufiger und unverhohlener gähnte, und man endlich von einander schied. —

„Du kommst heute gerade zu einer Capital-Execution," sagte Spinoza eines Mittags zu dem eintretenden Oldenburg, „siehst du, da in dem Schächtelchen hab' ich die Folioausgabe einer Kreuzspinne schon seit

mehreren Tagen ausgehungert, und dort hab' ich eine andere mit leerem Magen; ich habe auch diplomatisches Talent, ich will einen Vertilgungskrieg zwischen ihnen anfachen."

Er füllte eine Schüssel halb mit Wasser, schraubte einen flachen Teller von der Werkbank, stellte ihn in die Schüssel und setzte die beiden Spinnen auf die bleierne Insel. Ein jeder der Zuschauer bewaffnete sich mit einem Mikroskop.

„Siehst du," sagte Spinoza, „wenn es einen von der Welt unabhängigen, über ihr schwebenden oder äußerlichen Weltgeist gäbe, ebenso wie wir hier müßte er den Kämpfen auf der Erde zuschauen."

„Wir müssen den beiden Parteien Namen geben," sagte Oldenburg, „die Kreuzspinne heiße Alexander und die andere Darius; sieh', Alexander sendet seine Vorposten weithin aus; Darius flieht, aber es geht nicht, das Meer schließt ihn ein. Jetzt ruhen sie Beide, aber Alexander erhebt sich, er dringt vor; sieh, wie er seine Arme um den Gegner schlingt, aber er wehrt sich wacker; jetzt heben sie einander empor, wie sie sich fassen und drücken, wie sie die Rüssel an einander hacken; wenn ich nur die Augen recht sehen könnte; brav! Alexander liegt unten, aber seine langen Arme stoßen gewaltig gegen die schuppige Brust des Gegners, nun hat er sich aufgerafft, sieh, wie er den Feind mit frischem Muthe würgt; das Unterliegen war wohl nur scythische Kriegslist, nun gilt's; o weh! es ist aus, sie lassen ja einander gehen."

„Sei ruhig," sagte Spinoza, „das ist nur ein

Friedensschluß, und wär' er auch bei allen Göttern beschworen, sie brechen ihn wie die Menschen, sobald sie wieder Kraft zu neuem Kampfe gesammelt haben. Hab' ich nun nicht recht, wenn ich behauptete, Alles käme nur auf den Standpunkt und auf die Unterstützung der Pupille an? Wenn die Büffelheerde sich den grimmen Tiger so lange auf den Hörnern gegenseitig zuschleudert, bis er zermalmt vor ihr liegt, so ist es nichts größeres als dieser Kampf hier; nichts ist an sich groß und nichts an sich klein, nur weil es uns so erscheint, wollen wir's dazu machen. Wären die Menschen nicht von einer höhern Vernunft gezügelt, und ließen sie sich von ihren leiblichen Leidenschaften allein beherrschen, sie vertilgten einander ebenso wie diese Thiere hier."

„Wahrlich! diese Kämpfe sind so groß als die der Menschen; wenn im Kriege tausend Feuerschlünde brüllend den Tod aussenden, wenn der Boden dröhnt und die Schwerter blitzend drein schneiden und sich im Menschenblute berauschen, da fühlt man sich so groß in der Todesverachtung, so allmächtig im Aufgebot der Kräfte, man glaubt die Welt aus ihren Angeln heben zu können; und was ist's? ein kleiner Ameisenhaufen streitet sich zwischen Grashalmen —"

„Der ewige Friede hat schon sein menschliches Ende gefunden," unterbrach ihn Spinoza, „sieh, jetzt wetzen sie die Waffen, nun muthig drauf los!"

Die beiden Freunde sahen nun ohne ein Wort zu reden der Katastrophe des Kampfes zu; Oldenburg hatte den Parteien nicht die rechten Namen gegeben, denn

die Kreuzspinne wurde nach geringem Widerstande von der andern mit Haut und Haar aufgefressen. Darius wurde im Triumphe auf der bleiernen Insel in sein Königszelt, das er sich aus dem eigenen Leibe gesponnen, zurück getragen.

„Das gewöhnliche Leben hat doch gar manchen gäng und gäben Ausdruck von tiefer Bedeutung,“ sagte Oldenburg, „von Zweien, die sich mit unerbittlichem Hasse verfolgen, sagt man, sie seien sich spinnefeind.“

„Dein Herr und Meister Cartesius,“ sagte Spinoza, „hätte von dieser Spinne auch Manches lernen können, dann hätte er wahrscheinlich auch keine unrichtigen Beweise für eine an sich wahre Sache beigebracht. Er will die Existenz Gottes auch daraus beweisen: weil wir, die wir eine Idee von ihm haben, doch wirklich existiren. Er nimmt hierzu zwei Axiome. Erstens: was das Größere und Schwierigere bewirken kann, kann auch das minder Große und minder Schwierige bewirken; zweitens: es ist größer die Substanz zu schaffen und zu erhalten, als die Attribute oder die Eigenschaften der Substanz. — Ich weiß nicht, was er damit sagen will; was nennt er denn leicht und was schwierig? Nichts kann absolut an sich, sondern nur in Betracht seiner Ursache leicht oder schwierig genannt werden. Wir brauchen kein anderes Beispiel, nimm nur diese Spinne hier; mit leichter Mühe spinnt sie ein Gewebe, das die Menschen nur mit der größten Mühe weben könnten: die Menschen dagegen können gar Vieles auf die leichteste Art machen, was vielleicht

den Engeln unmöglich ist. Was läßt sich also unbedingt leicht oder schwierig nennen? Es wäre nach dieser Weise wohl denkbar, daß der Mensch Existenz habe, ohne daß solche Gott nothwendig zugesprochen werden müßte. Die Existenz Gottes läßt sich aber, wie wir schon einmal besprochen haben, aus der innersten Nothwendigkeit und Folgerichtigkeit seiner Idee beweisen."

Spinoza hatte hierüber noch eine weitläufige Erörterung mit Oldenburg.

Wir haben indeß schon lange genug in dem Hause des Klaas Ufmsand verweilt, und warten lieber, bis wir unsern Benedictus zu Olympia begleiten können. Da geht's gleich aus einem ganz andern Tone.

22. Besonderheiten.

Kerkering hatte die Hand Olympia's erfaßt und bat Cäcilien in scherzendem Tone, bei ihm Gevatter zu stehen, wenn er katholisch werde; er ließ die Hand nicht los als Spinoza eintrat, so sehr sich auch Olympia sträubte. Der Eintretende sah ganz verwundert drein. Olympia erröthete; sie putzte indeß schnell das Licht, faßte sich während der kurzen Dunkelheit wieder ganz und hielt Spinoza eine Strafpredigt über sein langes Ausbleiben. „Es ist mir unbegreiflich," sagte sie, „wie ein Mann in Ihren Jahren sich so in seine Zelle einmauern mag. Frau Gertrui hat mir erzählt, daß Sie in den letzten zehn Tagen nicht die Treppe herabgekommen seien, und daß Sie anderthalb Pfund Oel bei Ihren nächtlichen Studien verbraucht hätten. Sie könnten ohne Entsagung Klosterbruder oder Einsiedler werden; es ist Schade, daß Sie nicht katholisch sind."

„Ich bedaure es ebenfalls; den alten Menschen ausziehen, das geht leicht, aber den altneuen anziehen, ist gar schwer."

Olympia schwieg, Kerkering sah verdutzt darein; er strengte alle seine Geisteskräfte an, und konnte doch nicht recht begreifen, was hinter den Worten stecke.

„Es ist ärgerlich," begann Olympia wieder, „daß wir Frauenzimmer ewig in den Laufbändern stecken,

und nie frei hantieren dürfen. Ich kann die Lust gar nicht unterdrücken, einmal das Zimmer zu sehen, das Ihnen die ganze Welt entbehrlich macht; nehmen Sie sich in Acht, ich hab's mit der Gertrui schon abgekartet: nächstens, wenn Sie einmal nicht zu Hause sind, komm' ich und durchstöbere Alles, ich muß doch das Arcanum finden, das Sie so in sich abschließt. Sie müssen etwas Besonderes haben; Tag für Tag Glas schleifen und studiren, studiren und Glas schleifen, immer allein, und nicht einmal eine Orgel oder eine Laute bei sich, das hält kein Mensch aus. Aber ich komme schon hinter das Geheimniß."

„Dießmal ist die Reihe an mir," erwiderte Spinoza, „Ihnen einen sechsten Sinn abzusprechen. Wenn Sie auch Alles durchsuchen, Einen Genossen übersehen Sie gewiß, dessen Inneres für mich erglüht, und dessen warmen Athem ich mit Wollust einsauge. Leider ist dieser treue Genosse eben auch hinfällig und zerbrechlich, wie alles Irdische."

„O Sie emphatischer gottloser Raucher! An Ihrer Stelle würde ich mir aber doch das Rauchen abgewöhnen, es ist ja offenbar ein nur künstlich gemachtes, ein imaginäres Vergnügen."

„Nächst der Musik kann nichts unsern ermüdeten Geist wieder so erfrischen, als ein Pfeifchen echt amerikanischen Krautes; wie in der Musik die Tonwellen, so sind es hier die Rauchwellen, die uns umfluthen und all' das Zerknitterte in uns wieder ausglätten. Wenn ich so leicht und geräuschlos einen vollen Zug aus der Pfeife thue, das ätherische Getränk eine Weile im

Munde wiege, und es dann in einem leisen Strahl ausströmen lasse — das schmeichelt und kost mit Gaumen und Lippen, wie eine sanfte Melodie mit dem Ohre. Sie kennen gewiß auch den leidigen Einfluß jenes naßkalten, grau in grau sich malenden Wetters; jenes, ich möchte sagen, hornhautige Gefühl der Unbehaglichkeit, das sich dann über unser ganzes Wesen lagert, verscheuche ich am besten dadurch, daß ich mich in Tabakswolken hülle. Ich mache mich unabhängig vom Einfluß des Wetters, und wenn ich dem flüchtigen Spiele der Rauchstreifchen zusehe, gewinnt mein Geist an Expansivkraft, ich fühle mich so wonnig ruhig und abgeklärt."

„Herrlich," rief Olympia, „nun sehe ich Sie doch auch einmal enthusiasmirt."

„Ich muß es werden, um Ihnen den Werth eines Dinges begreiflich zu machen, das Sie doch nicht selber erproben können."

„Es ist Jammerschade, daß Sie meinen Oheim Bonifacius nicht gekannt haben."

„Laß doch die Todten in Ruhe," sagte Cäcilie, die am Fenster sitzend in einem Buche las, „was willst du immer von dem seligen Oheim?"

„Es schadet nichts, wenn man ihm im andern Leben ein bischen Unruhe macht, er hat in diesem Leben zu viel Ruhe gehabt und war deßhalb immer unwohl."

Cäcilie antwortete nichts, aber im weiteren Verlaufe des Gesprächs entfernte sie sich unbemerkt in das Nebenzimmer.

„War Ihr Herr Oheim auch ein Priester des vestalischen Tabaksfeuers?“ fragte Spinoza.

„Ich erinnere mich noch ganz genau einer Predigt, die er vor fünf Jahren in der Kirche zu St. Johann gehalten hat. Er war ein feuriger Eiferer gegen den Tabak in beiderlei Form: sie haben Nasen und riechen nicht — rief er mit dem Psalmisten von der Kanzel herab — sie haben Mäuler und schmecken nicht.“

„Reden nicht, sagt David,“ berichtigte Spinoza, aber Olympia fuhr ungestört fort:

„Sie opfern ihren Leib dem Moloch und dem Baal. Da räuchert ein Jeder vom frühen Morgen seine Kalbs- und Ochsen- und Schafszunge, und aus seinem Maulschlot steigt der Dampf empor gleichwie der Duft eines Götzenopfers. Drum ist ihre Zunge lahm, wenn sie ein Ave Maria beten sollen. Allstündlich kauen sie die Blätter von der Sündenpflanze, als ob es Himmelsmanna wäre, die da schmeckt wie Koriander in Honigseim; und über eine Weile pöckeln sie ihre Nasen mit dem verruchten Kraut, das Beelzebub gesäet hat, drum können sie nicht mehr den lieblichen Weihrauchduft der Kirchen kosten. Wehe! Wehe über das Babel, über das Sodom und Gomorrha! Aber einst werden sie ihren gerechten Lohn finden, sie selber werden sein eine Beute der Flamme und werden lustig dampfen in der Hölle, dann wird sein Heulen und Zähneklappern; und die ihre Nasen gepöckelt, werden eingesalzen zu dem Leviathan und den anderen Ungethieren in der Tiefe des Abgrunds. Der Herr bewahre euch vor solcher Strafe, Amen!“

„Brav!“ rief Spinoza, „das Pathos steht Ihnen ortrefflich; Sie sind ja eine lebendige Bibelconcordanz.“

„Danke schönstens,“ sagte Olympia schelmisch. „Sind ;ie auch mit mir der Ansicht, daß die Priester deshalb) gegen das Tabaksschnupfen eifern, weil sie Ancyra irchten?“

„Nicht ganz, denn ich glaube, daß man noch lange inge dieselben Dinge von den Kanzeln herab predigen)ird, während die Domine's selber zwischen jeder ihrer albungsvollen Phrasen eine Prise Tabak aus der golenen Dose nehmen, die auf der Brustwehr der Kanzel :eben ihnen steht. Mein Peter Blyning sagte immer,)enn er Morgens nüchtern eine Prise nahm: das sei ein geistliches Frühstück.“

„Mir fällt Etwas ein,“ sagte Olympia, „kennen Sie die horrible Schrift des weisen Königs Salomo?“

„Ich kenne die Schriften Salomo's alle, ich will)och aber nicht hoffen, daß Sie den „Prediger“ oder ;ar „das hohe Lied“ horribel nennen, und es wie)ie alten Kirchenlehrer gern aus dem Kanon streichen vollten?“

„O nein, ich meine etwas ganz Anderes; meinen Salomo lassen die Presbyterianer jetzt gewiß zur Strafe ür seinen prophetischen Eifer in der Hölle rauchen und)raten; der wird Gesichter schneiden! Ich bin im Augenblicke wieder bei Ihnen, meine Herren.“ Sie nahm)as Licht vom Tische und ging trällernd fort.

„Ein wunderbar räthselhaftes Mädchen!“ sagte Kerkering als er im Finstern bei Spinoza saß, „sie ist so gelehrt, daß sie zehn Professoren in die Tasche steckt.

Wenn ich sie so reden höre, komme ich mir so — so — ich weiß nicht wie vor; ich schweig' dann lieber ganz still, und möcht' nur, daß sie immer fort spräche. Ich kann ihr die Stränge nicht halten, Sie sind der Mann für sie."

„Sind Sie auch der Ansicht?" entgegnete Spinoza, und hier im Dunkeln ging dem Kerkering ein Licht auf.

„Das Volk, das im Finstern wandelt, sahe ein großes Licht; wie steht mir das Pathos, Herr von Spinoza?" sagte Olympia mit einem großen Buche unter dem Arm eintretend. „Ich bitte um Entschuldigung, ich bemerkte nicht, daß Cäcilie weggegangen war, sonst hätte ich Sie nicht im Dunkeln gelassen."

„Mit Ihnen erscheint uns ein doppeltes Licht," sagte Kerkering, vielleicht wollte er hiemit auch Spinoza seinen eben erhaltenen Aufschluß andeuten. Olympia dankte, und, das Buch aufschlagend sagte sie:

„Ich bilde mir etwas darauf ein, doch noch Ihre Lehrerin sein zu können. So wissen Sie denn, daß König Jakob I. von England der weise Salomo genannt wurde; hier ist seine horrible kanonische Schrift: De peccato mortali fumandi Nicotianam.[1] Sind Sie zum Tode bereit, Herr von Spinoza?"

Sie las nun einige Stellen in dem Buche.

„Wenn das der fromme König geahnt hätte," sagte Olympia, „daß heute ein Mann Namens Oliver Cromwell über England herrschen wird, der die Bibel im Degenkorb trägt und doch den ganzen Tag die Todsünde des Cigarrenrauchens begeht! Es ist mir indeß

[1] Ueber die Todsünde des Tabakrauchens.

angenehm, daß ich doch endlich auch Ihre Liebhaberei erfahren habe."

„Die kennen Sie schon länger," erwiderte Spinoza, und Kerkering nickte, die Lippen aufeinander pressend, seinen Vermuthungen Beifall zu.

„Sie thun der Musik schwer Unrecht," sagte Olympia, „wenn Sie sie mit Ihrer Liebhaberei vergleichen. Auch Ihr Cartesius erkannte, daß uns in der Musik ein schwer zu ergründendes Räthselreich gegeben ist; sein Buch compendium musices zog mich sehr an. Aber die Schöpfung der Musik und ihre Wirkung läßt sich nicht mit Zahlen einfangen und belegen. Und doch hat die Musik wieder Aehnlichkeit mit der Mathematik. Daß der Mensch die Zahl schuf, die in der Welt nicht da ist und die er nur bildete, und daß er die Musik schuf, zu der in der gegebenen Welt kein Anhalt da war —"

„Die Töne, die wir hören?"

„Die liegen weit ab. Daß der Mensch ein ganzes Reich unermeßlicher Empfindungen in Tönen schuf und bildete, das macht die Musik zu einem Wunder des Menschengeistes nicht minder als die Mathematik."

„Die Musik bewegt sich in einem durch feste Begriffe unbestimmbaren Gebiete," bemerkte Spinoza.

„Ach wie frostig klingt das. Wenn ich, die Augen schließend, gute Musik höre, kann ich mich am besten auf mich selbst besinnen, und Menschen und Verhältnisse und was sonst verworren, steht klar vor mir. Fassen Sie in einer Harmonie die Darstellung einer endlosen Reihe verbundener und sich bekämpfender Seelen

auf, die eine klagt, seufzt und grollt, die andere jubelt, jauchzt, schmachtet und stürmt; bald vereinigen sie sich, und in unendlicher Mannigfaltigkeit sprechen sie Alle denselben Gedanken aus, dann verstummen sie, die eine erwacht wieder, erhebt sich und stirbt leise und selig, eine Rotte macht sich wieder zusammen, tobt und braust, die Anderen eilen herbei, die todte wird auferweckt, bis endlich der Friede über Alle kömmt."

„So sinnreich auch Ihre Deutung ist," nahm Spinoza das Wort, „so bestätigt sie mir doch wieder, daß die Musik die Kunst der Affecte ist, und zwar bewegt sie sich in den Affecten als Elementen ohne eigentliches Object: Zorn und Schmerz und Freude, Haß und Liebe, zeigen sich als elementarische Affecte ohne faßbare Gegenständlichkeit. Ich will solches Versenken nicht verwerfen, aber ich habe genug zu thun, die Affecte, die mir Stand halten, zu erkennen und vielleicht dadurch zu bewältigen."

„Und ich sage Ihnen," erhob sich Olympia, „Ihre ganze Philosophie ist eine Philosophie der Musik. O, könnte ich's nur recht darthun, wie ich's fasse. Sie haben mir einst erklärt, wie die friedliche Menschengemeinschaft darauf beruht, daß Jeglicher von seinem Naturrechte, nach dem man Alles darf was man kann, um der Gegenseitigkeit willen etwas abgeben muß, daß dadurch die Selbsterhaltung zur Erhaltung Anderer wird. Sehen Sie, das ist das Gesetz der musikalischen Harmonie. Ein Ton, für sich allein gestimmt, wäre ein ganz anderer scharf bestimmter; soll er aber übergehen in die Harmonie, muß er etwas von seinem

Naturrechte abgeben, dann fließen die Töne zum Wohlklang in einander, und einer erhält und erhebt sich und den andern."

Spinoza sah leuchtenden Auges auf Olympia. Wie wahrte sie seine Aussprüche und suchte sie in ihrem Denkkreise einzubürgern. Er hatte nicht Zeit, dem Gedanken nachzugehen, wie diese Darlegung auch auf ihr persönliches Verhältniß sich ausdehnen ließe, denn in seltsamer Abschweifung fuhr Olympia nach einer Pause fort:

„Ich kann mich darüber ärgern, man hat in Ihrer Kunst so außerordentliche Fortschritte gemacht, man kann die Sterne dem Gesichtssinn ganz nahe bringen; warum hat man nicht auch Instrumente zur Verstärkung unseres Gehörsinns? Wie herrlich wäre es, wenn wir den himmlischen Sphärenklang, den Dante so göttlich schön beschreibt, vernehmen könnten."

„Wenn man auch annimmt, daß sich die Sterne in rhythmischem Tone bewegen, so könnte es unserer Erkenntniß doch wenig nützen, sie zu hören."

„Erkenntniß, zielt denn Alles dahin? ist das Vergnügen an sich nicht auch wünschenswerth? Sie müssen mir zugestehen, daß es keine regelmäßige Bewegung giebt ohne rhythmischen Ton; ich bin dadurch zu gar baroken Ansichten gekommen, die ich Ihnen mittheile, wenn Sie mir versprechen, mich nicht auslachen zu wollen."

„Ich verspreche das, denn ich bin begierig, zu hören, was Ihnen gar so barok vorkommt."

„Vor einem halben Jahre hat mir mein Vater

erzählt, daß ein englischer Arzt, Namens William Harvey, den Kreislauf des Blutes und seine Gesetze bestimmt habe; ich bin nun überzeugt, daß, so wie die Bewegung unseres Herzens einen Ton von sich giebt, den wir vernehmen können, so auch das Blut, das durch unsere Adern rollt, einen Ton von sich giebt, den wir aber nur höchst selten vernehmen. In gesunden Tagen sind wir buchstäblich eine vollkommene Harmonie, in kranken eine gestörte, verletzte. Ich sagte meinem Vater, daß, wenn uns die Ohren gellen, das gewiß ein Ton sei, der sich verstärkt losgerissen habe aus der sich bewegenden Harmonie; mein Vater behauptet: das sei akustische Täuschung, wenn wir so Etwas zu hören meinen, aber ich kann mich nicht mit der Ansicht vereinigen. Sehen Sie, es liegt auch eine tiefe Wahrheit darin, wenn man sagt, daß man das Gras wolle wachsen hören; in der ganzen Natur ist eine gesetzmäßige Säftebewegung, und überall wo Bewegung, ist Ton und Klang. In den Sternen, im Innern der Erde und auf der Oberfläche ist ein ewiges Brausen, Tönen und Klingen. Musik ist die Seele des Alls, Musik ist unsere Seele; Alles ist eine millionenstimmige Harmonie, und das den Menschen gegebene Wort ist ihre göttlichste Offenbarung."

Das Antlitz Olympia's wurde immer sonniger, und Spinoza sagte jetzt: „Sie sehen, ich lache nicht, es freut mich, daß Sie die Ansichten Ihres Vaters, an welche Sie so nahe streiften, glücklich umgangen sind. Ich will mir indeß nicht so schnell ein Urtheil über Ihre Ansichten erlauben."

„Warum müssen denn der Menschen Neigungen zu den Dingen so verschieden sein, daß wir uns so schwer verständigen können?“ fragte Olympia, und Spinoza erwiderte: „Damit wir nur in Sachen der klaren Erkenntniß einander zu überzeugen suchen; wo diese aufhört, beginnt die Verketzerungssucht. Sie haben in sich gewiß Recht in Ihrer Auffassung der Musik und in der Liebe zu ihr, aber die Musik ist zugleich auch ein Beispiel, wie im Gebiete des Glaubens, der Phantasie, mit einem Worte, wo keine feste Bestimmung durch Denkbeweise hinreicht, sich leicht ein Fanatismus, eine Verketzerungssucht geltend macht. Man wird da immer leidenschaftlich, wo man eine gewisse Unmacht fühlt, man will zuletzt zu Etwas äußerlich gewaltsam zwingen, was doch nur ein inneres Recht und eine innere Pflicht ist. Lassen Sie sich jetzt nicht verleiten, mich für einen musikalischen Ketzer zu halten und mich aus Ihrem Heiligthume zu verbannen.“

Kerkering nahm diese letzte Wendung rasch auf und bat Olympia, sich an ihre Orgel zu setzen; auch Spinoza äußerte den gleichen Wunsch und es war eine Beruhigung und Erfrischung der im Denken bewegten Geister, den Tönen zu lauschen, die jetzt Olympia bald stürmend bald besänftigend aus der Orgel erklingen ließ.

Es war spät in der Nacht als sich Spinoza und Kerkering entfernten. —

Es ließen sich wohl die Besonderheiten im Wesen der beiden Liebenden dahin deuten, daß Olympia in musikalisch schwelgerischer Versenkung sich ungebunden den Affecten hingab und darin die Freiheit des unbefangenen

Seins empfand, während gerade die Aufgabe des Philosophen darin bestand und die Natur Spinoza's vorherrschend dahin neigte, unbeirrt von der stürmenden Gewalt der Affecte, nicht diese betäubende Kraft gelten zu lassen, sondern das stetige zu Grunde liegende ruhige Gesetz zu erkennen und inmitten aller Bestürmungen den Gleichmuth zu bewahren, der ihm allein als Freiheit galt.

Eine äußerlich unscheinbare Eigenheit, die sich aber doch auf eine tiefere Naturanlage zurückführen ließe, darf man wohl auch darin erkennen, daß Olympia oft und oft mit den Augen zwinkerte, während Spinoza den Blick lange anhaltend offen hielt wie ein Kind.

Noch ist nicht ergründet, in welchem Bezuge solche Erscheinungen zur ganzen Thätigkeit und Bewegung des Denkens stehen. Darf man bei Olympia und Spinoza die Wahrnehmung darin finden, daß jene eine musikalische, in Anklängen momentan belebte, dieser eine stetige speculative, oder wie es Oldenburg nannte, eine plastische Natur war?

Diese Verschiedenheit ihrer Naturen bildete immer wieder eine Anziehungskraft und Ergänzung.

Ob im stetigen Gemeinleben diese Gegensätze sich allzeit so friedlich ausgleichen ließen, oder ob es in der Aufgabe des zu allgemeinem und unabhängigem Denken Berufenen liege, abgetrennt von jeder immerhin beengenden Gemeinschaft nur dem reinen Gedanken zu leben: diese Fragen wurden vorerst zurückgedrängt, denn Spinoza hatte in anderer Weise zu zeigen, in wie weit er bereits die Affecte beherrschte.

23. Missionäre.

Die heilige jüdische Kirche durfte es nicht gleichgiltigen Auges mit ansehen, daß Einer, der durch Geburt und Ceremonie ihr angehörte, sich willkürlich lostrennte; sie erkannte wohl, daß wenn es dem Einzelnen gestattet würde, sich abzusondern und nach dem Verlangen seines Herzens zu leben, das uralte Heiligthum der jüdischen Stiftshütte in kommenden Zeiten verlassen dastehen könnte, und sich Niemand finden werde, der sie auf seine Schultern nehme, sie von Land zu Land trage und ihre Pfosten in alle Erdreiche einramme. Wo es dem Menschen gestattet ist, blos Mensch zu sein, stürzt der Riesenbau der Kirche in Trümmer. Das erkannten die Herren des christlichen wie des jüdischen Glaubensbekenntnisses, die sich seine Diener nennen, in gleicher Einsicht. Die Juden hatten keinen Staat, was blieb ihnen noch, wenn sie keine Kirche, keine Synagoge hatten?

Schon dreimal war der Synagogendiener Elasar Merimon, den wir noch vom Kabbalisten her kennen, bei Spinoza gewesen und hatte ihn im Namen des Beth-Din [1] aufgefordert, zurückzukehren in die Gemeinde, und in Speise und Trank wie im Besuche der Synagoge

[1] Kirchliches Gericht.

den Vorschriften der jüdischen Religion nachzuleben; er hatte solchem Ansinnen zu gehorchen verweigert, und der kleine Bann war über ihn verhängt worden, der ihn drei Monate von der jüdischen Kirche ausschloß. Obgleich er sich hiezu schon von selbst verdammt hatte, so legte er doch Einsprache gegen dieses Verfahren ein, weil seine Lebensweise den Grundlagen des Judenthums nicht widersprach, und er die Ungiltigkeit der Ceremonie darthun zu können sich anheischig machte. Seine Einsprache blieb indeß fruchtlos, und er dachte gar nicht mehr daran, denn er wußte nur von dem einen Banne, der ihn in der Nähe Olympia's festhielt. Jetzt kamen aber seine beiden Schwäger und erinnerten ihn, daß er in den Schooß der Kirche zurückkehren müsse. Er wies sie mit lächelnder Ruhe zurück; sie aber wurden immer heftiger, schimpften und verfluchten ihn und drohten, ihn in Stücke zu zerreißen, wenn er die Schande seiner Lebensweise nicht von ihrer Verwandtschaft abwälze.

Das spanische Blut kochte in Spinoza, aber er bewältigte auch jetzt jede Ueberwallung. Die Drohenden und Polternden erschienen ihm nur wie körperlose gegnerische Einreden, die er sich selber in Gedanken vorstellen konnte. Mit gemessener Rede das Recht verwandtschaftlicher Beziehung wie das der Selbständigkeit abgrenzend, zog er die Schranken; er lehrte die Heftigen, daß äußere Beziehungen nicht binden und äußere Gewalt nicht überzeuge. Es mußte eine siegende Kraft seinen Worten innewohnen, denn die Beiden sahen einander stumm an und verließen ihn. Aber wenige Tage darauf, es war am Sabbath, wurde Spinoza abermals

von einem Besuche überrascht: eine Frau, die einen kaum einjährigen Knaben auf dem Arm trug, und ein kleines Mädchen an der andern Hand führte, trat ein. Spinoza ging ihr freundlich entgegen:

„Das freut mich, liebe Miriam," sagte er, „daß du zu mir kommst. Aber wie hast du gealtert! Bist du krank oder geht dir's schlimm?"

„Ich bin Gottlob gesund," antwortete Miriam seufzend, „und könnte auch sonst nicht klagen. Ja, lieber Bruder, der Ehestand ist ein Wehestand, zwei schwere Geburten, daß man dreizehn Wochen nicht aus dem Bette kann und das ganze Hauswesen dabei zu Grunde geht; bei den Kindern nicht einmal die Nachtruhe, und sonst das ganze Jahr Kummer und Sorgen — du würdest jetzt nicht mehr über mich spotten, daß ich zu viel in den Spiegel sehe, ich komme oft von einem Sabbath bis zum andern nicht dazu."

„Es schmerzt mich tief, daß ich so wenig nach dir umschauen und dir beistehen konnte, aber laß jetzt die Sorgen," sagte Spinoza, „es wird schon besser kommen. Du glaubst es kaum, wie unendlich wohlthuend es für mich ist, dich wieder einmal so bei mir zu haben; Blutsverwandte sind von Natur die besten Freunde. Weißt du das Sprüchwort der alten Chaje? Bind' mir Hände und Füße und wirf mich unter die Meinigen — das bleibt ewig wahr."

„Ja, du willst schön unter die Deinigen geworfen werden. Ach lieber Gott, du machst ja, daß man sich nicht mehr sehen lassen kann, ohne roth zu werden. Weißt du was heute geschieht? heut' wirst du zum

zweitenmale in der Synagoge ausgerufen, vielleicht gerade in dem Augenblick, wo wir da mit einander sprechen. Heut' vor acht Tagen bin ich in der Synagoge, ich weiß nicht, es ist mir so schwer auf dem Herzen, als ob ein Centnerstein darauf läge. Nachdem man eingehoben [1] hat, steigt Rabbi Isaak Aboab (der, seitdem er aus Brasilien zurückgekehrt ist, sich gar ein großes Ansehen giebt) vor den Altar; Alles ist still und lauscht auf das was geschehen soll, da ruft er deinen Namen aus, und befiehlt dir zurückzukehren, wenn nicht des Himmels Blitz dich zerschmettern und die Erde dich verschlingen soll. Lieber Bruder! ich habe gerade geglaubt, man reißt mir das Herz aus dem Leibe heraus; bald war mir's eiskalt, und dann sind mir wieder die Flammen aus dem Gesicht geschlagen, ich habe gemeint, ich müßt' in den Boden versinken, ich mußte mich am Gitter anhalten, es ist mir einmal über das andere eine Ohnmacht gekommen. Ich weiß noch nicht, woher ich die Kraft genommen habe, heim zu gehen; die Esther di Leon, die neben mir steht, hat mich heimbegleitet. Du weißt, sie ist ein schadenfrohes, spöttisches Ding, und die dürfte doch still sein, sie war ja früher die Braut von dem Akosta, und so weit ist es doch, Gottlob! mit dir noch nicht."

„Nein, und wird auch nie so weit kommen."

„Aber es ist schon weit genug," begann Miriam wieder, „heut wirst du zum zweiten, und über acht Tage zum drittenmal ausgerufen, und dann — ich überlebte die Schande nicht. Mein Mann will, ich soll

[1] Die Thora in die heilige Lade zurückgebracht.

ganz vergessen, daß du mein Bruder gewesen bist; wie kann ich aber das? Es scheint, du kannst es; wer seine Religion vergißt, warum soll der seine Schwester nicht vergessen können?"

Miriam sah nach diesen Worten in das schmerzvoll bewegte Antlitz des Bruders, ein Mitleid schien sich in ihr zu regen, daß sie ihm so wehe gethan, und weinend fuhr sie fort:

„Tag und Nacht gehst du mir nicht aus dem Sinn, ich vergesse meine Pflicht als Mutter und als Gattin, du bist daran schuld, der Gedanke an deine Pflichtvergessenheit reißt auch mich zu einer solchen hin. Ich kann nicht fassen, was dich so verstockt macht, so viel aber weiß ich: wenn mein Sohn einst seinen Geschwistern solchen Kummer machen sollte, wünschte ich lieber, daß er stirbt, eh' er sprechen lernt."

„Du mußt nicht so reden, liebe Schwester, ich hoffe, daß noch Alles gut geht. Weiß dein Mann denn auch nicht, daß du bei mir bist?"

„Der dürfte kein Wort davon wissen. Denk' nur, heute Morgen will er, ich soll in die Synagoge gehen; eh' wäre ich aber, Gott verzeih' mir's, unter den Galgen gegangen als dahin, die Weiber hätten mich angesehen und zusammen gezischelt und gepispert. Ich habe gesagt, ich müßte bei meinem Kind bleiben, und bin zu dir hergegangen; die Rebekka ist auch zu Haus geblieben, sie hat's aber nicht gewagt, mitzugehen, ihr Mann ist gar streng. Ich seh' aber gar nicht ein, warum du nicht zurückkehren willst. Du weißt, ich bin selber nicht so auf die Kleinigkeiten erpicht, und verdamme dich nicht,

wie die Anderen; aber dasselbe Leben, das du jetzt hast, kannst du auch haben, wenn du lebst wie alle anderen Juden. Willst du nicht täglich dreimal in die Synagoge gehen, so gehst du nur Einmal, das kann doch nicht so beschwerlich sein; siehst du, du hast ja ein Leben, wenn du, Gott bewahre, im Raspelhaus[1] eingesperrt wärest, hättest du es nicht ärger. Keinen Sabbath, keinen Feiertag, für was lebst du denn? Ich bitt' dich, kehr' um, laß du Andere dafür sorgen, welche Dinge sie für Religion halten wollen. Ich glaub' dir, daß du in Vielem Recht hast, ich will dir's im Stillen abnehmen, wenn du es Jemand mittheilen mußt; aber wozu braucht es die ganze Welt zu wissen? Ich weiß wohl, ihr Männer wollt euch nicht fügen, wir Frauen müssen dulden und ertragen, aber du, du bist anders, von Kindheit auf hast du immer willig nachgegeben. Sei wieder was du gewesen bist, glaub' mir, du kannst nichts Anderes sein, es bricht dir das Herz, wenn du dich zu Anderem zwingst. Zwing' dich lieber jetzt und kehr' um. Gott! wenn du wieder bei uns wärest, wir stünden wieder da in Glanz und Ruhm, wie irgend je; ich will dir thun, was ich dir nur an den Augen absehen kann, ich will dir die Hände unter die Füße legen, ich bitt' dich mit aufgehobenen Händen, komm' zu uns."

Spinoza hatte Mühe, seiner innern Bewegung Herr zu werden, er erklärte seiner Schwester: daß er nun fest entschlossen sei, sich gegen die Rabbinen zu vertheidigen, damit es ihnen nicht gelingen solle, weder ihn noch seine Familie zu beschimpfen; er wolle nicht für sich allein,

[1] Zuchthaus, wo die Züchtlinge Blauholz raspeln mußten.

ondern auch für Andere die Macht brechen, die es wage, as Denken in Bann zu thun.

„Ich glaube dir, ich glaube dir," rief Mariam in egeistertem Tone, „daß du gewiß nur das Rechtschaffene villst, du bist besser als die ganze Welt; aber glaube u mir auch, ich habe die Menschen kennen gelernt, eitdem das Unglück durch dich über uns gekommen. Du willst dich für Andere opfern? Du bist zu gut, u bist die Krone von allen Menschen, die Anderen ind es nicht werth, daß um ihretwillen ein Haar auf einem Haupt gekrümmt wird."

Spinoza sah tief ergriffen auf seine Schwester, die hn so sehr liebte und um dieser Liebe willen Alles von ich stieß. Miriam mochte die Bewegung seines Herzens hnen, denn mit lautem Jammerschrei warf sie sich an einen Hals und rief:

„Du kannst nicht, du darfst nicht um der Welt villen dich opfern und uns dazu. Oder ist es wahr, aß du eine Christin heirathen willst?"

Spinoza war in peinlichster Verlegenheit, Lüge war hm so fremd wie die Nacht dem Tage, und doch ver-weifelte er, der Schwester erklären zu können, wie sein Denken ihn über die Grenzen der Kirchensatzung hinaus-geführt und die Liebe nur sein Geleite war.

Ein unerwartetes Ereigniß befreite ihn von jeder veiteren Darlegung. Die beiden Kinder, die ihre Mut-er weinend am Halse des Oheims sahen, fingen nun benfalls an zu weinen und zu schreien, so daß Miriam iber der Beruhigung ihrer Kinder die Frage ganz ergaß.

„Benjamin," sagte sie zu dem zuerst beruhigten Knaben, „Benjamin, bitte den Oheim, daß er nicht von uns gehe. Ach! das Kind hat den Namen unseres seligen Vaters, der würde auch schreien und weinen, wenn er dich sähe; er kann im Grabe seine Ruhe nicht finden, wenn er hört, was aus dir geworden ist." Spinoza nahm den Knaben auf seinen Arm und herzte und küßte ihn.

„So wenig mich dieses Kind verdammt, so wenig verdammt mich unser Vater in der Ewigkeit," sagte er. Auch die kleine Sarah spielte mit der Hand ihres Oheims und bat ihn, auf Geheiß ihrer Mutter, mit ihnen zu gehen. Spinoza wiederholte die Versicherung, daß er sich vertheidigen könne, und Miriam nahm ihre Kinder und entfernte sich mit schwerem Herzen.

Noch einmal mußte er heute einen Kampf wegen seines Entschlusses bestehen. Rodrigo Casseres kam gegen Abend zu ihm. „Du hast keinen Vater mehr," sagte er, „ich darf seine Stelle vertreten. Denkst du noch der Stunde, wo ich dich zum Erstenmal sah? So wirst du eingescharrt werden, wie ein räudiger Hund, gleich jenem Abtrünnigen. Denkst du noch jenes Abends, als ich dir den grauenvollen Tod deines Oheims Geronimo erzählte? So wirst du sterben, nur noch gottverlassener und von Teufeln zerrissen; denn du hast muthwillig den Glauben deiner Väter mit Füßen getreten. Dein Vater, ich und wir Alle, wozu haben wir Tag für Tag das Leben eingesetzt? Bloß um des heiligen Glaubens unserer Väter willen. Warum haben wir unser schönes Vaterland verlassen, und sind in entlegene Länder

gewandert? Bloß um offen unserm Glauben dienen zu können, und Du stoßest ihn freiwillig von dir! Ich warne dich, da es noch Zeit ist, du bist noch jung, aber einst, wenn du dem Tode entgegengehst, wird der Verrath dich verfolgen, wenn du wachst, und deinen Schlaf morden."

Spinoza berücksichtigte das Alter des Mannes, und setzte ihm mit Ruhe seinen festen Entschluß und seine Unschuld auseinander.

Acht Tage lang blieb er von da an verschont von Bekehrungsversuchen, er hatte in dieser Zeit sich einen festen Plan zur Vertheidigung ausgearbeitet und indem er jetzt zu dieser die Autoritäten der heiligen Schriften nochmals zu Rathe zog, erschlossen sich ihm neue Ergebnisse und die längst erkannten wurden noch fester und schärfer. Was sich der stillen Entfaltung des einsamen Denkens entzog, sei es durch eine doch noch inwohnende Scheu oder durch Verhüllung der gegebenen Thatsachen, das schoß jetzt im heißen Kampfe der Gegenwehr mit mächtiger Triebkraft auf. Spinoza fühlte doch auch jetzt jenen Schlachtenmuth, jene zusammengedrängte Macht, die die gewohnte Kraft steigert und fast über sich hinaus hebt.

Zu der ersten Anmahnung, die ihm jetzt wieder ward, bedurfte er indeß dieser Kraft noch nicht.

Es war wieder am Sabbath, er saß bei Tische und genoß sein einfaches Mittagsmahl, als er Jemand mühsam die Treppe heransteigen hörte, die Thür ging auf, und die alte Chaje trat in's Zimmer. Spinoza rückte ihr einen Stuhl an den Tisch und fragte:

„Haben sie Euch auch ausgeschickt, um das verlorene Schaf zur Heerde zurückzubringen?“

„Nein, so wahr als ich wünsche, daß mich Gott noch Freude an ihm soll erleben lassen, so gewiß ist es, daß ich von mir selber herkomme; ich hab' gemeint, meine alten Füße wollten mir brechen, ehe ich die Treppen herauf komme. Ich hab's Niemand geglaubt, ich muß mit meinen eigenen Ohren hören, ob es wahr ist, daß er unsere heilige Religion umstoßen will; er war doch sonst so ein braves, frommes Judenkind.“

Spinoza bemerkte hier im Stillen den Einfluß, den das über ihn verbreitete Gerücht haben mußte, da die alte Chaje in ihrem Eifer fast seine Gegenwart vergaß und nur mit sich selbst von ihm zu reden schien.

„Wer weiß denn das?“ fragte Spinoza.

„Wer's weiß? Ein schönes Geheimniß! Die Kinder auf der Straße erzählen sich's; ach lieber Herre Gott! wie oft hab' ich ihn auf meinen Armen getragen, wer hätt' es damals geglaubt, daß so Einer aus ihm werden kann? Was wahr ist, ist wahr, die Schwester der schwarzen Gudul, die bei Rabbi Aboab gedient hat, hat's schon lang gesagt: der Baruch ist ein Duckmäuser, wo der Rabbiner wird, läßt sich die Gemeinde taufen. — Ich hab' mir immer gedacht, wenn ich über hundert Jahr' einst ein Aug' zuthue, ich hab' — dem Stein sei's geklagt — kein Kind und kein Rind auf der Welt, ich hätt' ihm, meinem Baruch, mein bischen Vermögen, das ich mir erspart habe, hinterlassen, und er hätt' ein Schiur für mich gelernt,[1] daß ich auch einen silbernen

[1] Eine Seelenmesse gelesen.

Stuhl im Gan=Eden[1] bekommen hätte. Ach! wie sind meine Hoffnungen zu Wasser geworden."

Chaje weinte bitterlich, Spinoza suchte sie zu trösten.

„Er verleitet mich auch noch zu der Sünde, daß ich am Sabbath weine, ach! das ist ein Nagel zu meinem Sarg," klagte sie. „Ich möcht' nur wissen, was ihm einfällt. So viel tausend Jahr' ist die jüdische Religion recht gewesen, jetzt auf Einmal wirft man sie nur so weg, wie einen zerbrochenen Topf? Ich glaub' immer, es ist ein Sched in ihn gefahren, warum hätt' er sonst gegen die Juden und die jüdische Religion geschimpft? Schind't man sein' Nas' aus, schänd't man sein Angesicht, sagt das Sprüchwort. Er thut's mir zu lieb und wird wieder fromm und brav wie sonst, nicht wahr? Er wird mir's gewiß auf seinem Todtenbett danken, wenn er mir folgt. Es war ein Jugendstreich, und den vergißt man bald; bis über's Jahr ist Gras darüber gewachsen, und dann kann er wählen unter den Töchtern der reichsten Männer in Amsterdam."

Spinoza ward fast unwillig über die Reden der Chaje, denen er durch Erklärungen keinen Einhalt thun konnte, sie wollte nicht eher weggehen, bis er ihr versprochen habe, daß er wieder fromm und brav sein wolle; er mußte ihr endlich deutlich zu verstehen geben, daß sie sich nun entfernen müsse.

Olympia hatte recht prophezeit, daß man einst zu Spinoza wallfahrten werde; aber die Wallfahrt ging vorerst noch zu Maledictus. Am Tage darauf, nachdem Spinoza sich die Chaje vom Halse geschafft hatte, kam

[1] Paradies.

der Arzt Salomon de Silva zu ihm. Er machte zuerst einige ärztliche Einleitungen und bemerkte Spinoza, daß er durch seine jetzige Lebensweise seine Gesundheit untergrabe; dieser aber erwiderte, daß er zwei Aerzte zu Freunden habe, Diät beobachte und sich immer wohl befinde. Silva legte die Sonde tiefer ein.

„Ich gestehe," sagte er, „das Judenthum hat vielerlei Mißbräuche und abnorme Auswüchse, die hinweggeschafft werden müssen; als ich in deinen Jahren stand, war mir das auch sehr lästig. Die ungestüme Jugend möchte nur immer schnell zuschneiden, aber das geht nicht; man muß sich erst Vertrauen zu erwerben suchen, und die Leute nicht vor den Kopf stoßen, dann darf man sich später auch Etwas erlauben, und kann seine Plane so nach und nach durchführen."

„Schon der Thalmud lehrt," entgegnete Spinoza, „du sollst kein falsches Maß in deinem Hause behalten. Gilt das nicht auch hier?"

„Allerdings," bestätigte der Arzt, „nur sind Zeit und Verhältnisse zu berücksichtigen, diese alltäglichen Bedingungen haben mindestens eben so gut ihr natürliches Recht wie der abstracte logische Gedanke. Die erste Regel ist: wer auf irgend eine Genossenschaft und ihre zeit- und vernunftgemäße Umbildung einwirken will, der darf sich nun und nimmer außerhalb derselben stellen. Drum rathe ich dir, kehre zurück, bedenke: es giebt noch mehr Leute, denen das Licht der Vernunft aufgegangen ist, und die doch die alten Observanzen nicht auf Einmal über den Haufen werfen; es ist in der letzten Zeit viel geschehen, wer das vor fünfzig Jahren gesagt hätte,

wäre gesteinigt worden, und so wird es immer fortschreiten. Siehe, der ganze Boden unserer niederländischen Heimath ist wie ein Sinnbild unserer Religion: da sind Dämme gebaut, Kanäle geleitet, um die wilde Kraft des Elementes zu bannen und zu lenken, auf den Dämmen wächst wieder Leben, die Kanäle werden Verbindungsstraßen, welche die Menschen zusammen halten. Die Kraft von Jahrhunderten liegt in diesen weisen Vorkehrungen. Von dem gemeinen Manne selbst wird der Boden heilig gehalten, weil er weiß, daß die Arbeit vergangener Geschlechter ihn dem Meere abgerungen. Wenn nun Einer käme und Besseres fände, dürfte er die Dämme sogleich durchstechen, die Arbeit der Vorfahren zerstören und die fruchtbaren Felder und volkreichen Dörfer und Städte, die auf dem trockenen Boden angebaut sind, eine Zeit lang der Vernichtung aussetzen? — So auch geht's mit unserer Religion. Reiß' die Dämme nicht ein. Thu's nicht. Wenn du zurückkehrst, kannst du mit den vielen hellen Köpfen, ja, vielleicht an ihrer Spitze das Judenthum reformiren helfen."

„Wer sagt Euch denn, daß ich das will? Vielleicht ist mir das Judenthum wie das aus ihm hervorgegangene Christenthum eine Entwicklungsstufe des Geistes, auf die eine andere folgt. Ich will vorerst nichts, als mir die Unabhängigkeit meines Lebens bewahren, und daran soll mich keine Macht der Rabbinen hindern."

„Hast du denn vergessen," fragte Silva, „was du zu mir sagtest, als dein seliger Vater und wir Beide dieses Zimmer zum Erstenmal besucht hatten? Es

kann die Zeit wieder kommen, wo du deine Verlassenheit von Allen fühlst, die durch die Bande der Religion und des Blutes dir angehören; dann wirst du deine Hand nach ihnen ausstrecken und nichts als leere Luft erfassen. Ich weiß zu gut, wie weit du voran bist im Denken, ich glaube nicht, daß du Christ werden willst. Traue meiner Erfahrung: stellst du dich auf den höchsten Standpunkt des freien Gedankens, hast du alle Vorurtheile und religiösen Besonderheiten von dir abgelöst: immer bist und bleibst du ihnen der Jude, sie werden dich ewig als Fremden betrachten. Sie haben den Haß und die Geringschätzung gegen die Juden mit der Muttermilch eingesogen, du vergeudest deine Liebe an ihnen; was sie Gutes an dir entdecken, werden sie stets nur als eine Ausnahme gelten lassen; strebst du nach Geld und Ehre, werden sie sagen: das ist sein jüdischer Geld- und Ehrgeiz; schätzest du Beide gering, so werden sie sagen: er hat doch Etwas von der christlichen Bescheidenheit und Verachtung der irdischen Güter. Sie finden dich entzückend und unvergleichlich, wenn du der Juden Albernheiten verhöhnst. Willst du aber eines ihrer Vorurtheile berühren, und hätten sie selber längst ihren Spott darüber ausgegossen, du darfst es nicht, und thust du es doch, so bist du ihnen der vorwitzige, zudringliche Jude. Es ist hier gerade so, wie sonst im Leben: wir gestehen uns unsere Fehler und schelten uns oft darum; thut's aber ein anderer, sind wir ihm gram. Eher wird der Himmel die Erde küssen, Feuer und Wasser sich brüderlich vereinen, als daß ein Jude und ein Christ in wahrer, inniger, allvergessender Liebe und

Eintracht sich umschlungen hielten. Ja, und nimmst du auch die Taufe: das erste Mißfällige, das sie an dir entdecken, ist der alte jüdische Adam in dir. Drum kehre zurück zu Denen, die dich wahrhaft lieben, deren Nacken das gleiche Joch eingeprägt ist wie dir, sie werden dich brüderlich aufnehmen und deinen Fehltritt vergessen."

„Nein," sagte Spinoza, „es ist eine schwere Sünde, die Ihr gegen Gott und die heilige Natur des Menschen begangen habt mit Euren Worten; es wäre gräßlich, wenn sie Wahrheit enthielten, aber es ist nicht. Wohl ist es möglich, daß der Mensch dem Menschen angehöre, Liebe und Erkenntniß sind dauernder als Haß und Vorurtheil; ist der menschliche Geist ursprünglich Jude oder Christ? Wohlan! ich möcht' es versuchen, ob Ihr Wahrheit geredet."

„Thu' es nicht, warum willst du zu Grunde gehen? Wer sich reinigen will, dem kommt man zu Hülfe, wer sich beschmutzen will, den läßt man gewähren, sagt der Thalmud. Ich will dir einen Vorschlag zur Güte machen. Die Gemeinde läßt dir eine Stelle beim Beth-Din anbieten; du kannst dabei ungestört deinen Studien obliegen, da du nur wenig zu thun hast."

„Ich werde nie ein Amt annehmen."

„So will dir die Gemeinde einen Ruhgehalt von tausend Gulden zusichern, unter der Bedingung, daß du dich auf dein Ehrenwort verpflichtest, nie ein Wort gegen das Judenthum zu schreiben."

„Das Sprüchwort sagt: will man das Volk zum Schweigen bringen, so muß man ihm das Maul mit

Brei voll stopfen," entgegnete Spinoza. „Es ist ein brauchbares politisches Mittel, aber bei mir nicht anwendbar. Lieber Herr Doctor, ich möchte nicht, daß Ihr Euch über mich erzürnt, aber was sollen mir solche Anträge?"

„Ich habe sie dir auch nur mitgetheilt, um mich meines Auftrages zu entledigen, ich persönlich kann anders mit dir reden. Die Jugend will nicht einsehen, daß es keine absolute Wahrheit in der Wirklichkeit giebt, daß solche in der Welt nicht bestehen könnte, weil sie tyrannisch, absolutistisch wäre. Wer die Schicksale der Menschen und ein eigenes, langes Leben erkannt hat, der weiß, daß die geschichtliche Wahrheit allein gilt. Du bist zu demüthig und bescheiden, um ein Gottesleugner zu sein; du siehst, Gott selbst läßt die Mannigfaltigkeit der Wahrheit gewähren —"

„Und mein Denken in ihm zwingt mich, der Erkenntniß zu folgen."

„Das halte fest und halte dich zugleich an die Bedingungen der Geschichte. Magst du zu meiner Ueberzeugung gelangen, daß keine Philosophie die Geheimnisse der Welt weiter erschließen kann als die Offenbarung im Judenthum, oder magst du anderen Sinnes sein und die messianische Zeit als eine solche ansehen, in der deine Wahrheit des absoluten Denkens herrscht; sieh zurück: wäre es nichts als das Andenken an die zahllose Schaar der für unsern Glauben Gemordeten, dieses allein müßte uns festhalten inmitten seines Heiligthumes. Eine Religion, welche die Freuden des Lebens verachten, und den gräuelvollsten Tod lieben lehrt

um ihretwillen, muß sie nicht den höchsten Quell der Wahrheit in sich schließen? Wer wird ihn mit frecher Hand verstopfen wollen, weil er im Laufe der Zeit trübe fließt? Das Blut deiner in der Vergangenheit gemordeten Brüder und Schwestern schreit um Rache wider dich zum Himmel, denn du schändest ihre heiligen Gräber, da du auf ihren Leichenstein setzen willst: sie hätten sich nur dem Wahn und Irrthum geopfert."

„Ich will das nicht, es ist Verleumdung, wenn man mir solches andichtet; groß und heilig sind mir die jüdischen Gesetze, in ihnen hat sich die Gottheit für die damalige Zeit am lautersten offenbart; selig sind, die sie erkennen und ihnen nachleben; aber hat die Gottheit seitdem aufgehört im Geiste der Menschen zu leben? Sind alle nachgebornen Geschlechter dazu verdammt, da zu verharren wo die früheren standen, und sich mit den alten Formen zu schleppen? Die Form verwest, der Geist bleibt ewig und verjüngt sich und wächst fort und fort."

„In dir ist ein gewaltiger Geist," begann de Silva nochmals sich zusammennehmend, „deine Gelassenheit ist mir Bürge, daß du ein großer Mann wirst. Weichliche Naturen werden heftig und jähzornig im Widerstreite, starke nie. Wirf nicht einen Stein in den Brunnen, aus dem du getrunken. Deinen freien Opfermuth für die Wahrheit, den hast du aus dem Judenthum geschöpft. Sei dankbar. Zeige deine Kraft in der Selbstbeherrschung, stehe fest in dir und zu den Deinigen und laß dich nicht hinreißen zum Abfall."

„Es giebt keinen Abfall als den von uns selbst."

„Wir werden dich verehren und ich vor Allen, wenn du dich bezwingst."

„Und ich selber werde vor mir ehrlos sein."

Ueberraschung und Unmuth zeigte sich im Antlitze de Silva's; Alles, selbst das aufrichtige Lobpreisen seiner Tugend blieb erfolglos bei Spinoza. Der Arzt stand auf und rief:

„Wehe! du bist verloren. Ich kann nur zu Gott beten, daß er es Tag werden lasse in dir, damit das Irrlicht verschwinde, das dich in Sümpfe und Abgründe verlockt." Thränen standen Silva im Auge, als er so sprach, sich abwendete und weg ging. Spinoza war tief erschüttert von seinen Reden, es that ihm in der Seele weh, dem alten ehrwürdigen Manne solchen Schmerz bereitet zu haben und ihm nicht folgen zu können; aber wie konnte, wie durfte er anders handeln? . . .

Weit leichter ward es Spinoza, noch den letzten Versucher von sich abzuweisen. Nachmittags kam Chisdai, und sobald er zur Thür eingetreten war, warf er sich auf den Boden und setzte sich dort trauernd nieder.

„Was soll das?" fragte Spinoza.

„Wehe!" rief Chisdai, ohne sein Haupt zu erheben dumpf in den Boden hineinmurmelnd, „hat der Geist der Unreinheit in dir dich schon Alles vergessen machen? Kennst du die Geschichte von Rabbi Elieser ben Hyrkanos nicht mehr?"

„Ja wohl, er hat seine Ansicht von dem erlaubten Gebrauche eines Backofens durch verübte Wunder beweisen wollen und wurde deshalb in den Bann gethan;

Niemand wollte ihm das Urtheil ankündigen, bis Rabbi Akiba es so that, wie du hier. Nicht wahr, ich bin noch ein guter Thalmudist? Aber steh' nur auf, ich kann weder dem Baume befehlen, daß er sich an einen andern Platz stelle, noch dem Wasser, daß es rückwärts laufe, auch nicht der Wand, daß sie sich einbiege; sie gehorchen mir alle nicht."

„So?" rief Chisdai aufspringend, indem er grimmig die Fäuste ballte, „so? du spottest auch noch über den Thalmud? Sieh', ich bin friedlich hergekommen: ich wollte dich zur Gottesfurcht ermahnen und dir zeigen, daß ich nicht aus Eifersucht oder sonstiger niedriger Leidenschaft gegen dich auftrete; aber an dir ist jedes Wort verloren. So fahre denn hin! Die Raben am Bache werden dir die Augen aushacken, und die jungen Adler sie fressen."

„Du kannst die Bibelworte auf gut thalmudisch verdrehen, die Schrift droht das nur Solchen, die Vater und Mutter verspotten und verachten."

„Das hast du siebenzigmal sieben gethan, du Ruchloser! Aber deine Strafe wird nicht ausbleiben, noch im Tode wirst du gesteinigt werden, und man wird einen Steinhaufen auf dein Aas wälzen zum Schreckbilde für alle nachkommenden Geschlechter. Nimm dich in Acht, krieg' ich dich unter meine Hände, so lange du mit deinem Athem die Luft verpestest, ich zerreiße dich wie man einen Fisch zerreißt."

„Wieder ein thalmudischer Ausdruck," erwiderte Spinoza lächelnd, „aber bedenke, daß der Thalmud auch sagt: es ist gut, daß der Esel keine Hörner hat."

Chisdai schäumte vor Wuth, da er aber Jemand die Treppe heraufkommen hörte, ging er fort.

„Was ist denn das für ein federloser Zweifüßler, der da von dir ging?“ sagte Meyer eintretend, „der sieht ja aus wie die ausgebälgte Erbsünde.“

Spinoza mußte herzlich lachen über diese Bezeichnung. „Dießmal bist du auf deinem Steckenpferde am rechten Ziel angekommen,“ sagte er, „aber diese Erbsünde wollte mich in's jüdische Paradies zurückführen.“

Meyer ermahnte ihn nun, mit der gewohnten Kraft und Standhaftigkeit gegen die jüdischen Päpste aufzutreten, und als er sich bald darauf entfernte, machte sich auch Spinoza auf den Weg.

Jetzt zum Erstenmal fühlte er sich unheimlich zwischen seinen einsamen vier Wänden; es war ihm nicht möglich, wie sonst, seinen Geist in der Erforschung eines bestimmten Gedankens festzuhalten; er bedurfte einer befreundeten heitern Seele, an der er sich aufrichten und die Stürme des heutigen Tages vergessen konnte; wo sollte er solche anders suchen als bei Olympia? Er ging zu ihr, und fand sie in traulichem Gespräche mit Kerkering. Er glaubte in Beiden eine seltsame Ueberraschung zu bemerken, als er eintrat; er vermuthete richtig, daß er Gegenstand ihrer Unterredung gewesen war. Olympia verstand es indeß wie immer, schnell ihre Gemüthsbewegungen zu bemeistern.

„Sie sind mir in der letzten Nacht im Traum erschienen, Herr von Spinoza,“ sagte sie im Laufe des Gespräches. „Sie müssen rathen unter welcher Gestalt.“

„Sie glauben weder an Teufel noch an Engel, haben Sie mich vielleicht als Klosterbruder gesehen?"

„Nein, weiter gerathen."

„Als Kaiser?"

„Nein."

„Als Rabbi? Als Papst?"

„Nein, nun Sie errathen es nicht, wie ich merke. Als Masaniello sah ich Sie, mit dem Fischernetze auf dem Rücken, die rothe gewirkte Mütze mit der langen Trobdel kleidete gar schmuck zu dem pechschwarzen Haare, die Hemdärmel waren bis über die Ellbogen aufgestreift; so sah ich Sie von einer zahllosen Menge Juden durch die Straßen getragen, bis vor das neuerbaute Stadthaus, dort stiegen Sie hinauf bis zu dem vergoldeten Schiffe auf dem Thurme und riefen: „Mitbürger, die ihr, wie Erasmus von Rotterdam sagt, gleich Krähen auf den Gipfeln der Bäume wohnt! Ich sehe eure gabelförmigen Schornsteine und eure vor und rückwärts geneigten Giebel; ich sehe die Kanäle und Dämme, die euer Land durchschneiden, und euer Leben fließt ebenso eingedämmt und ohne kecken Wellenschlag den geweisten Weg dahin. Ich sage euch, das wird anders werden. Ich streiche das „Du sollst" aus euren Lebensbüchern, und in meiner Lehre heißt es „Du mußt, denn du kannst." Ihr glaubt die Fische seien stumm? Es ist nicht wahr. Da hab' ich eine Legion vom Meeresgrund heraufgefangen, die reden alle gar weise Dinge." Dann nahmen Sie Ihr Netz vom Rücken, es war leer, Sie kehrten es um, und eine unendliche Zahl von Fischen fiel heraus, sie glitzerten

wunderlieblich im Sonnenschein, die Floßfedern wurden zu Flügeln und sie flatterten mit Geschrei davon. Sie aber blieben noch stehen, und hielten eine Philippika gegen das Volksmärchen: daß an dem Tage, an welchem die Gesandten der sieben vereinigten Staaten durch die sieben Thore des vollendeten Stadthauses gehen würden, das Glück einer jeden Provinz hinter ihnen herausgehen und nimmer wiederkehren werde. Und nun erklärten Sie, wie Ihre Philosophie der Wasserbaukunst unseres Landes entspreche, wie man Sturm und Fluth brechen und beherrschen könne, wie man vom Strome der Affecte übergossenes Land austrockne und fruchtbar mache, und Alles ganz deutlich, ich habe es im Traume ganz hell und klar verstanden. — Jetzt bin ich leider wieder unphilosophisch wie das grauw — das Volk — das tobte und schrie: er ist ein Zauberer, er ist des Teufels Sohn! und riß das Stadthaus ein. Ich erwachte. — Wenn Sie nur auch Etwas von der Kunst Daniels verstünden."

Spinoza fragte, ob sie in den letzten Tagen Frau Gertrui nicht gesprochen habe; Olympia betheuerte, sie seit mehreren Wochen nicht gesehen zu haben. Es war in der That ein fast wunderbares Zusammentreffen, denn Spinoza hatte aus einer sonderbaren Laune seit zwei Tagen begonnen, sein eigenes Bildniß in der Tracht Masaniello's zu zeichnen. Er sagte indeß Olympia nichts davon, weil er wußte, wie sie, trotz ihrer Freigeisterei sich gern eine sonderbare Ahnungstheorie aufbaute. Es ward ihm heute wiederum nicht freudig zu Muthe in ihrer Nähe; war die Anwesenheit Kerkerings daran

schuld, oder war es, weil er mit übervollem Herzen hergekommen war, und nun zu spät sah, daß er hier keinen Anklang finden konnte für seinen schmerzlichen Kampf? Eine düstere Ungewißheit und Zweifelsucht lagerte sich über sein Verhältniß zu Olympia; er sah, wie Kerkering mit immer zuthulicherer Freundlichkeit sich Olympia näherte, und diese hielt ihn nicht mehr wie sonst mit leichtem Scherze fern, er glaubte sogar ein gewisses Einverständniß zwischen ihnen darin zu entdecken. Als er wegging, sagte ihm Olympia:

„Ihre Schwester Rebekka war heute bei mir, ich soll Sie bekehren, daß Sie sich den Rabbinen unterwerfen."

Spinoza verneigte sich stumm. Wie war es möglich, daß sie dir ihren Traum erzählte und allerlei Scherz trieb, statt vor Allem dieses Begegniß mitzutheilen? Mußte es nicht ihr Herz erfüllen, daß deine Schwester bittend bei ihr erschien? — Du kannst nicht verlangen, daß Andere eine Regung anerkennen, die du selber in dir zerstörst ...

Miriam, mit der er von Kindheit auf in geschwisterlicher Innigkeit gelebt, war zu ihm gekommen, sie hatte nur schüchtern nach der Geliebten gefragt, und Rebekka, die herrschsüchtige, die ihm allzeit fremd gewesen, drang zu Olympia. Wie muß sie dieser erschienen sein und sie hat vielleicht das Herz der Geliebten zweifelhaft gemacht und ihr einen abstoßenden Widerwillen gegen seine Familienbeziehungen eingeflößt.

Spinoza fühlte, wie seine Wangen brannten. Er war im Begriffe, die Familienbande und alle Fesseln

der Gewohnheit zu lösen, nimmer aber konnte er's e
tragen, daß diese geringschätzig angesehen würden.

Liebe und Wahrheit sollten ihm beistehen in dem
Kampfe, der sich ihm eröffnete. Blieb ihm nur di
Wahrheit allein?

24. Der Bann.

Eine zahllose Menschenmenge lagerte sich an den
Straßen, faltete die Hände und betete zum Herrn, daß
er beschützen möge den Zug ihres Befreiers. Voraus
zog der kaiserliche Herold mit dem Reichsadler, ihm
folgte der Kämpfer für Gottes Wort, geleitet von Reisigen in blinkendem Stahle und schmucker Waffenzier.
Und als er hinzog in die Reichsversammlung, da kletterten seine Verehrer auf die Dächer, füllten die Straßen
und Fenster, denn glücklich pries sich Jeder, dessen
Auge ihn geschaut; und als er muthig und mannhaft
den Kampf gefochten, wurde er im Triumphe nach
Hause getragen, eine Stimme ward vernommen, die da
rief: „Selig sind die Hände, die dich tragen.“ So
zog im Jahre 1521 Martin Luther gen Worms: der
tapfere Kämpfer für die Freiheit des göttlichen Worts.

Schwer ist's, den Kampf gegen Gewalt und Gewohnheit in sich zu bestehen und schmerzlich, ihn nach
außen zu vollführen; aber die Tausende theilnehmender
Blicke sammeln sich gleichsam wie eine Glorie um das
Haupt des Kämpfers und erheben seine Kraft zur Kraft
von Tausenden; und sieht er sich selber untergehen, er
hat den Gruß der zahllosen Herzen empfunden, in denen
sein Gedanke fortlebt.

Wie anders ist es, sich zum sieglosen Kampfe in stummer Verborgenheit rüsten.

Im Jahre 1657 wanderte Benedict Spinoza einsam nach der Synagoge „Jakobshaus“ zu Amsterdam, von Niemand geleitet, von Niemand begrüßt; scheu wich das Volk zurück das ihn kannte, ihn, den standhaftesten Kämpfer für die Freiheit des göttlichen Gedankens. Er hatte der Welt kein altes geschriebenes Gesetz aufs Neue zu erobern, er schien sie berauben zu wollen ihres festen Hortes; denn er wollte nichts als das alte gute Recht des freien Denkens.

In der Synagoge saßen die zehn Richter auf ihren Stühlen, den Vorsitz hatte Rabbi Isaak Aboab, neben ihm saß Rabbi Saul Morteira. Spinoza mußte vier Schritte entfernt von ihnen wegstehen. Rabbi Isaak Aboab erhob sich und sprach:

„Mit der Hülfe Gottes! Wir sind hier versammelt, um über dich, Baruch ben Binjamin Spinoza, Urthel und Recht zu sprechen. Schwöre uns im Namen des allmächtigen Gottes, daß du uns Nichts läugnen noch verhehlen, und daß du dich fügen wollest dem Ausspruche, den der Herr durch unsern Mund dir verkünden wird.“

„Trug kenne ich nicht und Lüge ist mir fern,“ erwiderte Spinoza, „ich werde mich eurem Urtheil fügen, wenn ihr über mich erkennet nach dem göttlichen Wort, und nicht nach den Eingebungen eueres Herzens und nach den Satzungen der Rabbinen.“

Ein Gemurmel entstand unter dem Synedrium, man konnte aber vernehmen, wie es fast allgemein

ausgesprochen wurde, daß der Angeklagte durch diese Weigerung, ihre Gerichtsbarkeit unbedingt anzuerkennen, ohne weitere Verhandlung mit dem höchsten Grade des Bannes belegt werden müßte. Rabbi Saul Morteira bat um Stille: „Laßt sehen,“ sagte er, „wie weit die Verruchtheit seines Herzens geht. Sag' an, Frecher: hast du nicht durch Genuß verbotener Speisen und Getränke gegen Gott gesündigt, und durch Arbeit den Sabbath entweiht? Hast du nicht dich der Genossenschaft des Glaubens entzogen und den heiligen Namen Gottes und sein Gesetz gelästert? Und geschrieben steht: wer heimlich den Namen Gottes entweiht, den wird öffentlich die Strafe treffen.“

Eine Pause entstand, Spinoza heftete den Blick zur Erde, jetzt sah er auf und entgegnete mit ruhiger Stimme:

„Ich kann nicht Wunder und Zeichen thun und die Natur um mich her zu Beistand und Zeugniß anrufen, in mir allein muß ich die Kraft erweisen, die vom Dasein Gottes in jedem Menschenherzen zeugt. Daß ich hier stehe, euch gegenüber, von euch angeklagt, die ihr auf andere Weise gottgefällig zu leben glaubt; daß ich nicht wanke und nichts in mir mich anklagt, nehmt's als Zeichen meiner Liebe zu Gott, die ich als das höchste Gut erkenne. Ich vertheidige mich nur wegen der Anklage auf Sabbathschändung, weil diese als ein Fehl gegen das heilige Gesetz Gottes in der Natur erscheinen kann. Wohl ist's dem gedrückten Menschen förderlich, daß er von sieben einen Tag sich zur Ruhe setze, und weise ist's, denn des Menschen Würde besteht in jeglicher Art in freier Lenkung seiner Kräfte; wer

giebt euch aber das Recht ihn zu strafen wegen der Sünde, die er gegen sich selber begeht?"

Die Versammelten erhoben sich alle von ihren Stühlen und riefen durcheinander, man dürfe solche Gotteslästerungen nicht länger mit anhören, aber Rabbi Isaak Aboab sprach:

„Laßt ihn reden. Aus jedem Worte, das er spricht, ringelt sich ein Sched empor, die sich alle an seine Seele klammern werden in seiner leiblichen Noth, und wenn er den Tod des Sünders stirbt, werden sie sich an ihn hängen und ihn hinabzerren in den Pfuhl der Hölle. Wir sind verpflichtet seine ganze Schuld zu hören. Tretet vor und redet ihr Zeugen."

Chisdai und Ephraim traten vor, jener stolz den Blick erhebend, dieser scheu ihn niederschlagend.

„Er hat vor unseren Ohren Gott und die Propheten gelästert, die Engel geläugnet und die Wunder verspottet; daß er also gethan schwöre ich vor dem Angesichte des ewigen Gottes."

„Auch ich beschwöre, daß Chisdai die Wahrheit gesprochen," sagte Ephraim mit leiser Stimme.

„Was antwortest du darauf?" fragte Morteira, und Spinoza erwiderte:

„Ich habe die Propheten nicht gelästert, ja ich verehre sie mehr als die, welche die falsche Glorie der Unfehlbarkeit um ihre Häupter sammeln, sie der göttlichen Majestät ihrer menschlichen Größe berauben und sie zu Götzen erniedrigen. Gehet hinaus und sehet: stand die Sonne still in Gibeon? Ich hätte die Engel geläugnet! Hat nicht schon Rabbi Joseph Albo öffentlich

ausgesprochen, daß der Glaube an das Dasein der Engel unwesentlich und unnöthig sei? Ich hätte die Wunder verspottet! Was klagt ihr mich an? Schlaget die Stelle auf, wo Bileams Eselin spricht, und sehet, was Ebn Esra dort sagt. Ich hätte Gott gelästert — ich habe Mitleid mit dir, der du nicht weißt, daß keines Menschen Denken, der den ihm inwohnenden Gesetzen folgt, aus ihm entweichen kann."

„Hast du nicht gesagt," fuhr Chisdai auf, „weh mir! daß ich es nachsprechen muß — Hast du nicht gesagt, daß in der heiligen Schrift viele unvollkommene und falsche Ideen von dem Wesen Gottes sich finden?"

„Ich glaube Gott mehr damit zu verehren, als ihr. Wird Gott in der Bibel nicht „groß" genannt, und giebt's eine Größe ohne begrenzte Ausdehnung im Raume? Wahr ist's, die Bibel kann nur aus sich selber erklärt werden, sie trägt den Grund ihrer Wahrheiten nur in sich, sie will nicht an den Denkgesetzen gemessen sein, diese aber auch nicht meistern; die Vernunft, die uns von Gott gegeben und somit nicht minder eine göttliche ist, kann und muß die Idee Gottes aus sich selber schöpfen, und in sich selbst finden, was zur Erlangung eines gottseligen Lebenswandels gehört. Die Bibel selber erkennt dieses heilige Recht unserer Vernunft an, indem sie einen gottseligen Lebenswandel auch in den Männern, die vor der Offenbarung auf Sinai gelebt, anerkennt, und indem es sogar von der Wahrheit, die in der Gesetzgebung Mosis als zeitliche Erscheinung heraustrat, heißt: „Sie ist nicht im Himmel, daß man sagen könnte, wer will für uns in den

Himmel steigen, sie holen und uns verkünden, auf daß wir danach handeln. Denn das Wort liegt dir sehr nahe: in deinem Munde und in deinem Herzen, auf daß du danach handelst.“ (5. B. M. 30, 12.) In unserer Vernunft, auf der Höhe des reinen göttlichen Gedankens, hier ist Sinai. Ich will euch offen und getreu meine Ansichten über die höheren Dinge auseinandersetzen, widerleget ihr mich aus der Vernunft, so will ich mich vor euch beugen.“

„Du hast dich auf die heilige Schrift berufen,“ rief Morteira, „Wehe! daß deine Zunge nicht zu Asche verbrannte, da du es wagtest, ihre heiligen Worte auf sie zu laden; was willst du mit deinem Baal, der Vernunft?“

„So zerschmettert ihn, wenn ihr könnt,“ erwiderte Spinoza.

Rabbi Isaak Aboab hatte bis jetzt ruhig der Verhandlung zugehört, jetzt rief er, sich erhebend:

„Das Maaß ist voll, ihr Alle seid mit mir einverstanden, daß dieser Epikuräer die höchsten Strafen des Gehinom's verdient hat.“

Alle Anwesenden antworteten mit einem vernehmlichen Amen und Aboab fuhr fort:

„Nun so frage ich dich, Baruch ben Binjamin Spinoza: willst du deine gotteslästerlichen Reden widerrufen und dich der Buße unterwerfen, die deßhalb über dich verhängt wird, oder willst du, daß der höchste Fluch des Bannes über dich herabbeschworen werde?“

„Widerleget mich aus der Vernunft und ich widerrufe. Ihr wollt mich nicht hören, ich werde euch in

der Schrift antworten. Hier in der abgeschiedenen Synagoge könnt ihr mich nicht hören, und wollt nicht die Wahrheit an ihrer Folgerichtigkeit prüfen; ich spreche meine Gedanken hinaus in alle Welt, wohin kein Bann reicht. Ich habe mich nur eurem Gerichte gestellt, um euch zu zeigen, daß ich keiner Genossenschaft entgegentrete, die in ihrem Glauben die Wahrheit zu besitzen meint; aber die Freiheit des Denkens hat ihr heiliges, unverletzliches Gebiet. Wollt ihr mich, wie ihr mich hier aufgenommen, nun auch ausstoßen — ein neuer Tag wird anbrechen —"

„Lügenprophet, verstumme!" donnerte Rabbi Aboab, „ich frage dich zum zweiten, ich frage dich zum dritten Male: willst du widerrufen?"

Eine Secunde herrschte Todtenstille in der Halle; da erhob Spinoza seinen Blick, und mit fester Stimme antwortete er: „Ich kann nicht; aber auch ihr könnt nicht anders, und ich fluche euch nicht."

Rabbi Isaak Aboab zerriß seinen Mantel, und Rabbi Saul Morteira nahm das Schofar, das verhüllt vor ihm lag, stieß dreimal in dasselbe, daß der Schall noch lange von allen Enden des Gewölbes widertönte; die heilige Lade wurde geöffnet, alle Anwesenden erhoben sich und Rabbi Isaak Aboab las aus einem Pergamente:

„In des Herrn der Herren Namen,
Seist du, Baruch, Sohn Binjamins,
In den großen Bann gethan.
Seist im Bann der beiden Rechte,
Himmlischen wie irdischen:

Seist im Bann der Heil'gen droben,
Seist im Bann der Seraphim,
Seist im Bann der Ophanim.
Ausgeschlossen von Gemeinden,
Von den großen und den kleinen.
Auf dich große schwere Plagen,
Krankheit schmerz- und gräuelvoll;
Drachenhöhle sei dein Haus,
Und dein Stern erlösche droben.
Aerger sei und Gräu'l den Menschen,
Und dein Aas der Schlangen Futter;
Feind' und Hassern sei ein Labsal,
Und die Hab', die du besitzest,
Fremden werde sie zu Theil.
Vor den Thüren deiner Feinde
Müssen deine Kinder winseln,
Und ob deines Lebens Martern
Späte Enkel sich entsetzen.
Sei verflucht von allen Geistern.

. . . .

Michael und Gabriel,
Raphael und Mescharthel.
Sei verflucht vom großen Gotte
Von den siebzig Geisternamen,
Unterthan dem großen König
Mit dem großen Siegel Zartok.
Fahr' zur Höll' wie Korah's Rotte,
Und mit Zittern und mit Beben
Gehe dir die Seele aus.
Gottes Grimm ertödte dich,
Hingewürgt wie Achitophel
In der Schlinge deiner Plane.

Gechsi's Aussatz sei der deine,
Und vom Fall erheb' dich nimmer.
Wo Israels Gräber liegen
Werde dir kein Grab gegraben.
Hingegeben an die Fremden
Sei dein Weib; in deiner Todesstunde
Mögen Andre sie entweih'n. —
Dieser Bann und diese Flüche
Ueber Baruch, Sohn Binjamin's.
Aber über ganz Israel
Und auf mir ruh' Gottes Frieden
Und sein Segen ewiglich."

Hierauf nahm der Rabbi die Thora aus der hei-
Lade, rollte sie auf, und las (5 B. M. 30, 19 ꝛc.):
wer die Worte dieses Fluches höret und segnet
in seinem Herzen und spräche: Friede wird mir
denn ich wandle nach dem Gutdünken meines
ns, auf daß der Trunkene mit dem Durstigen
fahre. Da wird der Herr dem nicht gnädig sein;
rn dann wird entbrennen der Zorn Gottes und
Eifer über solchen Mann, und es wird auf ihm
all' der Fluch, der in diesem Buche geschrieben
d der Herr wird seinen Namen austilgen unter
Himmel." Die Thora wurde in die heilige Lade
gebracht, abermals wurde das Schofar geblasen,
alle Anwesenden sprachen gegen Spinoza gewendet:
flucht sei dein Eingang und verflucht sei dein
ang." Alle spieen aus und wichen vier Schritte
ihm zurück, als er sich in ungebeugter Haltung
der Synagoge begab.

Sollte dieser Ausgang aus dem gewohnten Heiligthum der Eingang zu einem neuen werden, oder sollte er nie mehr einen Tempel von Stein betreten und auch äußerlich darstellen, daß der freie Mensch der Tempel Gottes ist?

Vor der Synagoge traf er Oldenburg, Meyer und Vries, die seiner harrten; sie hatten von dem Vorgange gehört und warteten hier, um ihn gegen jede Mißhandlung der Rabbinen zu schützen. Noch nie hatten die Freunde das Antlitz Spinoza's so flammend gesehen, als eben jetzt. Lautlos gingen sie mit ihm und Oldenburg faßte seine Hand und hielt sie fest.

Als Spinoza vor seinem elterlichen Hause vorüberging, hörte er das Wehklagen seiner Schwestern; er wußte, daß sie ihn jetzt beweinten, schmerzlicher als einen Gestorbenen.

Jetzt, da er sich nicht mehr freiwillig dessen begab, sondern da es ihm entrissen wurde, jetzt fühlte er doppelt was es heißt: eine Jugend mit all' dem Trauten und Heimischen das sie in sich birgt, die tausend Fäden der Erinnerung abzuschneiden und so das Leben zu zerstücken, das sich nicht mehr im Zusammenhange mit der Vergangenheit erhält.

Das traurigste Bewußtsein bei der unwiederbringlichen Lösung einer innigen Lebensbeziehung liegt darin, daß beiderseits ein Stück Leben ausgelöscht und vertilgt ist, dessen unwillkührliche Wiedererweckung oft mit gespenstischem Schreck erfüllt und in's Vergessen flüchten heißt . . .

„Und die drei Freunde saßen bei ihm und redeten

nichts mit ihm, denn sie sahen, daß sein Schmerz sehr groß war.“ So heißt es bei Hiob. Auch hier saßen drei Freunde und sie redeten nichts, denn sie sahen, daß der Schmerz sehr groß war. Oldenburg legte still die Hand auf die Schulter Spinoza's, als könnte er ihn damit schützen und ihm seine Kraft leihen. Er ahnte, was das Herz des Freundes bewegen mochte, denn wenn auch längst ausgeschieden aus der Genossenschaft der Synagoge, mußte er doch diesen herben Bruch wie einen endlich eintretenden Todesfall empfinden; erwartete, erkannte man ihn auch längst: wenn der starre Tod endlich entschieden hat, ist der Schmerz doch ein neuer, ganz anderer.

Kein Laut wurde vernommen. Nur Einmal sprach Oldenburg leise und mit abwehrender Bewegung ein paar Worte zu Meyer, als dieser ihm etwas in's Ohr geraunt hatte; denn Meyer war versucht, den ganzen Vorgang als kaum der Rede werth oder gar als lächerlich darzustellen.

Spinoza saß in sich versunken da und hatte Stirn und Augen mit der Hand bedeckt. Die Freunde schauten stumm auf ihn, harrend, welches das erste Wort sein wird, das er spricht.

Endlich schaute er auf und als antwortete er auf einen Zuruf, sagte er:

„Nein, nein, sie sollen mich nicht zwingen, daß ich in Bitterkeit, in Haß und Ungerechtigkeit ihnen gegenüber stehe. Auch dieser Fluch ist noch Liebe. Sie wollen Keinen lassen, sie wollen ihn schrecken und strafen, der sich von ihrer Gemeinschaft lossagt. Und diese entsetzlich

ausgeklügelten Verwünschungen! Hat der Lobpreis seine festen Formeln, so muß sie auch der Fluch haben. Sie können meine Gedanken nicht bekehren. Handle ich aus Widerstreit mit ihnen, so bin nicht Ich es mehr, der lebt und handelt. Nein, ich will aus mir leben, nicht die Welt soll Herr sein."

„Die Welt?" konnte sich Meyer nicht enthalten zu entgegnen. „Was ist ein Häuflein Rabbinen in einer abgeschiedenen Synagoge inmitten der Welt? Sie schicken dich in's Exil, in eine Welt, die viel schöner und größer ist als die, daraus sie dich verbannen."

„Du magst Recht haben, aber bedenke, daß ich dort die tiefsten Erweckungen empfangen in Lust und Leid. Es gab eine Zeit, wo Ehre und Unehre dort, mir Ehre und Unehre der ganzen Welt war. Doch, es ist vorbei."

„Jetzt Freund!" rief Oldenburg, „gehst du auch in die wirkliche Welt, in die weite, große, und du gehst mit mir. Ich muß in wenigen Tagen Amsterdam verlassen."

„Du? Und gerade jetzt?"

„Ich bin im Auftrage meiner Vaterstadt als Gesandter nach London berufen. Komm' mit."

„Was sollte ich dort mit dir?"

„Es bereitet sich in London die Gründung einer großen Gesellschaft für Wissenschaft, ich bin zum Mitglied ernannt, und du sollst an meiner Seite darin wirken."

Mit lockenden hellen Farben entwarf nun Oldenburg ein Bild des großen Weltlebens: Ehre, Ruhm,

Freude und Genuß winkten mit ungekanntem Reize und das Antlitz Spinoza's wurde plötzlich heller und größer. Er sah sich mitten hinein versetzt in die großen treibenden Gewalten, und dazwischen spielte ein Bild sonniger Häuslichkeit, darin Olympia waltete. Auch Meyer und de Vries redeten zu. Es bedurfte ihrer Worte kaum, denn solche Reden, wie er jetzt von außen hörte, sprachen sich Spinoza in seinem Innern. Er faßte bebend die Hand Oldenburg's, aber plötzlich hielt er inne, und „Verzeiht! Ich muß jetzt allein sein," sagte er.

Er war allein und in ihm kämpfte es.

„Aber warum sprachen die Freunde kein Wort von Olympia? Ist es Täuschung, daß ich eine gewisse Scheu, eine gewisse Fremdheit an den Freunden bemerken wollte?

Zu ihr, zu ihr, unter ihrem Auge vor Allem muß das neue Dasein erstehen."

25. Freiwerben.

Um dieselbe Stunde als Spinoza die Synagoge verließ, entriegelte der Küster eine Seitenthür an der katholischen Kirche zu St. Johann; zwei festlich gekleidete Männer traten heraus, der eine blassen kummervollen Antlitzes, der andere heiter lächelnd; es waren van den Ende und Kerkering.

„Mich friert,“ sagte der Letztere, „mir ist doch als wäre mir das gewohnte schützende Kleid entrissen und es fröstelt. Als ich dort auf den Knieen lag, den gewohnten und doch fast vergessenen Glauben abschwor, und in Euren aufgenommen wurde, preßte sich mir's eiskalt im Herzen zusammen und ich konnte kaum das verlangte Wort mehr hervorbringen. Es ist gut, daß in der letzten Ausführung von Entschlüssen uns keine Entscheidung mehr freisteht.“

„Dieser Krimskrams der Empfindung,“ entgegnete van den Ende, „ist nichts als Folge der kühlen Kirchenluft und deiner ungewohnten Lage, die dir die Blutbewegung hemmte. Komm mein Sohn; der Wein, den sie dir dort versagen und für sich allein behalten, ist in anderen Schänken viel besser zu haben. Und sieh dir die ganze Sache wie du richtig gesagt hast, für eine Kleiderangelegenheit an; du hast dich wie es die Mode verlangt, zur Hochzeit ausstaffirt, weiter nichts.“

Dennoch ging Kerkering scheuen Blickes dahin, er meinte, es müsse ihm Jeder ansehen, was mit ihm geschehen sei. Erst als man von der St. Olaikirche nach dem Hause van den Ende's abbog, trat wieder Roth auf seine Wangen. In dem Studirzimmer des Arztes, wo dieser dem neuen Täufling wie er es nannte „die Muttermilch der alma mater Natur“ zutrank, ward Kerkering erheitert von dem feurigen Wein und stimmte mit ein in den Scherz über die kindhafte Empfindlichkeit, die ihn befangen hatte.

Van den Ende hatte Olympia einen Besuch ansagen lassen, diese aber ließ erwidern, daß sie krank zu Bette liege; er eilte zu ihr und ließ Kerkering allein.

„Mein Kind,“ sagte der Vater zu seiner Tochter, „ich trete eine beschwerliche, vielleicht auch gefahrvolle Reise an. Es ist mir ein Trost, dich in treuer Obhut zurück zu lassen.“

„Darf ich denn durchaus nicht wissen wohin und wozu? Warum habe ich Ihr Vertrauen verloren?“ fragte Olympia.

„Du sollst dich nicht unnütz ängstigen und abhärmen; ist's vollbracht, wirst du dich dessen vor Allen erfreuen. Ich muß auf einer großen Bühne mitspielen. Ich weiß nicht, wird's zum Weinen oder zum Lachen. Jedenfalls ist's der Mühe werth, sich dafür mit Haut und Perücke einzusetzen. Sie sollen erfahren, daß Lucian und Demokrit auch zur Tapferkeit befähigen, so gut wie ihre finsteren Götter. Doch, das sollst du später Alles wissen. Jetzt aber laß mich als Vater, als Freund zu dir reden. Sieh, ich komme festlich

geschmückt zu dir. Sprich jetzt mit jenem Stoiker zu jedem Körperleiden: ich bin stärker als du. Schmücke dich mit uns. Hier nimm."

Olympia hörte verwundert den in ihrer Stille doppelt lauten und heitern Ton ihres Vaters und sah erstaunt auf den dargereichten Perlschmuck.

„Was soll das?" fragte sie.

„Diesen Brautschmuck seiner Mutter sendet dir unser Freund als Morgengruß und sagt dir, daß er mehr Thränen um dich vergossen als Perlen im Meeresgrunde ruhen."

„Hat er geweint? Ich hätte nie geglaubt, daß er das thäte. Gewiß geschah es, weil er seinen väterlichen Glauben abschwören und den unsrigen annehmen soll."

„Er hat's gethan mein Kind. Es war noch hartköpfiger Protestantismus genug in ihm, der dagegen protestirte; aber es sollte ein Zeugniß seiner Liebe sein. In Kerkering giebst du mir meinen Cornelius wieder."

„Wehe!" rief Olympia und verhüllte ihr Antlitz in den Kissen. Erst nach langem Drängen des Vaters erhob sie sich wieder und sagte schluchzend: „Wir sind Alle unglücklich. Meine Liebe gehört — Sie wissen es Vater, warum muß ich es aussprechen? Spinoza liebe ich und werde von ihm geliebt mit all der göttlichen Hoheit seines Geistes, wie noch nie ein Mädchen geliebt wurde."

Van den Ende schlug sich mit der geballten Faust an die Stirn. Lange ging er nachdenklich im Zimmer auf und ab, dann setzte er sich wieder vor das

Bett seiner Tochter. „Liebe Olympia,“ sagte er, „sei offenherzig gegen mich. Habt ihr euch eure Liebe schon gestanden?“

„Ja.“

„Und hofftest du auf meine Zustimmung?“

„Zuversichtlich, denn Ihr freies Denken darf kein Vorurtheil kennen.“

„Ich will es auch nicht. Laß uns die Sache unbefangen überlegen. Womit wolltet ihr euch denn ernähren? Du weißt, was ich besitze, ist nicht eigentlich mein.“

„Spinoza würde einen Lehrstuhl der Philosophie und Mathematik an irgend einer Universität annehmen.“

„Das geht nicht so bald, er ist von den Juden als Ungläubiger verstoßen, und die Pfaffen aller Confessionen reichen sich die Hände, wo es gilt, den gemeinsamen Feind zu unterdrücken. Er könnte einstweilen Gläser schleifen und du könntest mit Orgelspiel oder sonstigem Unterricht etwas erwerben, es könnte schon hinreichen, um euch vor dem Hungertod zu wahren, und habt ihr auch bloß das leere Wasser, so brockt ihr eure Philosophie ein, ist auch eine nahrhafte Speise; aber eure Kinder werden sich leider nicht damit zufrieden stellen lassen. Eure Liebe ist nichts als ein falscher Syllogismus —“

„Vater, Sie sind sehr hart.“

„Ich bin es nicht; freilich, auf eurer Geisterhöhe, wo ihr euch von lauter Genien umflattern laßt, die weder Mark noch Knochen haben, da muß euch Jemand, wie ich, als ein Barbar erscheinen. Ihr habt die ewigen

Probleme vom Schicksal der Menschheit und vom Weltdasein enträthselt, was kümmert's euch, wenn euer Schicksal und die Fristung eures Daseins euch Tag für Tag ein neues Problem aufzuknacken giebt? Eure Seelen lieben sich, und die lieben Seelen, ach, das sind gar bildsame gute Geschöpfe, denen keine Entbehrung zu hart ist."

„Ist das die Ruhe, mit der Sie zu mir reden wollten? Verdienen die Entsagungen, die ich freudig über mich nehme, solchen Spott?" fragte Olympia.

„Du hast Recht," erwiderte der Vater, „du magst ihn heirathen, ich will dir's nicht wehren: des Menschen Wille ist sein Himmelreich, das ist auch mein Wahlspruch. Aber das Eine bedenke noch: wie wirst du es ertragen, wenn deine Freundinnen und Bekannten die Nase rümpfen und kichern, wenn sie dich mit ihm über die Straße gehen sehen: seht, da geht sie, werden sie sagen, sie wäre sitzen geblieben, wenn sich nicht der arme Jude, den seine Sippschaft selber verstoßen, ihrer erbarmt hätte. Ich kann ihnen nicht Unrecht geben, wenn sie denken: hätte er sie wirklich geliebt, so hätte er freiwillig seinem alten Glauben entsagt und nicht erst gewartet, bis man ihn ausstieß; denn das ist und bleibt in den Augen der Welt ein Schimpf. Und wenn sie dann weiter zischeln werden: Wie war sie sonst so stolz und hat auf uns herabgesehen, die ist nun glücklich, sie braucht nicht einmal einen Kleiderschrank; das abgetragene Kleid, das sie schon vor zehn Jahren hatte, ist nun mit der Zeit ihre ganze Garderobe geworden, wir haben von Herzen Mitleid mit ihr. — Ich weiß

wohl, solche Dinge können und dürfen deinen Entschluß nicht wankend machen, ich sage dir es auch nur, damit du dich darauf gefaßt hältst. Ich will Spinoza auch in gar keinen Vergleich setzen mit Kerkering; sein Geist ist groß, und eine Minute, da in seliger Harmonie eure Seelen in einander klingen, wiegt jahrelange Entbehrungen, wiegt allen Genuß der irdischen Freuden auf; du liebst und verehrst ihn, du bewunderst die Majestät seines Geistes, ich glaube nicht, daß er diese Herrschaft über dich mißbrauchen wird; solche Fälle mögen nur selten vorkommen. Was ist dagegen Kerkering? Er hat seine Liebe besiegelt, indem er zu deiner Kirche übertrat, er hat eine mächtige und ruhmvolle Genossenschaft verlassen, er hat dich nicht zur Theilnehmerin der peinlichen Vorbereitungen gemacht und dir keinerlei Verantwortung zugeschoben; du solltest mühelos die Frucht seiner Arbeit empfangen. Und so wird er allzeit handeln. Du sollst durch seine That nicht zu Dank gebunden sein, er macht keinen Anspruch als den, daß er dich liebt. Er betet dich an, alle deine Worte sind ihm Orakel, ja der leiseste Wunsch deines Herzens ist ihm Befehl, den er mit Freuden erfüllt; aber du hast Recht, du willst keinen Mann, den du beherrschen darfst, des Weibes schönste Zierde ist Gehorsam, Gehorsam, und selbst gegen despotische Unterdrückung. Was kann dir Kerkering bieten? Nichts als ein gutes, treues Herz, das nur für dich allein schlägt; er kann dir ein Leben voll Glanz, Ehre und Genuß bereiten, du wirst Gegenstand des Neides bei allen deinen Freundinnen sein. Was ist aber dieses Alles gegen

den Hochgenuß der überschwänglichen Geistesharmonie? Gewiß, sie ist ewig, und ihre Ewigkeit überdauert ein Jahr, vielleicht auch zwei; ist das nicht genug?"

Van den Ende schwieg, Olympia schluchzte und weinte nicht mehr; stillträumend spielte sie mit der Perlschnur, die vor ihr lag.

„Darf ich das Bett verlassen?" fragte sie endlich.

„Ja wohl," sagte der Vater und schmunzelte zufrieden vor sich hin, als er das Zimmer verließ. —

Olympia stand auf und kleidete sich an. „Ich habe dem Vater meine Liebe stärker gezeigt, als sie ist," sagte sie zu sich. „War es nicht Anfangs bloß verletzte Eigenliebe und die Lust, keinen unbesiegt zu wissen, die dich ihm in die Arme führte? — Nein, du liebtest ihn ehedem und liebst ihn noch." Sie nahm die Perlschnur, hing sie um den Hals und betrachtete sich wohlgefällig im Spiegel. „Ich hätte keinen andern Mann bekommen, werden sie sagen; was kümmert's mich? Sagt mir doch mein Bewußtsein: diese Perlschnur und mit ihr des Lebens schimmernde Genüsse waren in meiner Hand, und ich verschmähte sie. Aber thue ich Recht? Er ist eine geborene Einsiedler-Natur, die Wissenschaft ist seine Göttin; ich befreie ihn nur, ich gebe ihn sich selbst zurück, wenn ich ihm meine Hand weigere. Nein, dieser Flitter blendet mein Auge. Und doch, kann seine starkgeistige Kraft sich nicht anders geberden, wenn er in deinem Besitze nicht mehr mit Huldigungen um dich zu werben hat? Er weiß, daß du dich klein fühlst ihm gegenüber; wie oft meistert er dich und wie anders wird er's dann noch thun. Nein,

er ist mild und gut, du aber bist zu schwach und die unterwürfige Anbetung Kerkerings lockt dich ..."

Sie legte die Perlschnur weg und ging nachdenklich im Zimmer auf und ab. Wieder stand sie vor dem Spiegel und starrte traumhaft verloren hinein; sie sah sich abgehärmt, zerrissen, bespöttelt und verlacht durch die Straßen gehen, sie verscheuchte diese wahnsinnige Verwirrung nur durch einen lauten Triller. Als ihr Vater sie so munter hörte, trat er zu ihr in's Zimmer. „Kerkering," sagte er, „wartet draußen, er will nicht von der Stelle weichen, bis er das entscheidende Ja oder Nein erhalten hat. Ich glaube deine Gedanken zu kennen, ich will dich zu keinem Entschlusse nöthigen, aber zu Hülfe kommen darf ich dir. Komm mit." Olympia schmiegte sich wie in demuthsvollem Kindesgehorsam an den Vater und bedeutete ihn, daß sie ihm willfahre, und dieser Ergebung lag doch, ihr selbst halb verhüllt, ein Eigenwille zu Grunde, der sich nur mit jenem Scheine deckte. Der Vater faßte sie an der Hand und führte sie in das andere Zimmer zu Kerkering mit den Worten: „Hier bringe ich dir deine Braut, mein Sohn."

Kerkering nahm einen Brillantring von seiner Hand und steckte ihn an die Olympia's. „Mein auf ewig," sagte er, und drückte einen herzhaften Kuß auf ihren Mund.

Um dieselbe Stunde, da Spinoza mit den Lockungen erweiterten Lebens in Ruhm und Genuß gekämpft, hatte auch Olympia mit den Versuchungen gerungen und war ihnen erlegen. —

Kerkering und seine Braut saßen am Abend in

traulichem Gespräch neben einander, van den Ende rieb sich die Hände und ging heiter lächelnd im Zimmer auf und ab. Olympia fühlte sich immer mehr befriedigt in der Nähe Kerkerings, ja sie fand ihn jetzt so liebenswürdig, daß sie sich darüber schalt, ihm nicht schon längst ihr Herz geschenkt zu haben. Kerkering erzählte ihr, daß er ein wohldressirtes Reitpferd für sie gekauft habe, und daß sie wieder wie vor Jahren majestätisch zu Pferde sitzen und mit ihm durch die Straßen fliegen müsse. Ein glänzendes, genußreiches Leben breitete er mit den lockendsten Farben vor ihr aus, Olympia's Wangen durchschoß ein glühendes Roth, ihr Herz pochte laut, Kerkering hielt sie umschlungen. Da trat zur ungewohnten Stunde und mit ungewohntem, feierlichen Ernst Spinoza ein. Olympia riß sich aus der Umarmung Kerkerings los; eine Secunde lang drückte sie sich mit der Hand die Augen zu, sie stand auf und ging Spinoza entgegen.

„Ich weiß, Sie lieben keine aufgeregten Scenen, wie ich selber nicht," sagte sie mit zitternder Stimme, „ich habe vor meinem Vater und vor Kerkering kein Hehl: wir liebten uns. Erinnern Sie sich jener feierlichen Stunde, da Sie mich beschworen, zu vergessen, was wir uns waren und werden wollten? Jetzt ist die Zeit gekommen. Herr Kerkering ist — mein Bräutigam." Sie mußte sich an ihrer Orgel halten, Spinoza stand wie festgebannt, sprachlos vor ihr; starr blickte er sie an.

„Ich bitte," begann Olympia wieder, „entziehen Sie mir Ihre Freundschaft nicht."

„Ich wünsche, daß Herr Kerkering Ihnen das Glück bereiten möge, das ich selber einst in glücklichen Stunden Ihnen zu bieten gehofft hatte,“ erwiderte Spinoza; seine Stimme klang heiser. Er blieb noch lang, sprach von den gleichgiltigsten Dingen und mit einem Humor, den man gar nicht an ihm gekannt hatte. So fern ihm auch sonst die Täuschung war, hier hatte er sich in einer zwiefachen gefangen. Er glaubte Olympia durch diese Heiterkeit ihren Schritt zu erleichtern, und erschwerte ihn nur damit, er glaubte seiner Manneswürde es schuldig zu sein, länger zu bleiben, um in Ruhe zu scheiden; im Grunde war es doch auch, weil er nur schmerzvoll von dieser holden Umgebung, wo das höchste Liebesglück ihm geblüht hatte, sich auf immerdar losreißen konnte.

Auch Oldenburg kam, und zum Erstenmal küßte er Spinoza nachdem er das Ereigniß vernommen hatte.

Kerkering war überaus heiter und scherzte, daß er erst heute geboren sei und bat, daß ihm Olympia ein Wiegenlied singe; Oldenburg bat um das Lied von der Jungfrau unter den Linden, Olympia sträubte sich, aber jetzt drang auch Kerkering gerade auf dieses, er verlangte es als erste und einzige Willfahrung seines erneuten Lebens, und von allen Seiten bestürmt, setzte sich Olympia fast willenlos an die Orgel und sang:

Es sollt' eine Jungfrau früh aufstehn,
Und ihren Liebsten suchen gehn;
Sie sucht' ihn unter den Linden,
Und konnt' ihren Liebsten nicht finden.

Mit einem Mal kam ein Herr daher.
„Was thut Ihr hier allein?“ fragt er,
„Zählt Ihr die grünen Bäume,
Oder die gelben goldnen Rosen?“

„„Ich zähle die grünen Bäume nicht
Und pflück' auch die goldnen Rosen nicht.
Ich hab' meinen Liebsten verloren.
Keine Nachricht kommt mir zu Ohren.““

„Habt Ihr Euren Liebsten verloren?
Keine Nachricht kommt Euch zu Ohren?
Er ist auf Zeelands Auen,
Und verkehrt mit andern schönen Frauen.“

„„Ist er auf Zeelands Auen,
Verkehrt mit andern schönen Frauen,
So möge der Himmel sein Führer sein
Mit allen den hübschen Jungfräulein.““

Was zog er aus seinem Aermel hold?
Eine Kette von rothem Gold.
„Die will ich Euch, schönes Kind, schenken,
Wollt nicht an den Liebsten mehr denken.“

„„Und wäre die Kette noch einmal so lang,
Und hinge vom Himmel zur Erde entlang,
Viel lieber mag sie mir fehlen,
Als daß ich einen andern thät wählen.““

Das aber rührte dem Herrn sein Blut.
Er sprach: „Schönes Kind, seht Euch vor, was Ihr thut,
Ihr seid meine rechte Frauen,
Mit keiner Andern laß ich mich trauen.“

Noch hatten die letzten Töne nicht ausgeklungen, als Spinoza seinen Hut nahm und ging. Olympia stand auf und schlug den Deckel ihrer Orgel zu, daß die Pfeifen wirr ineinander brausten.

Mit übervollem und darum fremder Theilnahme bedürftigem Herzen war Spinoza zu Olympia gekommen. Es giebt Stunden, da der, dem die Tempel aus Stein erbaut verschlossen sind, sich im Tempel eines treuen Menschenherzens erheben muß.

Das Schicksal hatte Spinoza darauf hingewiesen, nur aus sich selbst Beseligung zu schöpfen.

Wohl hätte er sich trösten mögen, daß er nun nicht mehr genöthigt war, seinen der Wahrhaftigkeit allein zugewandten Geist vor einer ihm nicht genehmen Form beugen, und in des Tages Last und Mühe Ueberzeugungen verschweigen, Ueberzeugungen bemänteln zu lernen; wohl hätte er sich beruhigen mögen, daß eine Liebe vernichtet war, um derenwillen er oft so schmerzlich gerungen; aber das ist der Liebe ewiges Räthsel, daß sie sich sehnt nach dem verlornen Schmerz, nach der verlornen Sehnsucht. Schwermuth und Bitterkeit drohten ihn zu erfassen, aber in selbstbezwingender Erkenntniß lernte er immer bestimmter jener Seelenruhe theilhaftig werden, die die Freiheit des Geistes ist, indem sie sich der Nothwendigkeit alles Geschehenden unterwirft und ihren Gesetzen nachgeht, gleich als wäre nicht das eigne Herz davon betroffen.

Jedes Versenken in Trauer, deren schmerzenreiche Folgen mit der Vernunft besiegt werden können, ist theilweiser Selbstmord; wer frei sein, das heißt nach

den Gesetzen seiner Vernunft leben will, darf nie aufhören zu *sein*, und solches läßt er geschehen, sein lebendiges ewiges Dasein wird unterbrochen, wenn er sich von den Affecten bewältigen läßt. Nur ein Leben in der Vernunft ist das wirkliche und ewige Leben.

Es galt einen gewaltigen Kampf, ein Losringen von aller Besonderheit und aller schmeichelnden Anmuthung, die ihn endlich auf die Spitze des reinen Denkens führen sollte, und ihn zu dem fast unfaßlichen, die Welt scheinbar verschmähenden und doch sie verklärenden Ausspruche befähigte: „*Ich erörtere die Handlungen und Bestrebungen des Menschen gleich als ob von Linien, Flächen oder Körpern die Rede wäre.*“

Die Freunde erkannten mit staunender Bewunderung die Siegeskraft Spinoza's, der mit dem freien Gedanken das Leben mit all seinen Begegnissen überwunden hatte und nun in stiller Glückseligkeit es erst wahrhaft sein eigen nennen konnte.

Keine Glorie umschwebte sein Haupt, sie durchleuchtete sein ganzes Sein.

---

26. Wundenmal und Abklärung.

Die jüdische Kirche wollte ihren Bann gleichfalls mit bürgerlichen Folgen begleiten, sie beantragte bei dem Magistrate, daß der „Gotteslästerer“ aus der Stadt verbannt werde. Die Angelegenheit wurde der Oberbehörde der reformirten Geistlichkeit zum Austrag übergeben, und der stille Denker sah sich durch Zuschriften und Vorladungen oft aus seinem innern Forschen heraus gerissen. Mit weitgehenden Betrachtungen über die Regelungen des Gemeinwesens und den dazu erforderlichen Menschenverbrauch wanderte er oft durch die langen Gänge der Gerichtsgebäude und saß wartend in den Vorzimmern. Das Martyrium der neuen Welt ist ein langes aus tausend kleineren Plackereien zusammengesetztes, und unser Philosoph sollte zu demselben noch ein anderes erfahren.

Die Freunde drangen in ihn, freiwillig seine Vaterstadt zu verlassen, er aber beharrte dabei, daß er um der Gerechtigkeit willen nur dem Urtheile des angerufenen Gesetzes sich fügen dürfe. Es war die letzte Freundesthat Oldenburgs, der als Gesandter des niedersächsischen Kreises nach England berufen war, daß er den Freund von diesen Störungen befreite. Er bat Spinoza wiederholt, ihm zu folgen, aber dieser wollte im Vaterlande und in stiller Einsamkeit bleiben. Doch rüstete er

sich nun, Amsterdam zu verlassen; denn war er auch frei von jedem Groll, so konnte er doch der unmittelbaren Empfindung nicht allzeit wehren, die ihn oft schmerzlich berührte, mitten in seinem Heimathsorte sich von Mißwollen und Abscheu umgeben zu sehen. Es that ihm weher, diese Empfindungen schuldlos in Anderen zu erregen, als ihre Folgen selber zu tragen.

Die Eigenthümlichkeiten der Freunde zeigten sich bei den Erörterungen hierüber in bezeichnender Weise. Meyer fand ein Ergötzen darin, die Gebrechen und Beschränktheiten, die Denkfaulheit der Menschen mit scharfem Spott zu geißeln; Oldenburg lehnte dies ab, weil ihm jede heftige Gegenwehr, jedes Handgemenge mit der gemeinen Welt als unschön und verunreinigend erschien; und wie so oft traf auch jetzt Spinoza mit Oldenburg zusammen. Was dieser unmittelbar aus einem gewissen Anstandsgefühl vermied, dazu brachte hier Spinoza eine Begründung aus der Erkenntniß.

„Die Erforschung der Gegensätze und Mängel der Menschen," sagte er, „darf nur dazu dienen, daß wir uns vom Widerstreit nicht überraschen lassen, vielmehr in Ruhe uns Verhaltungsregeln ausbilden und die Erregung des Gemüths in möglichst kurzer Zeit überwinden. Es ist ein trügerischer Schein, wenn man dadurch frei und glückselig zu sein glaubt, daß man Fehl und Gebrechen Anderer in's Auge faßt und in allerlei Auslassungen darüber sich ergeht; frei und glückselig macht uns nur die Erkenntniß der Tugenden und ihrer Ursachen, dadurch allein wird unsere Seele freudenvoll. Der Ehrsüchtige spricht am liebsten vom falschen Ruhm

und den schlechten Mitteln Anderer; der habgierige Mittellose vom Mißbrauch des Geldes und den Lastern der Reichen. Wer aber die Wahrheit liebt, hält sich nicht lange bei Lüge und Verstocktheit auf; er bekämpft sie nach Kräften, erfreut sich der eigenen erlangten Erkenntniß und daran, daß auch die Irrenden nach einer Naturnothwendigkeit handeln."

„Die Glückseligkeit liegt noch immer im Jenseits," ergänzte Oldenburg, „aber im Jenseits des besiegten Hasses, im Paradiesesfrieden der Erkenntniß."

Meyer ließ sich indeß nicht so rasch bekehren, und mit dem Selbstgefühl, daß er das Rechte vorhergesagt habe, fragte er:

„An Olympia hast du hoffentlich die Charakterlosigkeit und bloße Stimmungsfähigkeit der Frauennatur erkannt, und wirst dieser Abart des Menschenthums die entsprechende Stellung in deinem System anweisen?"

„Ich weiß," entgegnete Spinoza, „wer von der Geliebten übel aufgenommen wurde, denkt an nichts als an die Unbeständigkeit, den falschen Sinn und die übrigen abgeleierten Untugenden der Frauen, und alles das läßt er alsbald in Vergessenheit gerathen, wenn er von der Geliebten wieder huldreich aufgenommen wird. Wer aber seine Affecte und Begierden allein aus Liebe zur Freiheit zu mäßigen sucht, der wird sich bestreben, so viel als möglich die Tugenden und ihre Ursachen kennen zu lernen, und die Seele mit der Freude zu erfüllen, die aus ihrer wahren Erkenntniß entspringt. Wer dieß emsig beobachtet — denn es ist nicht schwer — und dann übt, der wird gewiß bald

seine Handlungen meist nach der Herrschaft der Vernunft einrichten können."

So erquickten und erhoben sich die Freunde in Durchdringung der Geisteszustände und im Aufsuchen ihrer Beweggründe, und Spinoza hatte in seinem eigenen Leben Anhalt genug zu der Darlegung, die er mit unumstößlicher Beweiskraft führte, daß nur die Leidenschaften die Menschengemeinschaft und die innere Harmonie des Einzelnen trennen, die Vernunft aber sie eint.

Der schöne belebende Verkehr erhielt durch Oldenburgs Abreise nach England eine Lücke. Spinoza, Meyer und de Vries begleiteten ihn nach dem Schreyerstoren (Weinensthurm), der von den Thränen der Zurückbleibenden bei der Abfahrt ihrer Angehörigen den Namen hat. Mit schwerem Herzen riß sich Spinoza aus den Armen des Freundes, und wehmüthig sah er ihm nach, als er von den Wellen dahingetragen wurde. Meyer und de Vries blieben ihm noch; aber dieser war zu jung, um ganz sein Freund sein zu können, Alter und Erfahrung waren zu ungleich; jener war verheirathet. Hundert Beziehungen und Begegnisse machen es dem Gatten und Vater unmöglich, sich dem Freunde stets mit gleicher ungetheilter Hingebung zu widmen; in Oldenburg hatte er seinen treuesten Freund verloren.

Als er nun allein über die Amstelbrücke zurückging, begegnete ihm ein Leichenbegängniß; unter den Leidtragenden erkannte er seinen ehemaligen Meister und seine Nebengesellen; einer derselben winkte ihm mitzugehen, er schloß sich dem Zuge an und erfuhr: daß man hier

den Peter Blyning zu Grabe trage. Am letzten tollen Kirmessamstage war er mit den Kameraden beim Tanze gewesen; die Kameraden machten sich den Spaß, daß sie Alle ihre Mädchen an ihn schickten, und ihn zum Tanze auffordern ließen; er konnte sich kaum halten vor Wuth und Aerger, stürzte Wein und Genever durch einander ein Glas nach dem andern hinunter. Darauf weinte er bitterlich, nahm seine Krücken und ging. Auf einmal hörte man einen fürchterlichen Schrei, Alles eilte hinaus: Peter war die Treppe hinabgestürzt, hatte sich die Hirnschale zerschmettert und lag in den letzten Zuckungen da.

Spinoza folgte dem Zuge mit tiefbewegter Seele. Unterwegs begegnete er Chisdai. Als er ihm nahe kam, bemerkte er, wie Chisdai dreimal ausspie und dabei die ebräischen Worte sprach: „Du sollst einen Ekel und Abscheu vor ihm haben, denn er ist verbannt" (5. B. M. 7, 26). Spinoza kehrte sich nicht daran und geleitete, in sich versunken, die Leiche des Unglücklichen zur Ruhestätte.

Am Abend erhielt er noch einen erschütternden Besuch. Tief in den Mantel gehüllt kam de Silva zu ihm und in finsterem Tone begann er ohne Gruß:

„Nicht der Jude kommt zu dir, er kennt dich nicht mehr. Der Arzt steht vor dir; sein Beruf ist, Jedem zu helfen, zu rathen, ohne zu fragen wer er sei. Ich rathe dir: verlaß deine Vaterstadt, dir droht Gefahr. Dein Herz krankt, so lange du hier bist. Das kann kein Mensch ertragen: als ein Ausgestoßener wie eine Leiche zu wandeln unter Denen, die einst mit ihm

lebten. Ich weiß, du willst die nicht höhnen, die dein Verbleiben als Hohn deuten. Und noch Eins. Ephraim Cardoso hat sich einer neuen Gesellschaft Auswanderer nach Brasilien angeschossen, Chisdai wollte mit ihnen ziehen, aber sie verstießen ihn. Niemand will seine Gemeinschaft, er ist gemieden wie ein Verpesteter, Niemand verzeiht ihm, daß er so dein Ankläger wurde."

„Aber Ich verzeihe ihm."

„Das rettet ihn nicht und rettet Dich nicht. Ich fürchte, er brütet auf eine entsetzliche That; denn am Tage verläßt er selten sein Haus, und nur des Nachts schleicht er umher. Laß dich warnen, ich thue es aus Dank für dich. Ja, ich ändere mein Wort und sage: ich bin als Jude bei dir. Du hast vor dem Sanhendrin unsere Religion nicht geschmäht, du hast gesprochen wie es einem Denker gebührt. Ich selber will kein Denken, das nicht in den Armen des Glaubens ruht; aber ein Jude ruft dir zu: Bleibe gerecht gegen uns wie gegen Andere. Du bist frommer als du dir bekennen magst, als deine Vernunft dir gestattet zu bekennen."

„Ist denn Glauben die einzige Form der Frömmigkeit?"

„Ich weiß, ich weiß," fuhr de Silva hastig fort, „ich bin nicht gekommen mit dir zu streiten. Du kannst es mir als Hochmuth deuten, daß ich dir noch Frömmigkeit zuerkenne. Aber als du die Synagoge auf immerdar verließest, muß dir an einem Betstuhle, wo einst dein Vater stand, ein Kind erschienen sein und das Kind betete andächtig, und das Kind warst du. —

Vergiß es nicht. Und du sollst es wissen und bleibe dessen eingedenk, daß ein Jude mit Trauer im Herzen dich den einsamen Weg gehen sieht. Leb' wohl!"

Spinoza streckte de Silva die Hand entgegen, aber nur mit der vom Mantel umhüllten Hand faßte dieser die des Ketzers und entfernte sich rasch.

Diese neue Begegnung bewegte das Gemüth Spinoza's tief. Es war eine Kunde aus einem Leben, von dem er geschieden war; er konnte sein doch nicht vergessen. —

Bald aber erregte eine Todeskunde das Herz Spinoza's zu tiefer Trauer. Es war die Nachricht, daß sein Lehrer van den Ende in Paris hingerichtet worden sei. Der allzeit wohlgemuthe Arzt, der das Lachen als höchstes Gut pries, hatte eine That der Hingebung an das Vaterland bewiesen, die man nicht von ihm vermuthet hätte. Um die Kriegsunternehmungen Ludwigs XIV. gegen die Vereinigten Staaten durch eine Volkserhebung zu kreuzen, hatte er mit dem Herzog von Rohan und Anderen einen Aufstand in der Normandie angezettelt; er büßte dafür mit dem Tod am Galgen.

Alle Bewohner Amsterdams, ja der gesammten Niederlande, widmeten dem Dahingeschiedenen ein inniges und zum Theil reuevolles Gedenken. Manche wollten zwar behaupten, der Doctor habe einmal seinen höchsten Lebenszweck im Großen erreichen wollen; er habe im Chor mit ganz Europa lachen wollen über den auf der Weltbühne hin und her gezerrten Ludwig XIV. Aber das Unternehmen van den Ende's und sein Opfertod

war doch zu ernst und gewaltig, um solche Betrachtungsweise nicht abzuschneiden.

Spinoza suchte sich diese überraschende Wendung im Leben seines Lehrers zu deuten. Daß die leichtlebige Natur auch eine leichtsterbende sein könne, ergab sich bald, und eben dieses waghalsige Einsetzen der sonst verzettelten Lebenssumme für eine einzige That ließ sich wohl auf den Charakter und die Anschauungsweise van den Ende's zurückführen. Dennoch blieb noch ein unerklärter Rest; Spinoza mußte innerlich dem Lehrer Abbitte thun; er hatte ihm Solches doch nicht zugetraut.

Er fühlte die Verpflichtung, jetzt Olympia eine Tröstung zu bieten. In der Kundgebung seiner Trauer und in der Erkenntniß der tapfern That sollte zugleich die Abbitte liegen.

Er prüfte sich streng und konnte sich sagen, daß nur die lautere Theilnahme am Schmerz der einst Geliebten ihn dazu bewog; und am Abend machte er sich auf den so oft betretenen Weg nach dem Hause van den Ende's. Das Haus war still und ausgestorben; von einem Nachbar erfuhr er, daß Olympia mit ihrem Gatten nach Hamburg abgereist sei. Als er auf dem Heimwege an der St. Olaikirche vorüberging, dort wo er einst in der Nacht auf den Stufen gesessen und nach dem Fenster Olympia's geschaut hatte, stürzte Jemand auf ihn los, packte ihn beim Arme, stieß mit dem Rufe: „der Esel hat Hörner!“ ihm den Dolch nach der Brust, und entfloh mit schnellen Schritten. Spinoza war dem Stich glücklich ausgewichen, nur sein Mantel

war durchstochen; er glaubte den Thäter erkannt zu haben, es war Chisdai.

Als der erste unwillkürliche Schreck und seine nächsten Folgen im Gemüthe vorüber waren, erwog Spinoza nur noch den Gedanken, wie der Fanatismus nichts ist als eine Umkehr zum rohen Naturrecht, die sich scheinbar auf ein Gedankenrecht, auf die Heiligkeit eines Gesetzes stützt. Der in sich verhetzte unklare Eifer, der das innere Gesetz zu einem äußeren Fahnenspruch gemacht, hat allezeit verdammt, gekreuzigt, Scheiterhaufen entzündet und das Herz des Feindes durchbohrt. Es gilt: der Menschheit die ihr inwohnenden Gesetze zu offenbaren und sie zur Liebe, zur Freude und lebendigen Glückseligkeit zu führen ....

Den durchlöcherten Mantel bewahrte er zum Andenken auf.

Dürfen wir dieß als Sinnbild nehmen, daß Haß und Unverstand nur das Kleid des Weisen durchbohrten, sein inneres Wesen aber nicht trafen? —

Spinoza erfuhr es nicht, daß man am Morgen nach der gegen ihn versuchten Unthat eine Leiche aus der Amstel zog. Es war die Chisdai's. Er wurde als Selbstmörder klaglos in die Erde gescharrt, wie einst Uriel Akosta, dessen Grab er gehöhnt hatte.

Keine Kunde aus der jüdischen Gemeinde drang zu Spinoza, und jetzt hatte ihn Krankheit niedergeworfen.

Emporgetragen ins Unendliche hat dich dein freies Denken, über der Einzelerscheinung schwebst du in der Erkenntniß des allgemeinen Gesetzes — da plötzlich wirst du niedergeworfen in eine abgelegene Kammer, todt ist

die Welt, verschüttet dein Geist, erloschen die Lichtströmung des Gesetzes durch das All.

Kein Dolchstoß aus Menschenhand hatte das Herz Spinoza's getroffen, und doch fühlte er unsägliche Schmerzen in der Brust, und Blut quoll ihm aus dem Munde.

Waren es dennoch die Folgen so vielfacher innerer Bewegungen, die ihn rasch nach einander heimgesucht und jenes schon in erster Jünglingszeit, damals beim Predigtversuche in der Synagoge, kundgewordene Leiden zum Ausbruch brachten?

Spinoza lag schwer krank danieder.

Jetzt bewährte sich Ludwig Meyer als der treue, hülfreiche Freund, Tag und Nacht. Und mit einer eigenen Heiterkeit erklärte er dem Freunde in ruhiger Stunde: „Nun bist du doch was du sein mußt, ja noch mehr, ein verbannter Jude und Junggeselle. Der Junggeselle kann wieder in jene Paradiesesunschuld vor Erschaffung des Weibes zurückkehren, er steht wiederum frei in sich allein; meine Erbsünde — ja lache nur — die hilft mir. Ist es nicht sehr tiefdeutig: sobald ein zweites Wesen dem Adam zuredet, ist er nicht mehr allein, handelt nicht mehr blos aus sich, er muß sein Thun mit einem Andern einigen; ja zuletzt folgt er sogar fremdem Willen; da ist der Sündenfall da, er hat nicht aus sich gehandelt, sondern aus einem Andern. Der Junggeselle aber ist wie Adam im Paradiese. Du mußt der Adam des Geistes bleiben.“

Spinoza sah lächelnd auf den Freund und erklärte ihm, daß der Mensch nicht in der Einsamkeit, sondern

nur in der Gemeinsamkeit wahrhaft frei ist; und Ludwig Meyer stand dann oft wie anbetend am Krankenlager des Philosophen, der in schmerzfreien Augenblicken sein eigenes Siechthum wie eine fremde Thatsache ansah. Nur Einmal sprach er über erfahrene Unbill indem er, eine frühere Betrachtung erweiternd, sagte:

„Die schwerste Last, die uns die Menschen auferlegen können, ist nicht, daß sie uns mit Undank, Haß und Verachtung drücken, nein, daß sie Haß und Verachtung uns in die Seele pflanzen. Das läßt nicht frei aufathmen, nicht klar aufschauen; aber es ist Eitelkeit und Selbstzerstörung, einen Menschen zu hassen; wir müssen nur die böse That unwirksam zu machen suchen, und damit wieder hindurchdringen zur Liebe Gottes, in der die Welt so friedsam und wonnig ist und uns allezeit mit Lust erfüllt."

Immer mehr erstieg er jene ruhige Höhe seliger Betrachtung, so daß er von sich sagen konnte: „Ich habe mich sorgfältig bestrebt die menschlichen Handlungen weder zu belachen noch zu beklagen noch zu verabscheuen, sondern zu erkennen: und demnach die menschlichen Affecte wie Liebe, Haß, Neid, Ehrgeiz, Mitleid und die übrigen Seelenbewegungen nicht als Fehler, sondern als Eigenschaften der menschlichen Natur zu betrachten, die ebenso zu ihr gehören, wie zur Natur der Luft: Hitze, Kälte, Wetter, Donner und andere dergleichen, die, wenn sie auch unbequem sein mögen, doch nothwendig sind und bestimmte Ursachen haben, durch die wir ihr Wesen zu erkennen suchen, und an deren Betrachtung sich der Geist ebenso ergötzt

wie an der Wahrnehmung der Dinge, die sinnlich angenehm sind."

Meyer konnte nicht umhin, dem Wahrheitsforscher auf sein dringendes Begehren offen zu bekennen, wie es mit ihm stehe. Nur eine kurze Weile, als fühle er jetzt schon den Todesschlaf, schloß Spinoza die Augen, als ihm Meyer erklärte, daß unverkennbare Schwindsucht hier ausgesprochen sei, und nur sorgfältigste und bemessenste Ueberwachung des Lebens die Jahre verlängern könne.

Eine Weile herrschte Stille, und Meyer schaute auf das unbewegte Antlitz des Freundes, der die Augen geschlossen hielt. Jetzt richtete sich der Kranke auf, sein Auge leuchtete; kein Schmerzenslaut, keine Klage kam über seine Lippen; mit der Ruhe eines vollendeten Weisen bestimmte er genau die Lebensregeln, die er fortan einhalten wollte. Und er richtete sich frei auf als er erklärte, nun in Besonnenheit und Selbstbestimmung allein sich selber die Lebenstage zu schaffen, in Selbstbeherrschung das Dasein zu bewahren und in Seelenruhe zu erfüllen.

Er hielt getreulich Wort.

Satt an Tagen dem Tode entgegen zu sehen, auszuscheiden aus der Welt des Schauens und Empfindens — es ist schwer, und doch mag man sich getrösten, den allgemein bemessenen Raum durchschritten zu haben. Aber in der Blüthe der Jahre, vor der Mittagshöhe des Lebens den Todeskeim in sich fühlen, ihm tagtäglich wehren, jede Lebensäußerung bewachen, der ruhigen Gewohnheit entbehren, daß das Leben sich von selbst fortsetzt, vielmehr mit sorglichem Bedacht die Daseins-

pflicht allzeit vor Augen halten und dabei sich heiter und harmlos des sonnigen Tages freuen, rüstig arbeiten, durch keinen Zuruf von außen erweckt, nur im eigenen Denken das Heiligthum des Lebens und seiner Freuden finden — das vermag nur ein Mensch, dem Freiheit und Nothwendigkeit, Zeitlichkeit und Ewigkeit eins geworden, der in der Weisheit die höchste Spitze des Daseins erstiegen. Denn Weisheit ist die bewußte Einheit mit der Naturbestimmung, die Erfüllung der Pflicht, die zur Erkenntniß und im Gehorsam gegen diese zur Neigung geworden.

Ein solcher Weiser war Spinoza.

Die Welt mit ihren tausend Widersprüchen und Gegensätzen in den Einzelerscheinungen war vor seinem Geiste aufgelöst zur Einheit. Er hatte abgethan alle Selbstsucht, alles Bemessen der Dinge nach ihrer Wirkung auf den Vereinzelten; das eigene Sein mit seinen Bedrängnissen war hingegeben in das All, und im Genusse der Erkenntniß der göttlichen Wahrheit lebte er das ewige Leben.

Er war der „freie Mensch,“ der bekennen durfte: „Ich unterlasse das Böse oder bestrebe mich es zu unterlassen, weil es geradezu meiner besondern Natur widerstreitet, und mich von der Liebe und Erkenntniß Gottes — die das höchste Gut ist — abziehen würde.“

In stetiger Gleichmäßigkeit, wie die Sage von den Göttern berichtet, und wie die Natur um uns her unwandelbar sich hält, so lebte Benedictus Spinoza. Was die Erkenntniß errungen, ward ihm zur seligen Gewohnheit, und wie er einst das Leben sich zum Denken geschaffen, so gab er durch sein Denken sich jetzt das Leben.

Epilog.

Es war in einer Nacht, da sah er eine große Erscheinung; ein Mann trat vor ihn hin, der war wunderbar und fremd anzuschauen. Sein Haupt war bedeckt mit einem breiten Hute, dessen Farbe war gelb wie die Farbe der Gerste unter der Sichel, und die Haare seines Hauptes waren weiß und bedeckten seine Schultern, auf seiner Stirn war ein Zeichen von Blut, seine Augen lagen verborgen in den Höhlen, umwachsen von struppigen Haaren; zwei Furchen zogen sich von dort bis an die Enden des Mundes — in ihnen strömten vordem seine Thränen, nun aber waren sie leer, denn ihr Quell war versiegt; seine bleichen Lippen waren umwachsen von Haaren, die reichten bis an den Gürtel; ein hären Hemde schlotterte um den magern Leib, und seine Füße waren nackt und zerfetzt; an der rechten Seite hing eine Tasche, dort war auch das Kleid bedeckt mit einem Fleck von der Farbe seines Hutes; auf dem Herzen trug er in einer eisernen Kapsel eine kleine Rolle, befestigt an einer Schnur, die um seinen Hals hing und einen tiefen Einschnitt in sein Fleisch machte; in der Rechten hielt er einen Stock, der weit über den Kopf hinausreichte.

Und der Mann beugte sich nieder über ihn, küßte ihn auf die Stirn und sprach: „Kennst du mich wohl, du mein Sohn, an dem ich Wohlgefallen finde? Schon mehr denn sechzehnhundert Mal sah ich die Sonne ihren Kreislauf vollenden, seit dem Tage, da das Wehe über mein Haupt gekommen. Ich stand unter meiner Thür und hatte mein Kind auf dem Arme, da brachten sie den Jesus, Sohn des Joseph und der Maria von Nazareth, der sich unsern Messias nannte; ich haßte ihn, denn wir liebten den Boden und er wies uns an seinen Himmel; wir wollten ein Schwert und er lehrte uns das fremde Joch lieben: er war unser Messias nicht. Als er nun an der Schwelle meines Hauses ausruhen wollte, da trat ich ihn mit dem Fuße und stieß ihn weg; er aber sprach: komm mit mir, dein Fuß der mich getreten, soll keine Ruhe finden, bis zu dem Tage, da ich wiederkehren und mein Reich auf Erden gründen werde. Das Kind entfiel meinen Händen, ich folgte ihm, ich sah ihn den Kreuzestod sterben; ich sah mein Haus, sah meine Kinder nicht mehr, sie wurden zerstreut wie Spreu von dem Winde oder wurden vom Schwerte gefressen. Unstät und flüchtig wie Kain wanderte ich durch Wald und Feld, über Ströme und Berge; die Blume verschloß ihren Kelch vor meinem Auge, das Gras seufzte, wenn mein Fuß sich ihm nahte; die Vögel verstummten in den Lüften, und der ausgehungerte Löwe, der brüllend herbeikam, wich scheu zurück, wenn er mich erblickte. Doch die wilden Thiere, sie waren noch barmherzig und liebevoll, so ich die ansah, die meines Geschlechtes sind. Ich wanderte durch

Städte und Länder: sie tränkten mich mit Wermuth und sättigten mich mit Galle, sie gossen Gift in meine Wunden und betteten mich auf Dornen; und wenn ich mein Haupt ruhig niederlegen wollte, machten sie den Boden unter mir erzittern, und wenn ich meine Klagen erheben wollte, verstopften sie mir den Mund mit feurigen Kohlen. An jedem Orte, dahin ich meine Schritte förderte, faßten sie mich bei den Haaren, sammelten Holz auf einen Haufen und schleuderten mich in die Flamme; aber Jehovah, der Gott Israels, dessen ewiges Gesetz ich auf dem Herzen trage, sendete seinen Engel. Und ob auch die Flammen ihre gierigen Zungen nach mir ausstreckten, Er errettete mich; und ob sie auch in Strömen mein Blut vergossen, Er erhob mich und belebte mich neu; und ob sie auch in dunkle Nacht mich hüllten, sein Licht leuchtete und Helle ward um mich her; und ob sie auch in Grabesduft und Moder mich versenkten, sein Odem wehete und neues Leben haucht' er mir ein. Oft frug ich ihn: wann wird es enden, o Herr! wann wirst du dich mein erbarmen, wann mich wieder freundlich aufnehmen vor deinem Angesichte? Wann wirst du Balsam gießen in meine Wunden, wann lindern meine Qualen, wann mich Ruhe finden lassen? Wann wirst du Haß in Liebe wandeln, daß ich aufhöre zu sein ein Gräuel und das Ziel des Spottes allen Nationen? Was soll mir ein ewiges Sterben ohne Tod, ein ewiger Tod ohne Leben? Siehe, Geschlecht auf Geschlecht sah ich aufgehen und verwelken wie das Gras des Feldes, Königreiche sah ich erstehen und in Staub zerfliegen

vor dem Hauche deines Mundes. Alles verwest und gebiert sich neu, nur ich allein hänge wie der Tropfen am Eimer, der im Winde zittert und doch nicht fallen mag. Wo des Eises Bande die Erde ewig gefesselt halten, dort stand ich, und Arabiens heißer Sand brannte mir an der Sohle; und nirgends, nirgends ein Land, wo ich säen und ernten, wo ich ein Grab finden kann. Jerusalem, die herrliche, liegt in Trümmern, wann wirst du sie auferbauen? wann uns zurückführen? Siehe, ich spreche zum Morgen: o daß es Abend, und zum Abend, o daß es Morgen würde. Siehe, der Kummer ist mein Genosse, Schmach und Elend sind meine Gespielen, ich habe sie lieb gewonnen; gieb mir Thränen, Thränen gieb mir, daß ich weinen kann ob meines Drangsals; willst du es nicht, zieh' deine Hand ab von mir, laß meine Feinde treffen das Herz meiner Seele, laß mich sterben, sterben laß mich. — Siehe, ich habe mich in Haß gehüllet, laß mich Rache erleben an meinen Feinden, zehnfach wälze auf ihr Haupt, was sie über mich gesendet; sprich zu dem Donner, daß er sie erzittern mache, befiehl dem Blitz, daß er ihr Mark fresse, oder gieb mir ein Schwert, ein Schwert gieb mir, daß ich mich bade in ihrem Blute — —

Oder soll sie kommen die Zeit, da Lieb' und Treue sich begegnen, Gerechtigkeit und Friede sich küssen, Wahrheit aus der Erde sproßt, Gerechtigkeit vom Himmel schaut?

Siehe mein Sohn, das war meine Klage, das war mein Verzweifeln, das war mein Hoffen. Du bist gekommen zu werden ein Erlöser der Menschheit, auch

mich wirst du erlösen. Die deines Stammes sind, sie haben dich verstoßen, sie haben dir nach dem Leben getrachtet; die nicht deines Stammes sind, sie haben dich betrogen, sie haben dir deine süßesten Gefühle vergällt; du kennest keinen Groll, du lohnest ihnen mit der Wahrheit."

Die Erscheinung beugte sich nochmals über den Schlafenden und küßte ihn; es war ein Kuß des sterbenden Ahasverus, der auf sich trug das Schicksal Israels, welches Jesus Christus an das Kreuz geschlagen.

* * *

Spinoza zog hin nach Rhynsburg und von da nach Voorburg und dem Haag und schrieb den theologisch-politischen Traktat und die Ethik.

Einsam und abgeschieden verbrachte er fortan sein Dasein.

Die fünf Bücher der Ethik erschienen erst nach seinem Tode.

Am Sonntag den 21. Februar 1677 starb er, im Alter von vierundvierzig Jahren.

Es erstand kein Denker wieder wie Spinoza, der so im Ewigen gelebt.



Berthold Auerbach's

gesammelte Schriften.

Erste, neu durchgesehene Gesammtausgabe.

Zwölfter Band.

Stuttgart und Augsburg.
J. G. Cotta'scher Verlag.
1858.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
in Stuttgart und Augsburg.

Dichter und Kaufmann.

Ein Lebensgemälde

s der Zeit Moses Mendelssohns.

Erster Band.

Vorrede.

Das vorliegende Buch, zuerst im Herbst 1839 erschienen, ist die Ausführung einer von mir bereits 1836 in einer Zeitschrift veröffentlichten Lebensskizze des Epigrammendichters Ephraim Moses Kuh,[1] in welcher ich die biographischen Thatsachen dichterisch zu ergänzen versuchte.

Zur Wiederaufnahme dieser Skizze kam ich erst nach Vollendung des „Spinoza." Hier wie dort leitete mich zunächst der Grundgedanke: Sittenschilderungen aus dem innern Leben der Juden in verschiedenen Jahrhunderten und Ländern an die Entwicklungsgeschichte einzelner Charaktere anzuknüpfen, und so das Eigenthümliche des allgemein geschichtlichen und individuellen Lebens zu veranschaulichen.

Es mag seltsam erscheinen, daß ich in der Folgenreihe dieser Darstellungen, nach dem Weltweisen den Epigrammatisten aufnehmen konnte, nach einem Charakter, dessen einheitliche Macht des Lebens und Denkens alle Zwiespältigkeit besiegte und versöhnte — nun einen untergeordneten, der im Zwiespalt erlag. Die Aufgabe blieb jedoch, gerade aus der Mendelssohn'schen Periode, aus welcher wir noch in unsern Tagen Gestalten vor Augen hatten, eine Persönlichkeit mit den Zeiterscheinungen in Berührung zu bringen, die in bestimmten Zügen kennzeichnete,

[1] Hinterlassene Gedichte von Ephraim Moses Kuh. Mit der Biographie des Dichters. (2 Bändchen. Zürich, bei Orell, Geßner, Füßli u. Comp. 1792.)

wie das bisherige episodische, aus der völkergeschichtlichen Strömung verdrängte Leben des deutschen Juden eben damals vom Geiste aus in dieselbe einzumünden suchte.

Die geschlossene künstlerische Composition, die dichterische Zusammendrängung der Gegensätze in einen bestimmten Höhepunkt fiel bei Darstellung eines Menschenlebens in seiner ganzen Ausbreitung von selbst weg, zumal bei einem solchen, dessen Thatsachen durch ihren Charakter des Zusammenhanglosen und Epigrammatischen eine sprungweise Darstellung im Urbilde vorzeichnen.

Ich habe daher auch bei diesem Buche die Structur des Ganzen gelassen, im Einzelnen dagegen auch hier Correctheit und Einfachheit herzustellen gesucht,[1] soweit letzterer nicht gerade das Absonderliche der durchgehenden Persönlichkeit entgegenstand.

Es war mir auch bei dieser Arbeit vergönnt, mich in Leben und Denken großer Männer zu versetzen, und wenn ich oft ihre eigenen Worte wiederhole, so geschah es nur, um ihnen das Eigene zu lassen, nicht um mir Fremdes anzueignen.

Es ist der treue Dienst der Wahrhaftigkeit, der rechte Cultus des Genius: die erhabenen Denkergebnisse derer, die zur reinen Humanität strebten, in ihrem Namen zu wiederholen und aufs Neue zu verkünden.

Dresden, 15. August 1854.

Berthold Auerbach.

[1] Bei der neuen Durchsicht dieses Buches habe ich abermals Gelegenheit gefunden, Einzelnes bestimmter zu fassen.

Im Sommer 1858.

Inhalt.

1. Die Gäste.

„Einsinken soll er wie Korah!“

„Alle Plagen Pharao's sollen über ihn kommen.“

Solche und noch derbere Flüche hörte man aus einer Bettlergruppe, die sich am Freitag Nachmittags nach der „Schlafstatt“ (Herberge) zu Breslau bewegte. Die Bettler mit ihren Frauen und Kindern kamen so eben von dem jüdischen Heiligenpfleger, der die Speisemarken auf den nächsten Sabbath an sie vertheilt hatte.

Durch die endlosen Judenvertreibungen und Verfolgungen waren unzählige jüdische Familien in die Nothwendigkeit versetzt, mitten im civilisirten Europa, gleich ihren Vorfahren in der arabischen Wüste, ein Nomadenleben zu führen; sie hatten weder Heimath noch bestimmten Wohnort, und zogen bettelnd von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf, wo sie seßhafte Glaubensgenossen fanden. Viele konnten oft auf Generationen zurück keinen Wohnort ihrer Vorfahren angeben; ihre Ehebündnisse wurden nur durch Uebergabe eines Ringes und bestätigende Anwesenheit zweier Zeugen auf den Landstraßen geschlossen. Eine solche Ehe war nach den ursprünglichen jüdischen Religionssatzungen vollkommen rechtsgültig, denn die Ehe als rein bürgerlicher Vertrag bedurfte keines Geistlichen und wurde

selbst von den Geistlichen nicht in der Synagoge, sondern außerhalb derselben unter einem ausgespannten Baldachin eingesegnet.

Selten war es, daß Nachkömmlinge jener Bettlerfamilien sich aus dem Zigeunerleben herausarbeiteten, die Gewohnheit hielt sie darin fest, und ihre Verpflegung war in den Gemeinden vollkommen organisirt. Die Herumziehenden wurden mit dem Ehrentitel: „Gäste" bezeichnet; erst später erhielt dieser ursprünglich milde Ausdruck eine schimpfliche Nebenbedeutung. In jeder Gemeinde mußten die seßhaften Familien je nach dem Vermögensstande eine größere oder kleinere Zahl „Gäste" während des Sabbath abspeisen, und sie Sonntag Morgens mit einem Weggeld versehen. Die Verpflegung an den Wochentagen war mehr oder minder der freien Mildthätigkeit überlassen.

Das mißlichste Amt bei jenen sabbathlichen Einquartirungen hatte der Heiligenpfleger, der die Marken austheilte; er konnte es Niemand recht machen; die Bettler verfluchten und verwünschten ihn, denn niemand Anders als dem unglücklichen Almosenier galten die oben vernommenen Flüche.

Die jüdische Armenherberge zu Breslau befand sich auf der Carlsstraße in der sogenannten Fechtschule, einem kasernenartigen Gebäude, das einen großen, einem Marktplatz gleichenden Hofraum einschloß, in dessen Mitte sich eine Art Waarenlagerhaus mit kleinem Thurm und Schlaguhr befand; in den umgrenzenden Häusern, deren eine Reihe an die Festungswälle stieß, wohnten vierzig bis fünfzig jüdische Familien, in

einem der Hofräume befand sich die sogenannte Lissaer Synagoge, ihr gegenüber traten die Bettler in ein schmutziges Zimmer.

„Bei wem ißst du, Schnauzerle?“ frug in röchelndem Tone eine dicke Gestalt.

„Bei wem ich ess'? Bei wem ich hungre, mußt du fragen. Noch einmal soll er einsinken, schickt er mich zu dem Lämmle Bär, der sieht aus wie die theure Zeit, und seine Frau wie ein geräucherter Häring, so eine sechzehn Faust große hochbeinige alte Köchin.“

So erwiderte der Angeredete, ein Mensch mit verwegenem Gesicht, der sich von seinen Genossen auch noch dadurch auszeichnete, daß er lederbesetzte Reithosen mit breiten rothen Streifen und einer Reihe messingener Knöpfe an den Seiten trug; die silbernen Ohrringe, die unter den schwarzen wollig gekrausten Haaren hervorsahen, konnten als besondere Kennzeichen gelten.

„Weißt du was?“ fragte ein kleines Männchen mit einem Spitzbärtchen, Mendel Felluhzer genannt, „weißt du was? wenn du mir zwei gute Groschen dazu giebst, tausch' ich mit dir und geb' dir mein B'lett (Billet) zu der reichen Wittfrau von dem Ahron Wolf, die hat das fetteste Dürrfleisch in ganz Breslau, und alle Sabbath eine geräucherte Zung' mit einer Sauce, die schmeckt wie lauter Malvesier.“

„Anderthalb gute Groschen geb' ich dir,“ erwiderte Schnauzerle, und seine Frau heulte und schimpfte und schlug ihre Kinder, weil sie einen so verschwenderischen Vater haben, daß sie ebenfalls mitschrieen.

„Anderthalb?“ lächelte Mendel, „meinetwegen, siehst du? ich handl' nicht lang, aber zuerst bezahl'.“

„Ich hab' keinen Blutpfennig, und wenn der Amalek, der Leibzolleinnehmer käm', und thät sagen: Victor, oder meinetwegen Schnauzerle, du darfst mir die Augen ausstechen mit einem rothen Heller — ich thät's doch gewiß gern — ich müßt' den Titus laufen lassen. Ihr Alle seid Zeugen, daß ich ihm bis Sonntag Morgen anderthalb gute Groschen schuldig bin.“ Mendel schüttelte verneinend den Kopf, und Schnauzerle fuhr fort: „Du darfst mir mein rechtes Ohr mitsammt dem Ohrring herunterschneiden, wenn ich dich nicht ehrlich bezahle.“ Mendel verneinte abermals, und Victor legte sich auf die Bank hinter dem Tisch, streckte die Beine von sich und pfiff den Dessauer Marsch.

„'ne fette B'lett
und ein gut Bett
und ein' schöne Maid
ist mein' Freud'“

deklamirte ein pfiffiges Männchen aus dem Stubenwinkel.

„Werd' stumm und sprachlos, du Narrenschwab,“ unterbrach Löbel Schackern den Reimer, denn er hatte bei jenen Versen lachen müssen und sich dadurch ein Stück aus dem Kinn geschnitten, da er gerade damit beschäftigt war, vor einem zerbrochenen Spiegel jedes einzelne seiner Barthaare mit einer Scheere abzuzwicken. Der unglückliche Poet, Jisraele Possenmacher aus Dörzbach in Franken, antwortete schnell:

„Hundegebell und Katzengetümmel
Kommen nicht in den Himmel.“

Hierauf zog er wie ein Schütze die Augenlider über
die stets halb versteckten grauen Aeuglein, nahm das
Tabaksknöllchen, das er im Munde kaute, heraus, und
warf es seinem Recensenten ins Gesicht; dieser warf
eine Scheere nach ihm, die aber unglücklicherweise ein
leines Mädchen traf, das, eine Violine im Schooße
haltend, zusammengekauert in einer Ecke saß. Das
Kind schrie laut, Blut floß ihm von der Stirn, und
Schnauzerle sprang wüthend auf, und vom Tische herab
über die Anderen weg zu seinem Töchterchen; brüllend
vor Wuth hob er das leichenblasse Kind mit der einen
Hand in die Höhe, mit der andern ballte er grimmig
die Faust gegen die Umstehenden, er drückte das blut-
riefende Antlitz seines Kindes an seine Lippen, er
ühlte keinen Athem mehr, da schrie und brüllte und
luchte er abermals laut und schwor Alles niederzu-
netzeln.

„Mein bestes Kind, mein bestes Kind! Warte Löbel,
ch beiße dir mit meinen Zähnen die Gurgel entzwei.
Es war so sanft wie ein Lamm, jeden Heller, den es
durch Singen verdient, hat es mir gebracht;“ so schrie
Schnauzerle und seine Stimme begann zu zittern.

Unterdeß hatten Mehrere eine alte Bettlerin, die
ange Vogel genannt, aufgesucht; sie kam, riß Schnau-
erle das Kind aus dem Arm, blies leise flüsternd
dreimal in die Stirnwunde — das Blut rann nicht
weiter. Sie nahm ein Fläschchen aus der Tasche, spritzte

einige Tropfen auf Mund und Schläfe, das Kind öffnete die Augen, Schnauzerle jubelte laut und stieß Löbel mit den Füßen, man wußte nicht, ob aus Freude oder Rache; dieser nahm seine gelbe Halsbinde vom Halse und gab sie der Alten zum Verband für das Kind, auch seine kleinen goldenen Ohrringe häkelte er aus und heftete sie dem schlafenden Kinde ein, und um Alles gut zu machen, gab er Schnauzerle seine bessere Speisemarke und nahm die schlechte dafür. Plötzlich schien ein veränderter Ton, eine gewisse Weichheit der Stimmung unter den Anwesenden zu herrschen, von all den Flüchen und derben Späßen war nichts mehr vernehmbar. Die Empfindung eines vorübergezogenen Unglücks erregt auch in den verhärtetsten Gemüthern einen leisen Schauer; und wer mag bestimmen, wie viel bei solchen Anlässen von wohl verzeihlicher Selbstsucht sich im Gemüthe regt? Jeder konnte sich nun mit ungestörtem Behagen der kommenden Sabbathlust hingeben und ein gut Theil derselben wäre damit zu Boden gesunken, wenn eine kleine Leiche auf den Dielen der Schlafstatt gelegen hätte. Alle vereinigten sich in dem Lobe der zehnjährigen Mathele (Mathilde), sie priesen ihre Klugheit, ihre sanfte Gefälligkeit und ihre Fertigkeit in Gesang und Geigenspiel, und wie Schnauzerle durch sie so glücklich wäre. Das Kind erwachte, Alle liebkosten es, es stellte sich lächelnd vor den zerbrochenen Spiegel und ergötzte sich an der gelben Binde und den goldenen Ohrringen; auf dem blassen Antlitz und dem zierlich kleinen Munde schien noch selten eine Freude aufgeblitzt zu sein. Das Kind

band sich die Schleife an der Stirne zierlicher, der Wundverband wurde zum Schmuck und mit schwunghafter Anmuth hüpfte es zur Thüre hinaus, um den anderen Kindern seine schönen Sachen zu zeigen.

„Der Schnauzerle ist ein speculativer Kopf," sagte Elia Roßnitzer, „mit dem Kind kann er noch einmal ein reicher Mann werden. Es sieht gar nicht so aus, als ob es dein Kind wäre, ich glaub', du hast's gestohlen."

„Bei deiner Geburt hat man auch geschossen, denn du hast das Pulver nicht erfunden," erwiderte Schnauzerle, „du kannst dir einen Hund anschaffen, der dir deine Einfälle frißt. Man hat nicht genug für sich, wird man auch noch zum Ueberfluß Kinder stehlen?"

„Andere Leut' sind auch speculativ," begann Mendel. „Wenn ihr verschwiegen sein wollt, will ich euch meine neue Einrichtung erzählen."

Er zog ein schmutziges Büchlein aus der Tasche, und die Neugierigen bildeten eine Zuhörerkrone um ihn, indem sie, die Daumen zu beiden Seiten in die Armlöcher der Weste eingerammt, mit verzerrten Mienen den Sprecher ansahen.

„Ihr wißt," fuhr Mendel fort, „ich bin bekannt, wo zwei Wege zusammenlaufen, drum hab' ich jetzt mein Maklergeschäft in's Große angelegt. Seht her, auf dem ersten Blatt links stehen die Knecht' und rechts die Mägd', die heirathsfähig sind; lassen wir diese bei einander, ich will euch gleich die zweite Koppel vorführen: auf diesen Blättern stehen die Haussöhne und die Haustöchter, da ist nur Ein Sternchen dabei, die

sind vom Mittelstand, so bis zu 2 — 3000 Thaler; sind zuckersüße Kinder darunter, die Wahl thät' mir weh, wenn ich eine davon zu wählen hätt'. Am übelsten ist eigentlich die Mittelsorte dran, die hier neben notirt ist; sie gehören nicht recht 'rauf und nicht recht 'runter, sind zu groß an den Karren und zu klein in den Wagen, das ist ein sauer Stück Arbeit, bis man so eine ordentlich eingeschirrt hat. — Aber jetzt, liebe Kinder! aufgepaßt! da kommen meine Goldfisch', meine Perlsteine, meine Zuckerstengel, meine Herzblättchen — auf zweihundert Meil' Wegs in der Runde ist kein Jung' und kein Mädchen, die ich nicht im Sack hab'; Brüder! das geht hoch hinauf, bis in den siebenten Himmel, bis zu 12,000 Thaler! höher hinauf kam noch Keiner. Da ist die Tochter von dem Maier de Castro in Hamburg, erst fünfzehn Jahr alt, aber doch ein achtzehncaratig Goldkind, die sieht so frisch und gesund aus, daß man grad drein beißen möcht', und ein paar Augen hat sie im Kopf, kohlschwarz und mit einem Feuer! der große Diamant vom König von Portugal (ich wollt' ich hätt ihn), hat gewiß kein klarer Feuer, ein Mund und ein Kinn, und überhaupt die ganze Person, man kann nichts Schöneres malen, und Brüder! 12,000 Thaler! Lieber Herre Gott, wenn ich 12,000 Thaler hätt', thät ich fragen, ob Breslau zu verkaufen ist, ich wäre der größte Handelsmann von der Welt, mir wär' wohler als dem König von Preußen. Ich muß sagen, mich dauert das junge Blut, ihr Vater hat mit aller Gewalt einen Gelehrten zum Eidam gewollt, ich hab' von Fürth aus so ein vertrocknetes

Rabbinerchen hingeschickt, ich verdien' ein schön Stück Geld dabei, und während wir hier reden, ist die Partie vielleicht schon abgemacht. — Die doppelt Angestrichene hier, das ist die Tochter von dem Raphael Löbell aus Trier, sie heißt Täubchen, es ist eine von denen, die viel Curmacher und keinen Abnehmer finden, so ein Marktgaul, den sich Jeder vorführen läßt, man mustert ihn und geht davon; sie ist von den halb und halb Neumodischen, sie parlirt hochdeutsch wie eine Gräfin, und ist auch sonst eine ansehnliche Person, hat aber ein bischen Kikriki im Kopf; na, eh' zweimal vierundzwanzig Stund' vergehen, ist sie versorgt. —"

Er hielt mit Lächeln ringsum Lob einsammelnd inne, und fuhr dann fort:

„Brüder, jetzt paßt auf, hier auf diesen drei Blättern ist solche Waar notirt, die ein Fleckchen hat, und was man sonst überhaupt Bavel nennt; und dabei ist am meisten zu verdienen, gerade weil so etwas nicht Jedermanns Kauf ist. Da ist die Tochter von dem Maier Karp aus Köln, sie hat ein Hufeisen verloren, weil sie unter der Kavallerie gedient hat; ich hab's ihrem Vater in die Hand hinein versprochen, daß ich ihr einen tüchtigen Handelsjungen herschaffe, und wenn er nichts als das Hemd auf dem Leib hat, kriegt er sie, und tausend Thaler baar Geld, und Theil am Geschäft, und erbt noch einmal ein schön Stück Geld, was will man mehr? Da ist die Tochter von dem frommen Rabbi Ahron Estringen aus Straßburg. Die Rabbinertöchter sind alle keinen Groschen werth, vor lauter Frömmigkeit haben ihre Eltern nicht Zeit auf

sie Acht zu geben; sie ist verrufen wie sauer Bier, ich hab' ihr aber schon einen Mann, sie kriegt einen Ochsenhändler aus Speyer. — Seht, da stehen die Buckeligen, die man nur von vorn ansehen darf, neben ihnen die, welche ein Ueberbein am Hals oder sonst zu viel Zugabe haben; hier solche, die Einen immer nur von der Seite ansehen; hier die, denen man wie einem geschenkten Gaul nicht in's Maul gucken darf; aber zuletzt hier steht noch eine Capitalperson, die kann ein Kunststück, was ihr auf tausend Meil' Wegs Niemand nachmacht."

„Was denn?" fragten alle Umstehenden heftig.

„Was denn?" erwiderte Mendel schmunzelnd, indem er eine Weile still sein spitzes Kinn mit der linken Hand festhielt, „die — kann ihren Ellbogen küssen, so schön sind ihr die Arme in den Leib hineingedreht. — Jedem Verheiratheten mutze ich in meinem Register hier einen Stern auf, warum nicht? Ich bin schon mehr verflucht worden als Tag' im Jahr sind, aber was thut's? ich sag' immer: die Ehen werden im Himmel geschlossen, und es steht ja auch geschrieben: zur selben Stunde als Jemand geboren wird, wird im Himmel ausgerufen: der und der bekommt die und die — was kann ich dafür? — A propos! weiß mir Keiner von euch eine reiche Wittfrau oder so eine halbe alte Jungfer, aber sie muß mit allen Hunden gehetzt sein und muß Haar' auf den Zähnen haben; der Veitel Ephraim in Berlin ist jetzt zu Gutem Wittwer, dem möcht' ich doch wieder einen Hausteufel auf den Hals laden."

„Mon cher cousin!" rief Schnauzerle, „bis heut über vierzehn Tagen bin ich bei meinem lieben Vetter, ich will dem Goldvogel schon ein Paar Federn ausrupfen, daß er das Mausern spart."

„Da kommst du vor die rechte Schüssel," entgegnete Elia Roßnitzer, „an dem Beitel sieht man wie's geht wenn der Bauer auf den Gaul kommt, der weiß den Kamm nicht hoch genug zu tragen, aber gegen wen? gegen uns; gegen die Herrschaften, da kann er sich bucken und ducken wie wenn seine Knochen lauter Fischbein wären. Wir kennen doch Alle seine Hühner und seine Gäns', sein Vater war kein bischen weniger und kein bischen mehr als unser eines, er hat auch genommen, wo ihm Einer was gegeben, und auch wo man ihm nichts gegeben hat.

Da hat doch seine verstorbene Schwester Sara, die Frau von dem reichen Moses Daniel Kuh hier neben, gar keine Ader von dem Schuft gehabt, das war das beste B'lett in ganz Breslau, die war eine Biederfrau, wie's in der Thora (heilige Schrift) steht; wer hungrig ihr Haus betreten hat, ist satt herausgegangen."

„Ich wollt', es stürb' alle Tag' so eine Frau," röchelte David Schmalznudel, „ich war gerad hier, als sie begraben wurde, da ist viel Geld auf dem Gutort (Friedhof) an die Armen ausgetheilt worden, auf Jeden ist, glaub' ich, ein Thaler und noch ein Paar gute Groschen gekommen; dreißig goldene Dukaten hat sie bei ihren Sterbekleidern liegen gehabt mit dem Beifügen, daß man sie bei ihrem Begräbniß an die Armen vertheilen soll."

„Ach, ihrem letzten Jungen,
Dem hab' ich's an der Wieg' gesungen,
Daß er sich nicht darf beklagen,
Geht's ihm schlimm in alten Tagen. —
Ich sag' euch, liebe Brüder,
An König Arthuls Hof'
Sang man nicht schön're Lieder,
Man bessern Wein nicht soff.
Der Veitel doch, der Bösewicht,
Der machte stets ein sau'r Gesicht,
Doch glaubet mir, ich hass' ihn nicht,
Nein, was ich für mich selber möcht',
An ihm, wenn's anging', wär mir's recht —"

deklamirte wiederum das pfiffige Männchen im Stubenwinkel.

„Was wünschest du dir denn?" unterbrachen Alle den reimseligen Improvisator.

„Ich wünsch' mir ein voll Pulverfaß
An ihm, wenn's anging, wär's ein Spaß."

„Viel zu viel Aufwand," bemerkte Schnauzerle gähnend, „aber Brüder, der Mendel hat mich auch speculativ gemacht, ihr sollt schon hören, was ich noch anfange."

Ein viermaliger Schlag mit einem hölzernen Hammer an die Hausthüre gab das Zeichen, daß es Zeit sei, in die Synagoge zu gehen. Die Bettler standen auf, unter der Hausthür rannte ein Pole ihnen entgegen, der hastigen Schrittes hereinkam. Schnauzerle kehrte wieder um und fragte den Fremden, ihn beim Rock fassend:

„Rabbi, könnt ihr mir nicht das sechste Buch Moses verschaffen? Ein Schatzgräber hat mir zwanzig Thaler dafür versprochen, ihr sollt es nicht umsonst thun, wenn ihr mir das sechste Buch Moses gebt.“

„Habt ihr nicht an fünfen genug?“ erwiderte der Pole unwillig, und entfernte sich gleich darauf, nachdem ihm die Herbergsmutter ein Nachtlager zugesagt hatte.

„Siehst du, Sarchen,“ sagte die Herbergsmutter zu ihrer achtzehnjährigen Tochter, die das Zimmer gescheuert hatte und nun mit verweinten Augen am Fenster stand und hinausstarrte in das Schneegestöber, „siehst du, das Sprüchwort sagt:

Durch Gäst' und Gesinder
Giebt man aus die Kinder.

Hier hast du nun gehört, wie's wahr ist.“

Sarchen kehrte sich um und trocknete mit ihrer Schürze eine Thräne aus dem Auge. Mathele, das verwundete Kind, kam herein und spielte auf der Geige, die Herbergsmutter nahm dem Kind die Geige weg und schlug es. „Weißt du denn nicht, daß jetzt Sabbath ist, und man am Sabbath keine Musik machen darf?“ so sagte sie. Die beiden Mädchen gingen schweigend zur Thüre hinaus, die alte Mutter breitete weiße Linnen auf den Tisch, und zündete unter einem Gebete die sieben Sabbathlichter an, indem sie dabei ihre beiden Hände zum Segensspruche gegen die Lichter ausbreitete.

Ruhe und freundliche Sauberkeit herrschte nun in der sabbathlich erleuchteten Stube.

Schnauzerle und seine Gefährten standen indeß in der Synagoge nicht weit vom Eingang, sie plauderten fast unaufhörlich während des Gebetes miteinander und bekrittelten die Mitglieder der heiligen Gemeinde zu Breslau, die mit tiefen Bücklingen und leisem Gemurmel sich in ihre Betstühle begaben.

„Siehst du," sagte Schnauzerle zu Mendel Fellubzer, „da schlenkert der lange Meier Lämmle hin, der thut wohl daran, daß er seine Diebeshände in einen Muff von Fuchspelz versteckt. Hat zuletzt nichts mehr zu rapsen gewußt, hat er sich selbst herausgestohlen aus Warschau. Ei, der Moses Gans bückt sich recht; drückt dich dein Galgen so, der dir auf den Buckel gebrannt ist? Sacre nom de Dieu! da kömmt der Levi Wolf, der tritt auf, wie wenn er tombakene Füße hätt', und nicht nur vier tombakene Uhren in den Taschen, die er alle für goldene verkauft; seht, aus jeder Tasch' hängt ein Cachet heraus; ich glaub', wenn einmal unser Herrgott nicht mehr weiß, welche Zeit es ist, der Levi Wolf verkauft ihm eine Uhr, und beschwatzt ihn, daß er Tombak für achtzehncaratig Gold hält. Das beste Handwerk hat aber doch ein Rabbiner; faullenzen und beten, das ist doch das leichteste Geschäft; es ist wahr, Rabbi Tobias ist ein braver Mann, das dank' ihm aber der Henker; eine große Kunst, das ganze Jahr hinter dem Tisch sitzen, genug zu essen und zu trinken und eine schöne Frau, Herz, was begehrst du? wenn ich's so hätt', wollt' ich fromm sein, wie der Prophet Elias selber."

„Halt doch dein Schandmaul, du weißt doch Jedem

was anzuhängen," rief Maier Schmalznudel, und Schnauzerle schwieg eine Weile, denn viele andere, sowie der Pole, zischten Ruhe.

Der Pole stand bei Seite in einem Winkel, fern von den übrigen Bettlern. Die brennenden Messing-Lampen, die an langen Ketten von dem Gewölbe der Synagoge herabhingen, beleuchteten nur spärlich die Gestalt des seltsamen Fremden. Seine Haltung war während des ganzen Gebetes gebückt, wobei er seinen Oberkörper in stetiger gemessener Schwingung erhielt. Als das Schema (5 B. M. 6, 4—10 und 11, 13—21.) angestimmt wurde, richtete er sich auf den Fußzehen hoch empor, schloß die Hände krampfhaft über dem Haupte in einander, kniff seine Lippen zusammen, drückte die Augenlider fest zu, und suchte in einem langgehaltenen Athemzuge eine gewaltsame Ekstase zu erwecken. Es war, als ob bei diesem herausfordernden Bekenntniß zu dem einigen Gotte ein ganzes Heer von Gedanken, Zweifeln, Klagen und Hoffnungen sich in buntem Gedräng auf seinem Antlitze bekämpften. Er fuhr sich mit der linken Hand langsam von der Stirn bis zum Kinn, und ruhig abgeklärte fast geglättete Mienen kamen wieder zum Vorschein; nachlässig spielte er mit seinem reichen schwarzen Barte, der von den Schläfen an in zierlich gekräuselten Locken herabwallend die männlich frische Gesichtsbildung einrahmte. Der kleine Mund war ganz umwachsen von pechschwarzen Haaren, die auch das Kinn bedeckten; eine feingeschnittene Habichtsnase, etwas weit hervorspringend, verlieh dem Gesicht jenen eigenthümlichen, orientalisch

fremdartigen Ausdruck; das gluthvolle dunkle Auge, von langen Wimpern beschattet, und die feingeschweiften reichen Brauen, finster hereingezogen, verriethen eine heftige aber eingedämmte und stillgrollende Leidenschaft; das breite Barett saß mehr im Nacken als auf dem Kopfe, und bot die hohe lilienweiße Stirne, reich mit den Narben des Gedankens versehen, dem Blicke dar; nicht im offenen Kampf, nicht im Angesichte von Nationen schienen diese Ehrenmale errungen: die Dornenkrone eines vereinsamten geächteten Strebens hatte mit ihren scharfen Spitzen diese Wunden geätzt.

Mit Behaglichkeit hatte der Vorsänger seine Gesänge, ein wunderliches Gemisch von heiligen Melodien und Gassenhauern, herabgeleiert, er kümmerte sich wenig um die Versammelten, die in steter Bewegung vor ihren Pulten hin- und hertrippelten, und vor Kälte in die Hände bliesen. Während er sich jetzt vor seinem Katheder hin- und herschaukelte und mit häuslicher Ungezwungenheit sein zerdrücktes Filzbarett zusammenlegte, sang er den letzten Schlußgesang. Die Gemeinde war indeß schon in voller Bewegung, hielt jedoch noch am Ausgang der Synagoge inne, um auf das letzte Wort des Vorbeters mit einem allgemeinen Amen zu antworten; besonders mußten die Kinder laut Amen sagen, denn der Thalmud lehrt bedeutungsvoll: auf dem Amen der unmündigen Kinder ruht die Welt.

Jetzt bewegte sich ein großer dicker Mann, einen Knaben an der Hand führend, von seinem Platze, unmittelbar neben dem des Vorsängers, der Thüre zu. Alles grüßte ihn zuvorkommend mit einem „Gut Schabbes,“

und er gab diesen Gruß mit freundlichem Wohlwollen zurück; an der Thüre war ein großes Gedränge, Alles wich ehrerbietig vor dem Großen zur Seite, auch der Pole grüßte demüthig.

„Seid Ihr schon eingeladen?“ redete ihn der Große an.

„Ich bin erst mit dem Sabbath hier angekommen, hatte also noch nicht Zeit“ — antwortete der Pole in schlechtem, mit ebräischen Phrasen verunziertem Deutsch.

„Gut, so kommt mit mir,“ erwiderte jener.

„Es bleibt dabei, ich werd' ein Pole,“ rief Schnauzerle, als sich das Gedränge verlaufen hatte, „kommt der Bocksbart noch an die beste Krippe! Kennt ihr ihn denn nicht? das ist der reiche Moses Daniel Kuh, der ihn am Halfter gefangen hat. Ich hab' einmal gehört, unser Herrgott hat bei der Schöpfung den Leviathan eingepöckelt, als Delikatesse für die Frommen in jener Welt; ich glaub', wenn wir einst hinüber kommen, kriegen die Polen das Fleisch und wir die Gräten zu fressen.“

„Ich wäre so gern bei dem Moses Daniel gewesen,“ sagte Mendel Felluhzer; „ich hätt's so am besten anbringen können, daß ich eine herrliche Partie für seinen ältesten Sohn hab'.“

Der krumm' Meierle, der als Küster der Letzte war und die Synagoge zuschloß, schürte den Neid der Bettler immer mehr, und ergötzte sich im Innern an den Flüchen und Verwünschungen, die sie über „Gottes Leibgarde,“ die Polen ausstießen.

Die polnischen Landstreicher hatten durch scheinbare

und wirkliche Gelehrsamkeit und Frömmigkeit gewissermaßen das Ansehen von Bettelmönchen und wurden von den Laienbrüdern im deutschen Reiche vielfach beneidet und gehaßt. Dazu kam noch, daß auch im jüdischen Bereiche eine nach Nationalitäten geschiedene Ehrengeltung sich festgesetzt hatte; wie die vornehmeren portugiesischen Juden die deutschen mit einer gewissen Geringschätzung ansahen, so nahmen die deutschen gleiche Haltung den polnischen gegenüber an.

Unter dem gemeinsamen Joche noch Höhere und Niedere!

Wie aber nach der Sage selbst die Verdammten in der Hölle am Sabbath Ruhe haben, so schienen endlich die neidischen und verleumderischen Geister in den Bettlern beschwichtigt, als sie sich nach verschiedenen Häusern begaben.

2. Der Sabbath.

Der Pole war unter den herkömmlichen Fragen über Reise und Lebensschicksal mit seinem Kostherrn nach dessen Hause gegangen. Schon aus diesen Fragen entnahm der Pole, daß er einen Laien vor sich habe; denn aus alten Zeiten, da noch Gott mit seinen Engeln zu Abraham zu Gaste kam, besteht die fromme Satzung, daß man einen Gast erst nachdem er sattsam gegessen und getrunken nach Namen und Herkunft fragen darf, und für die neue, von Wundern verlassene Zeit ist noch besonders hinzugefügt, daß man Wohlthätigkeit

üben solle ohne zu fragen, damit man es nicht erfahre, wenn man einen Feind oder Verbrecher beherbergt.

Das schön gebaute Haus des Moses Daniel stand dicht neben der sogenannten Fechtschule. Die Stube war sabbathlich geschmückt; der Fettgeruch der in der Ofenröhre protzenden Speisen, welcher das ganze Zimmer durchduftete, hätte des Polen Eßlust wo möglich noch verdoppeln können.

„Zwei Dämonen begleiten am Freitag Abend den Menschen aus der Synagoge nach Hause. Finden sie den Tisch gedeckt, die Lichter brennend und Alles wohl bestellt, dann spricht der gute Dämon: Gott gebe, daß es am nächsten Sabbath hier wieder also sei, und der böse Dämon muß wider seinen Willen Amen darauf sagen. Ist es aber anders, so muß der gute Dämon dem bösen auf dessen Wunsch gleichfalls Amen sagen." So lehrt der Thalmud.

Behaglich die Hände reibend wandelte Moses Daniel mit seinen vier Söhnen um den Tisch herum, und sang in lustig weinerlicher Melodie das ebräische Empfangsgebet:

„Willkomm, ihr Geister
Von eurem Meister,
Vom König aller Könige,
Vom großen Gott gesandt."

Der Pole setzte sich auf die hölzerne Bank, welche vor dem heißen Ofen stand, und summte das Gebet leise vor sich hin; hierbei hatte er nun Muße, seine Umgebung genau zu betrachten. Gerade über der Mitte

des Tisches hing eine messingene Lampe, die mit vielen Schnörkeln versehen war, und sieben Lichter brannten an den kreisförmig hervorragenden Schnäbeln derselben. Zum Ueberflusse standen noch zwei silberne Leuchter mit brennenden Wachskerzen auf dem Tisch; blank erglänzten die zinnernen Teller auf den mit rothen Blumen durchwirkten Linnen, und vor jedem Teller stand ein tiefbauchiger silberner Becher. Der Pole bemerkte, daß man von keiner Seite seiner Erwähnung that, noch Anstalt traf einen Platz für ihn zu bereiten. Schon grämte er sich im Stillen über eine Zurücksetzung, die er erfahren sollte, daß er vielleicht an einem andern Tische, oder nach der einreißenden neuen Mode, in der Küche essen müsse. Er wußte nicht, daß es hier im Hause altherkömmliche Sitte war, jeden Sabbath zwei Gedecke für etwa noch eintreffende Freunde oder Arme offen zu halten. Wie freudig war daher sein Erstaunen, als ihm nach dem Händewaschen mit stummen Geberden (denn Niemand durfte von nun an vor dem Segen über Brod und Wein ein profanes Wort sprechen) sein Platz unmittelbar neben dem des Hausherrn angewiesen ward. Jetzt wurden die Becher gefüllt, jeder erfaßte den vor ihm stehenden, setzte ihn in die hohle Hand, die Finger krallenförmig rings um denselben anheftend, um damit ein mystisches Zeichen zu bilden. Alles erhob sich nun feierlich, der Hausherr sprach laut den Einweihungssegen, und alle Anwesenden sprachen denselben leise nach, dann setzte man sich wieder und trank nach abermaligem Segensspruche einige Tropfen aus dem Becher. Hierauf that der

Hausherr die vor ihm liegende Serviette weg, hob die beiden verdeckten länglich geflochtenen und mit Mohnkörnern bestreuten Brode in die Höhe; das schönere wählend, schnitt er ein Stück davon ab, sprach nochmals einen Segen, und brach sich selber und für jeden der Anwesenden einen Bissen. Nun erst durfte man wieder sprechen und sich mit Behaglichkeit niedersetzen. Die am Tisch sitzende Magd stand auf, um die Suppe aus der Ofenröhre zu nehmen, sie auf der hölzernen Bank in eine Schüssel zu gießen und sie dampfend auf den Tisch zu stellen, so daß die Lichter an der Lampe nur schwach durch die aufsteigende Wolke hindurchschimmerten. Auch der Hausherr war aufgestanden, um den schweren dreieckigen Hut abzulegen, und nur noch die weiße Zipfelkappe, die unter demselben halb versteckt gewesen war, auf dem Haupte zu behalten; der langschößige, röthliche Frackrock wurde mit einem weißen Piquetwamms vertauscht, die großen Schnallenschuhe mußten grünen Pantoffeln weichen. Jetzt saß man endlich behaglich bei Tische. Nudelsuppe, saure Fische mit Rosinen und Mandeln, Fleisch, Würste und süß zubereitete Zwiebel wurden unter traulichen Gesprächen verzehrt. Die Sabbathmagd, eine alte runzlige Christenfrau, hatte zusammengekauert hinter dem Ofen gesessen und sich an den ihr zugetragenen Speisen erlabt; nur bisweilen kroch sie hinter dem Ofen hervor und kam an den Tisch, um ungeheißen die Lichter zu putzen. Die verwahrloste, magere Gestalt der alten Crescentia stach seltsam ab gegen das behäbige und freundlich erleuchtete Aussehen der ganzen Umgebung. Die An-

wesenden schienen aber dessen gar nicht zu gedenken, denn nachdem gespeist war, wurde Waschwasser herumgereicht, und die ganze Familie sang mehrere Festlieder nach alten Melodien; der Hausherr sprach das lange Tischgebet mit erhobener Stimme, wobei er den Becher in der hohlen Hand emporhielt, trank abermals von dem Weine, sprach noch leise ein Schlußgebet, und endlich stand man vom Tisch auf.

„Man soll's keinem Nichtjuden verrathen, welche Seligkeit solch eine Freitag-Nacht ist. Wenn der Christ auch Alles hat," sagte der Gastfreund zu dem Polen, „wenn ihm auch gar nichts fehlt, was das Leben diesseits nur angenehm machen kann, Eins fehlt ihm, und da tausch' ich nicht mit ihm um alle seine Vergnügen und das Eine ist: so ein Sabbath und ein Freitag-Abend. Wenn man sich die ganze Woche abgerackert hat, daß man nicht weiß, wo Einem der Kopf steht, da kommt der Freitag-Abend, sind alle Sorgen und Plagen weg, man ist ein ganz frischer Mensch. Und nicht nur mir ist es so, der Arme unter den Armen, der kaum Salz auf ein Ei hat, der die ganze Woch' draußen herum in Wind und Wetter sich fast bucklig schleppt, sich von jedem Bauer muß stoßen und verspotten lassen, damit er nur ein paar Heller verdient; der die ganze Woch' keinen Bissen Warmes hat, nichts als trocken Brod und ein Gläschen Schnaps, im bessern Fall gekochte Kartoffeln, oder wenn's hoch geht, eine Tasse Kaffee — wie könnte der's aushalten ohne Sabbath? Da kömmt der Freitag-Abend und er sitzt daheim in seiner Stub', thut sich gütlich, und erholt sich

wieder bis Sonntag Morgen, dann nimmt er seinen Stecken in die Hand und sein Bündel auf den Rücken, er küßt das heilige Gesetz, das an die Thürpfosten geschrieben ist, die Frau steht unter der Thüre und betet leise das „Gott segne dich, und behüte dich," er aber wandert von dannen, zieht sein Gebetbüchlein aus der Tasche, summt die frommen Wanderlieder vor sich hin, und so tritt er seine beschwerliche Exilsreise wiederum an."

Der Pole berechnete klug: „Wer so mit reflectirendem Selbstbewußtseyn die Nothwendigkeit der Dinge und ihre Verhältnisse überschaut, der muß einen Standpunkt außerhalb und über denselben kennen, oder vielleicht selber inne haben, ihm muß schon ein Blick in's erweiterte Leben eröffnet worden sein." Mit behutsamen ebräischen Wendungen entgegnete er, wie es stets eine erfreuliche Erfahrung sei, daß der einzelne Mensch und ganze Klassen in die gegebenen Verhältnisse hinein wachsen; Anfangs drücke oft der Schuh, dann aber legen sich die Zehen krumm und verkrüppeln, und nach und nach lerne man auch auf diese Weise gut laufen und sogar tanzen.

Der schlaue Rabbi hatte doch falsch gerechnet, denn Moses Daniel schüttelte mißmuthig den Kopf; ob er die Worte nicht verstanden oder sie mißbillige, war ungewiß.

„Eine zweite Seele zieht am Sabbath in den Körper ein, das ist ein treffender Kernspruch unserer Weisen (Kirchenväter)," begann der Gastfreund wieder.

Der Pole fiel mit feierlichem Pathos bejahend ein,

und eingedenk seiner herkömmlichen Pflicht, als gelehrter Gast zum Segen des Hauses von Gottes Wort zu reden, führte er schnell die verschiedensten Belegstellen des Thalmuds nach ihrer Seitenzahl an, besonders aber jenen merkwürdigen Spruch aus dem Thalmud, Tractat Sabbath Fol. 73: „Wenn Israel nur Einen Sabbath mit allen seinen Observanzen heiligte, müßte der Messias kommen." Er deutete dies dahin, daß wenn die Menschen sich dazu brächten, auch nur auf einen Tag alle Lebensnoth und alle Verwirrung des Herzens von sich abzuthun, Eines Sinnes zu sein und sich rein in Gott zu fühlen, der Messias gekommen sei und auch äußerlich kommen müsse. — Es war indeß wieder unverkennbar, daß die vielgepriesene geistreiche thalmudische Auslegungskunst hier nicht verfing; er setzte nur noch hinzu, wie nach Auslegung der Weisen der Sabbath sowohl Abbild als auch Vorbereitung für die ewige Ruhe im Reiche der Seligkeit sei, und begann hierauf einige wunderbare Beispiele von der unergründlichen Zaubermacht des Sabbaths zu erzählen:

In Spanien hatten die Mönche vor Zeiten ein Gericht, das man die Inquisition nannte; alle Juden wurden entweder von demselben zur Taufe gezwungen, oder sie mußten Jahre lang in Kerkern schmachten, und wurden dann verbrannt. Einst wurde ein frommer Rabbi in ein unterirdisches Loch eingekerkert; kein Lichtstrahl drang zu ihm, er wußte nicht, wann es Tag und wann es Nacht war. Nichts betrübte ihn so sehr, als der Gedanke, daß er nun verhindert wäre, den Sabbath durch Gesang und Gebet zu feiern, wie er von Jugend auf

gewohnt war; neben diesem machte ihm die fast unbezwingbare Sehnsucht nach seinen Cigarretten gar viel Herzeleid. Rauch ein- und auszuathmen war ihm fast so nothwendig wie anderen Menschen die Luft; er quälte und schalt sich, daß er diese Lust nicht besiegen könne, da auf einmal merkte er, daß sie plötzlich verschwand; eine innere Stimme sagte ihm: jetzt ist Freitag-Abend! wie sonst immer ist mit dieser Stunde dein Verlangen nach dem jetzt Unerlaubten verschwunden. Freudig erhob er sich und mit lauter Stimme dankte er Gott und segnete den Sabbath. So kam es von Woche zu Woche, immer quälte ihn das Verlangen nach dem Tabakrauchen und mit dem Eintritt des Sabbaths verschwand es. — In unseren Tagen geschehen aber nicht minder Wunder: ich selber habe in Krakau einen Geizhals gekannt, er ist jetzt todt, die ganze Woche über hat er ein Herz gehabt wie Amalek, und am Sabbath war er die Freigebigkeit und Mildthätigkeit selber."

„Bedank' mich schön," rief hier der aufmerksam zuhörende Knabe, Ephraim genannt, „so kann Jeder sein, denn am Sabbath darf man ja Niemand etwas schenken, oder sich durch ein derartiges Versprechen binden." —

Der Vater verwies dem muthwilligen Knaben seine Vorlautigkeit, der Pole aber kniff demselben nach Art der Rabbinen wohlwollend die Wange, und fuhr nach kurzer Pause fort: „In Posen, hab' ich mir erzählen lassen, lebt noch eine alte Frau, die vom Beginne des Sabbaths an jedesmal über die geheimsten Lehren des Thalmuds und der Kabbalah mit den Rabbinern

disputiren kann, mit dem Austritte des Sabbaths aber ist sie wieder die schlichte unwissende Frau von gestern. Bekannt ist, daß der Fluß Sambatjon, der die ganze Woche feurige Steine auswirft, am Sabbath ruht. Weil ich gerade von Posen gesprochen habe, wißt ihr auch schon von der dortigen Auferstehungsgeschichte am letzten Versöhnungstag?"

„Nein, erzählt."

„Ihr wißt, daß wenn man die Todten in's Grab legt, man sie mit dem weißlinnenen Sterbetalare bekleidet und ihnen das Tallis[1] über den Kopf ausbreitet, denn so müssen sie vor dem Richterstuhl Gottes erscheinen; am Versöhnungstag betrachten wir uns alle als Gestorbene oder Sterbende und mit denselben Gewändern bekleidet wie die Todten, erscheinen wir vor dem Angesichte des Herrn in der Synagoge. So wird es in allen Landen gehalten.

Es war am Versöhnungsabend, die ganze Gemeinde von Posen stand in ihren Sterbegewändern, das Haupt mit dem Tallis verhüllt, in der Synagoge zu Gebet und Kasteiung bereit. Da empfanden Alle ein namenloses Drücken und Drängen, sie fühlten sich wie von Dämonen bedrückt; der Schweiß rann stromweise von ihnen herab, und alle Glieder waren wie gelähmt; so gedrängt dicht voll stand die ganze Synagoge, daß keine Nadel auf die Erde hätte fallen können. Mehr als die dreifache Zahl der Einwohner von Posen konnte die Synagoge fassen; dieses Gedränge war unerklärlich.

[1] Ein weißer wollener Betmantel mit blauen Endstreifen.

Viele äußerten ihre Verwunderung darüber gegen ihre Nachbarn, aber diese standen verhüllt, bewegungslos, lautlos. Der Rabbi sprach das erste Gebet, ein Amen wie von Millionen Stimmen gesprochen, erschallte durch das Gebäude, die Mauern begannen zu zittern. Drauf ward es stille, allen Anwesenden war die Kehle wie zugeschnürt. Da ertönte eine Stimme vom Himmel: die Todten sind auferstanden, sie stehen mitten unter euch, um mit euch zu beten! — Wie vom Blitz getroffen, meinte jeder, er müßte zur Erde sinken, aber es war, als ob unsichtbare Hände sie bei den Haaren emporhielten und ihnen den Angstschweiß auspreßten. Niemand wagte es, den Blick zu erheben oder den Mund zu öffnen, denn Jeder fürchtete das verhüllte Todtengerippe, das neben ihm stand. Grabesstille herrschte ringsum. Da erhob sich endlich der Rabbi, mit dem unaussprechlichen Namen des Allbarmherzigen beschwor er die Todten von dannen zu weichen; ein fernes Hallelujah ward vernommen, und die Gemeinde stand wieder ruhig und ungestört da."

„Vater, sieh', da gehen drei Lichter an der Lampe auf einmal aus," rief Ephraim. Moses Daniel schrack heftig zusammen, faßte sich aber schnell und gab dem Knaben eine Ohrfeige, weil es lebensgefährlich ist, dem Erlöscheu eines Lichtes zuzusehen, denn dieses gleicht dem Verscheiden eines Menschen, und kann durch Anschauen und „Berufen" vorbedeutend werden. In der That war aber Moses Daniel, von der Erzählung des Polen ohnedies erschüttert, durch das bedeutungsvolle plötzliche Erlöschen dreier Lichter schauerlich ergriffen

worden. Er hörte die weitere Erörterung des Polen, daß man von jenem Ereignisse an in der Synagoge zu Posen keine Sterbegewänder mehr tragen dürfe, nur mit getheilter Aufmerksamkeit; solches däuchte ihm aber eine Sünde, und er besann sich noch zu rechter Zeit, daß er diese Perle von einem Gelehrten auch dem Rabbinen, der nahe bei seinem Hause wohnte, zeigen müsse.

„Wir gehen noch hinüber zum Rabbinen," sagte er, indem er den Hut aufsetzte und den Rock anzog, aber sein Blick schweifte hierbei so umher, daß es schien, als ob er noch Anderes damit andeuten wolle. Die alte Crescentia hinter dem Ofen verstand; schnell zündete sie ihr Licht an, stellte es in die Laterne und leuchtete den beiden Männern voran. Der Knabe Ephraim saß indeß still zu Hause und sann und träumte viel über die Wundermähren, die er gehört. Draußen in der weiten Welt leben noch Wunder. Wenn jetzt eines daherkäme? . . . Er schauerte. Unterdeß gingen die beiden Männer ihres Weges. Man genoß einen herrlichen Anblick, als man aus dem Hause trat: von dem untersten Stockwerke der Fechtschule bis hinauf zum Giebel blinkte Licht aus allen Fenstern, und hinter diesen Fenstern saßen vergnüglich Hunderte von Menschen, freuten sich in ihrem Gotte und sangen ihm Loblieder. Der Pole seufzte tief, lautlos ging er neben seinem Gastfreund über den sogenannten Judenplatz. Das Rufen, Schreien, Quicken und Durcheinanderrennen leichtzüngiger und allzeit rühriger Trödler, das sonst hier herrschte, war verschwunden; gleich einer Feenbraut hatte der Sabbath plötzlich all den bunten Plunder

weggezaubert, mit dem man sich die Woche über schleppte, kein Laut wurde vernommen, nur der Schnee knarrte unter den Tritten der späten Besucher, welche in die Antonien=Straße einbogen und vor dem Hause des Rabbinen still standen. Die alte Crescentia läutete an, nicht aus Vorwitz oder Zuvorkommenheit, nein, sie wußte wohl, daß Herr Moses Daniel nach der Vorschrift seiner Religion am Sabbath keinen Glockenzug berühre.

Auch für den vielgeplagten Rabbi ist der Sabbath ein Tag der Ruhe, denn das Gesetz befiehlt namentlich, daß man am Freitag Abend kein einsames Studium vornehmen dürfe, weil man in Eifer und Zerstreuung leicht die Sünde des Lichtputzens begehen könne. Der alte Rabbi, der sich so eben von seiner Frau die geheimen Angelegenheiten der Gemeinde hatte berichten lassen, empfing die beiden Ankömmlinge freundlich, jedoch mit einem gewissen stolzen Selbstgefühl. Bald nach der ersten Begrüßung entspann sich zwischen den beiden Schriftgelehrten ein Streit über eine auf den morgigen Wochenabschnitt bezügliche Thalmudstelle. Beide ereiferten sich sehr, und es schien oft, als ob ihre lebhaften Bewegungen einen thätlichen Angriff zur Folge haben müßten. Moses Daniel saß in einem großen Lehnsessel in einiger Entfernung. Mit lebhaften Mienen folgte er den gegenseitigen Einwürfen; beruhten sie auch auf Beweisen, die seine Urtheilskraft oder sein Wissen überstiegen, so erinnerte er sich wohl, daß es ein heiliges verdienstliches Werk sei, auch einer nichtbegriffenen gelehrten Besprechung anzuwohnen, wenn

man nur seinen Willen dabei heilige. Hier kam aber noch der besondere Grund hinzu, daß er sich im Stillen ergötzte, einen solchen Ausbund von Gelehrsamkeit an seinem Tische bewirthen zu dürfen. Erst spät, als ein Licht nach dem andern an der Lampe verlöschte, schied man freundschaftlich, denn der Streit beruhte nicht auf Verschiedenheit von Grundsätzen und Bestrebungen, er war nur eine gottgefällige Fechtübung; um so bereitwilliger konnte der Rabbi der Bitte des Polen entsprechen, und ihn morgen beim Frühgottesdienste eine Wanderpredigt in der Lissaer=Synagoge (es gab deren damals schon mehrere in Breslau) halten lassen.

Nur Eine Stimme herrschte des andern Morgens unter denen, die jetzt die Synagoge verließen, über die ausgezeichnete Gelehrsamkeit und den glänzenden Witz des fremden Polen. Er hatte seinen Vortrag mit allerlei Parabeln ausgeschmückt, die von der größeren Masse leicht in die Tasche gesteckt werden können. — Moses Daniel war nicht wenig stolz darauf, durch die demüthig grüßenden Gruppen den Polen mit zum Frühstück nach Hause zu nehmen (denn vor dem Frühgottesdienste durfte Niemand irgend eine Speise über seine Lippen bringen). Kaum eine Stunde darauf setzte man sich zum Mittagessen, wo sich die Gebräuche von gestern Abend mit geringen Abänderungen wiederholten. Das Auszeichnende bei diesem Mahle war indeß eine religiöse Speise besonderer Art, es war ein fetter Pudding, der, wie der polnische Rabbi erklärte, zum Andenken an das Himmelsmanna genossen wurde, mit dem Gott die Kinder Israels in der Wüste gespeist

hatte. Das schmeckte wie Koriander in Honigseim, wie geschrieben steht in der heiligen Schrift, und die rabbinischen Schriften setzen noch vieldeutig hinzu, daß das Himmelsmanna einem Jeden als diejenige Speise schmeckte, die er sich beliebig in seiner Vorstellung denken und wünschen mochte. Der Rabbi verstand indeß diese Deutung so auszumalen, daß für den aufmerksam zuhörenden Knaben ein Mährlein „Tischlein deck dich“ daraus wurde.

Nach dem Mittagsmahl wurde zur besseren Verdauung des Himmelsmannas abendländisches Haderwasser getrunken. Der Pole leerte auf einen Zug den Kelch Schnaps, den man ihm vorgesetzt hatte. Moses Daniel machte dabei eine saure Miene, schenkte aber doch wieder ein und befahl hierauf seinen Söhnen, die sich vorher durch Handauflegen von dem Polen hatten segnen lassen müssen, sich nun auch von demselben „verhören“ zu lassen. Mit besonderem Wohlgefallen hörte der Vater dem Vortrage seines Sohnes Ephraim zu; und als sich der Knabe entfernt hatte, sagte er zu dem Polen:

„Was durch die dürftige Lage meiner Eltern an mir versäumt wurde, das will ich, da Gott mir die Mittel dazu geschenkt hat, an meinem Sohn Ephraim einbringen; meine anderen Söhne brauche ich für das Geschäft, aber der Ephraim soll mir, will's Gott, Rabbiner werden; ich kann mit der heiligen Schrift sagen: Ephraim ist mein lieber Sohn (Jeremias 21, 9), meine Seele ist an die seine geknüpft (1 B. M. 44, 30). Ich will gern meine Augen schließen, wenn ich nur ihn

geehrt und hochgestellt unter unsern Glaubensgenossen gesehen habe. Seht, hier auf dem ersten Blatt meines Chumesch (Pentateuch) steht's, er ist jetzt gerade zwölf Jahre alt, denn er ist 5491 seit Erschaffung der Welt geboren; nicht wahr, es ist noch nichts an ihm versäumt, er kann noch ein tüchtiger Rabbi werden?“ schloß der Vater, einer bejahenden Antwort verlässig.

Der Pole ergoß sich mit großem Wortreichthum über die schönen Erwartungen, zu denen die scharfsinnigen Bemerkungen, der lebhafte Geist und die staunenswerthen Kenntnisse des Knaben berechtigten.

„Alles, was er weiß,“ sagte Moses, „hat er von dem alten kürzlich verstorbenen Lehrer; der jetzige ist zu gemächlich und zu eingebildet. Doch — ich habe mit Euch etwas zu sprechen. Heute Abend nach Hafdalah (nach der ceremoniösen Scheidung des heiligen Sabbaths von den profanen Werktagen) wollen wir das abschließen.“

Moses Daniel wußte nicht, wie die Thalmudisten ausdrücklich die Ausnahme gestatten, daß von allen Kauf- und Handelssachen einzig und allein ein Vertrag mit dem Lehrer des Sohnes am Sabbath abgeschlossen werden dürfe. Der Pole, obgleich er das Vorhaben Moses Daniels merkte, war dennoch schlau genug, ihn nicht auf seine Unwissenheit aufmerksam zu machen, vielmehr die Eröffnung eines so sehr erwünschten Antrages bis zum Abend abzuwarten; er entfernte sich daher bald, da er bemerkte, daß Moses Daniel jetzt seine Sabbaths-Siesta genießen wolle. Unter der Thüre begegnete ihm Mendel Felluhzer, der zu Moses Daniel

eintrat. Nach kurzem Vorspiel sagte Mendel, indem er sich am linken Arm kratzte: „Ich bekomme bei Euch noch einen dicken Fuß,[1] ich hab' eine prächtige Partie für Eure Tochter, das Veilchen; der Mann hat Geld und Gut und ein eingerichtetes Haus wie ein Wittwer."

„Das ist zu spät," erwiderte Moses, „meine Tochter ist Braut nach Dresden mit einem Enkel des großen Rabbi Moses Isserlein."

„Thut mir leid, gratulir' wollt' ich sagen," entgegnete Mendel Felluhzer, „aber ich muß doch einen Kuppelpelz bei Euch verdienen, mein Sack ist noch nicht leer. Euer ältester Sohn, der Chajem ist ein braver Handelsmann, für den hätt' ich was ganz Apartes, ein Mädchen mit fünftausend Thalern und noch dreihundert Loth Silber, und einer Aussteuer, die unter Brüdern ihre tausend Thaler werth ist."

„Das läßt sich hören, woher ist sie denn?"

„Woher sie ist? von der ersten Familie landein und landaus, sie ist die Tochter von dem verstorbenen Moses Löbell aus Trier, das einzige Kind, und was ihre Mutter hat, bekommt sie auch über hundert Jahren, wie man sagt, aber es dauert keine hundert Jahre mehr; und eine Person ist es, eine Person sag' ich, wie eine Fürstin! Eure Tochter Veilchen, ihre Feinde können's nicht anders sagen, es ist ein schönes Mädchen, aber nehmt mir's nicht übel, vor dieser darf sie sich nicht sehen lassen, die hat einen Gang an sich, wie wenn sie ihr Lebtag unter lauter Fürsten und

[1] Ein bei den Juden sprüchwörtliches Uebel, das den Kupplern widerfahren soll.

Grafen gelebt hätt', sie kann lateinisch, französisch, kochen und — kurzum da fehlt gar nichts, da ist Alles beieinander, und die Hauptsach: fünftausend Thaler verzehntetes Geld! Und die Familie!! lauter Leut', immer einer reicher als der andere, nicht ein Armer auf das hundertste Glied hinaus."

Bemerkenswerth waren die Bewegungen Moses Daniels während dieser überschwänglichen Schilderung; bei jeder belobten Tugend, als da sind: Mitgift, Familie, Erbschaft, kniff er mit bejahenden und freundlich lächelnden Mienen einen Finger an der linken Hand ein; bei der Schilderung der Persönlichkeit war er lange schwankend, endlich wurde abermals ein Finger zugeklappt; bei Erwähnung der Kenntnisse verzog er die Mienen, endlich schüttelte er den Kopf verneinend; diese Zuthat war ihm entschieden gleichgültig, wenn nicht gar vom Uebel; er sprach noch lange mit Mendel, bis sich dieser entfernte und er sein Mittagschläfchen halten konnte. Es war erquickend, denn im Traume sah er seinen Sohn Ephraim, der als Rabbi predigte, als der Chajem sich mit einer Kaiserin vermählte, die aus lauter Gold war; zwar störten ihn an seiner Schwiegertochter die vielen goldenen Kreuze, die an ihr hingen, aber: kein Traum ohne Narrethei, heißt es im Thalmud, sagte er zu sich als er erwachte, und er war heiter und froh.

Während des ganzen Sabbaths mußten stets weiße Linnen auf dem Tische ausgebreitet sein. Der Familientisch war am Sabbath besonders der Altar des jüdischen Hausstandes, der allzeit geschmückt war, und

eine tempelhafte Stimmung, verbunden mit einem gesättigten Ruhegefühl, waltete beständig in dem Hause und seinen Angehörigen.

Erst als die Nacht hereingebrochen war, sprach man den Segen über Wein und Licht, verlöschte dieses im Weine, den man auf die Tischplatte ausschüttete, und roch an eigens zu diesem Zwecke bereit gehaltenen dürren Myrthen, zum Andenken an die Wohlgerüche Edens und die verlorenen Paradiesesseligkeiten, von welchen der Sabbath Nachgeschmack und Vorschmack ist.

Erst jetzt war die Werkeltag-Arbeit wiederum gestattet, aber ein frommer Brauch befiehlt und verspricht Segen allem Thun, auch jetzt noch mit einem frommen Werke zu beginnen.

Moses Daniel war mit dem Polen dahin übereingekommen, daß dieser nun bei ihm bleiben, und außer guter Kost, Kleider u. s. w. auch noch eines mäßigen Gehalts und reichlicher Geschenke gewiß sein dürfe. Dafür solle er die jungen Leute, vornehmlich aber den kleinen Ephraim, sorgfältig unterrichten, und zum Segen und Gedeihen des Hauses selbst fleißig in den heiligen Büchern studiren.

Der Staat, der sich um das bürgerliche Wohl seiner jüdischen Angehörigen nur in denjenigen Angelegenheiten bekümmerte, wo es Aufrechthaltung der Beschränkungen galt, kannte noch weit weniger irgend eine Fürsorge für den Jugendunterricht. So kam es, daß dem Vater die volle Freiheit und Selbstverantwortlichkeit anheimgegeben war. Eine Mannigfaltigkeit und Eigenthümlichkeit der Persönlichkeiten bildete sich hier-

durch aus, die in ihren Mängeln als Disciplinlosigkeit sich kundgab, in den Vorzügen der ausgeprägten Selbständigkeit und Unabhängigkeit aber jene weit überragte.

In das feste, in angesessener Ordnung sich haltende Haus hatte der Vater einen Landfahrer als Lehrer aufgenommen und bald zeigte sich, daß durch diesen etwas von der Unruhe und Unstetigkeit eines fremden und unbekannten Lebens in das Haus zu kommen schien.

3. Rabbi Chananel.

Von früh Morgens an saß Ephraim bei dem Polen, Rabbi Chananel genannt, der mit seinem Schüler einen ungewohnten Lehrgang einschlug. Wie man allgemein den natürlichen Inhalt der Bibel meist mit den wunderlichen Anlagerungen der Commentatoren zugleich, oder mit dem Thalmud beginnend, erst aus diesem heraus kennen lernte, so befolgte der Pole ebenfalls eine in jüdischen Schulen seit Jahrhunderten überkommene Methode, welche in unseren Tagen unter dem Namen der Hamilton'schen neu bekannt wurde. Dabei versäumte er aber auch nicht, nach dem Vorgange der spanischen und italienischen Juden, die Grundregeln der Grammatik hieran darzulegen. Dieses Studium war bei den polnisch-deutschen Juden fast allgemein übel berufen, denn die Wächter der Strenggläubigkeit hatte ein feiner Tact oft unbewußt das Richtige treffen lassen: sobald man die Worte und Sätze der heiligen

Schrift nach den Regeln der Grammatik zerlegen und wiederum zusammensetzen lernte, zerfloß allmälig die Himmelsglorie, die über Alles ausgebreitet war; denn jedes Wort schloß dadurch nicht mehr hundertfältige geheime Deutungen in sich, der einfach natürliche Sinn mit seinen örtlichen und zeitlichen Beziehungen sprang in die Augen.

Rabbi Chananel schrieb auch ein elegantes Ebräisch; er hatte nach der Weise der damaligen Aufgeklärten mannigfache poetische Versuche darin gewagt, und Metrum und Reim der classischen Formen der orientalischen Sprache angepaßt; auch Ephraim gelang es bald, ein ebräisches Gedichtchen zu machen: diese Kunstpoesie konnte aber, wie die gleichzeitig auf christlich-deutschem Boden entstandene, keine frischen Blüthen aus den Tiefen der Seele emporschießen lassen, man fabricirte nur Kunstblumen, auf denen kein Schmelz des bewegten Lebens ruhte. Ohne wahre Gemüths- und Geistesbewegung hatte Ephraim diese Gedichtchen gemacht. Es kam nur darauf an, wenn man so sagen kann, ein klassisches Ebräisch zusammen zu schweißen. Alles das wußte zwar Moses Daniel nicht, aber das neue Grammatikstudium, weil es ein neues war, behagte ihm nicht, und nach seiner gewohnten praktischen Weise fragte er den Polen: „Wozu nützt das?“

Rabbi Chananel, der seinen reichen Vorrath an Anekdoten und Parabeln schon oft dazu angewendet hatte, um herbe Wahrheiten auf die angenehmste und eindringlichste Weise an den Mann zu bringen, erwiderte ganz ruhig:

„Es war einmal ein Mann, der hatte eine Ziege, die er gerne mästen wollte, um sie entweder besser zu verkaufen oder für sich selber zu schlachten. Er geht nun auf den Markt und kauft sich für einige Pfennige einen großen Krautkopf, damit eilt er in den Stall und schneidet ihn der Ziege vor; mit Vergnügen sieht er zu, wie sie die fetten Blätter nach einander auffrißt. Kaum hat sie den letzten Bissen hinunter, greift er schnell nach ihr, und will sehen, ob sie jetzt auch fetter ist." —

Der Pole schwieg, und ließ seinen Zuhörer Schluß und Anwendung selber ergänzen; Moses Daniel verstand und ließ fortan den klugen Mann ungestört gewähren.

Rabbi Chananel war in der That ein merkwürdiger Mann. Von seinem Aufenthalt in Berlin her war er Mitglied eines geheimen Tabaksklubs; es war dies kein Ableger jenes berühmten Potsdamer Tabakscollegiums Friedrich Wilhelms I., sondern eine Innung mit selbständigen Vereinssatzungen und Zwecken. Jeden Sabbathmorgen nach dem Frühgottesdienste versammelten sich zehn bis zwölf fromme Männer in dem abgelegensten Zimmer einer von der Synagoge entfernten Straße; Gebetbücher und Gebetmäntel, die sie mit sich brachten, wurden abgelegt und ein jeder nahm eine Pfeife zur Hand, worauf die ebräischen Worte geschrieben standen: Ihr sollt kein Feuer anzünden in allen euren Wohnungen am Sabbathtage (2 B. M. 35, 3.), und dann schmauchten sie behaglich. Das geschah aus Widersetzlichkeit gegen das Verbot. Triftige Proben seines

freidenkerischen Muthes mußte man abgelegt haben, ehe man in diesen Klub aufgenommen wurde; man mußte zum mindesten am Sabbath einige Buchstaben geschrieben oder an Ostern gesäuertes Brod mit Schweinefleisch genossen haben. Frivole, witzige Auslegungen der heiligen Schrift, oder das Vorlesen der Schriften Voltaire's u. A. (wenn Einer zugegen war, der deutsch lesen, oder französisch übersetzen konnte), gehörte zur Unterhaltung bei diesen Zusammenkünften. Während die Anderen sich gegenseitig in Witzworten überboten, war Rabbi Chananel fast der einzige, der eine ernste, ja eine schmerzliche Fassung des Verhältnisses nicht los werden konnte. Mit erbittertem Eifer sprach er sich oft darüber aus, wie die Alles beengende Religionswacht die Männer wieder zu Schulknaben verwandle, die sich was darauf zu Gute thun, im Geheimen Zwang und Zucht übertreten zu können.

Einen durch spottsüchtige Fassung zum Lachen reizenden und doch wieder beklemmenden Eindruck machte es, als Rabbi Chananel einst eine im Geiste Voltaire's gehaltene satyrische Schilderung mittheilte, worin er mit wahrhaft dämonischer Ironie einen frommen Juden schilderte, der des Hungertodes stirbt, weil sich ihm Consequenzen ergeben, daß es nach thalmudischen Gesetzen verboten sei, Brod zu essen, und allerlei scharfsinnige Gründe wurden dafür aufgeboten; die Kartoffel mußte in Bann gethan und von der Erde vertilgt werden, denn die Bibel, die doch Alles wußte und bestimmte, hatte sie nicht gekannt. Mit verzehrender Kühnheit versenkte sich Rabbi Chananel in die Phantasie

von den letzten Stunden eines Mannes, der lechzend an der Tafel des Lebens verschmachtet, bis er selber zur Speise der Würmer wird.

Die Genossen hatten Rabbi Chananel ermahnt, seinen Plan auszuführen und diese Darlegung in rabbinischer Sprache unter die Glaubensgenossen zu bringen, aber Rabbi Chananel war „unstet und flüchtig“ in seinen Planen und noch mehr in seinem Leben.

Jetzt hatte er wieder eine Ruhestätte gefunden und er wollte sich ihre Erquickung nicht entgehen lassen.

Auch im Hause Moses Daniels pflegte der Rabbi, nicht ohne viele Gefahr, seiner früheren Ordensregel getreu zu leben. Wenn sich Moses Daniel am Sabbath Mittag zur Siesta niederlegte, ging der Pole unter gleichem Vorwand auf sein Zimmer, verschloß sorgfältig, entkleidete sich und schmauchte sodann sein Pfeifchen. Aengstlicher pocht nicht das Herz des Liebenden, wenn er in verschwiegener Laube an den Lippen seines Mädchens hängt und verrätherische Schritte nahen hört, als Rabbi Chananel zusammenschrack, wenn er während seines sündhaften Thuns nur die leiseste Bewegung in der Nähe seines Zimmers vernahm; sorglicher, behutsamer vertilgt der Mörder nicht die Spuren seiner That um ihn und an ihm, als der Pole den infernalischen Geruch aus seinen Kleidern trieb, und nicht umsonst bot er dann jedem, der ihm auf dem Wege zur Synagoge begegnete, eine Prise an.

Eines Sabbath Nachmittags, nachdem Ephraim den Wochenabschnitt aus der Bibel sammt den Commentatoren im Beisein seines Vaters und Lehrers vorgetragen,

ward er von dem Vater auf die Gasse geschickt, um dort zu spielen.

„Ich bin sehr zufrieden mit Euch," redete dann Moses mit düstern Mienen den Rabbi Chananel an, „aber, aber, schon Viele wurden getäuscht; die festesten Stützen der Synagoge, die polnischen Rabbinen selber hat man schon wanken gesehen. Die Aufgeklärten — ihr Name werde vertilgt von der Erde — nehmen stets mehr überhand, und befördern den Untergang unserer Religion. Solche Zeiten sind noch nie gewesen, so lange die Welt steht; wenn's so fortgeht, kommt's bis in hundert Jahren so weit, daß man einen Jud im Guckkasten für einen Meerwunder sehen läßt." — Ein bitteres Lächeln zog sich um den Mund Moses, als er so sprach.

„Wenn mich nur Gott, gelobt sei sein heiliger Name," fuhr er fort, „wenn er mich nur vorher zu sich ruft, ehe ich den Abfall meiner Kinder erleben sollte."

Der Pole benützte eine Pause. „Ich sehe," sagte er, „man hat mich verleumdet, und Euch mein Lebensschicksal halb oder falsch erzählt; ich will offen und unumwunden zu Euch reden, und Ihr mögt dann urtheilen, ob Ihr meinetwegen solchen Befürchtungen Euch hingeben dürft." Er erhob seinen Blick, den er bisher demüthig auf die vor ihm liegende Bibel eingegraben hatte, stolz und frei, indem er fortfuhr: „Mein Vater war einer der vermögendsten und angesehensten Juden in Warschau. Alles wurde aufgeboten, um mich von früher Jugend an zum gelehrten Thalmudisten zu bilden; ich durfte mich nicht des geringsten Geschäftes im

Hause oder in der Familie annehmen, sondern nur wechselweise bei dem Rabbinen oder auf meinem Zimmer in den heiligen Büchern lesen. In meinem vierzehnten Jahre wurde ich zum Erstenmal verheirathet, meine Frau starb nach einer vierjährigen kinderlosen Ehe; ich heirathete zum Zweitenmale, und hatte das Glück zwei liebliche Knaben zu besitzen. Nicht lange nach der Geburt meines Hillel traf ich eines Mittags einen jungen Christen auf der Thürschwelle meines Zimmers eingeschlummert; als ich ihn weckte, warf er sich vor mir auf das Angesicht und küßte meine Füße, als die eines Engels oder eines Propheten. Es sei ihm jetzt klar, erzählte er, als ich ihn endlich zur Besinnung brachte, nun wisse er, warum er seinen Oheim so dringend gebeten habe, für ihn das Faustpfand bei meiner Frau auslösen zu dürfen; er habe aber das Geld noch bei sich, denn die wonnigtraurige Melodie meines Vortrags habe ihn gleich beim Eintritt in's Haus mit magischem Zauber ergriffen. Das sei himmlische Macht. In seinem Schlafe habe ihm geträumt, er sei Jude geworden, habe auch in den heiligen Büchern gelesen, und die Engel des Himmels seien zu ihm herabgekommen, und hätten ihm die verborgensten Geheimnisse der Welt eben offenbaren wollen, als er erweckt worden. — Ich will Euch mit all den Hin- und Widerreden nicht belästigen, es half nichts. Chulicki, so hieß der junge Anhänger der unterdrückten Dissidenten, kam von nun an täglich zu mir, setzte sich in den für meinen Vater bereit stehenden Lehnsessel, schloß die Augen, und dann mußte ich ihm ein Stück aus

dem Thalmud vorsagen; er verstand nichts davon, aber der wunderbare Klang der Worte sagte er, berühre ihn wie Himmelsmusik. Wenn ich aufhören wollte oder mußte, fuhr er oft hastig strampfend und taumelnd wie aus einem Traum auf. Dreimal täglich zur Zeit des Gebetes besuchte er die Synagoge, und setzte sich wie ein Büßender auf die Schwelle; an jedem jüdischen Fasttage streute er Asche auf sein Haupt und kasteite sich; seine sonstige Speise bestand in Pflanzen und Früchten, nichts was von einem Lebenden kam, berührte seine Zunge. An mich aber war er gefesselt wie mein eigener Schatten.

Lange war ich über dieses Ereigniß unklar, dennoch widerstand ich kräftig den Bitten Chulicki's, ihn in unsere Religion aufzunehmen, oder ihn wenigstens die heiligen Gebräuche zu lehren, damit er sie einstweilen beobachten könnte; er wollte sich allen Prüfungen unterziehen, ich aber widerstand, obgleich ich, wie ich gestehen muß, manche heimliche Freude an seinem Widerstreben gegen seine Religion hatte. Da fiel es mir eines Tages nach seinem wiederholten stürmischen Verlangen wie Schuppen von den Augen, es war mir unzweifelhaft: die Seele eines wahrhaft frommen Juden ist einer schweren Sünde halber in diesen Christenleib gefahren, und harret nun der Erlösung durch mich. Ich besprach Alles mit unserem vielerfahrenen ältesten Rabbi und dieser beschwor mich, doch ja nicht zu zögern, die schon neunzehn Jahre gequälte Seele, die vor der Rückkehr in unsere heilige Religion keine Ruhe finden könne, baldigst zu erlösen.

Ich will es kurz machen. Nach einigen Monaten wurde Chulicki von einem Rabbinensenate, worin der alte Rabbi und ich, nächtlicher Weise nach einem neunmaligen Untertauchen in frischem Quellwasser, in unsere Religion aufgenommen. Bald aber wurde durch die Fahrlässigkeit Chulicki's, der zu entfliehen zögerte, die Sache entdeckt; Chulicki wurde verhaftet, ich wurde für vogelfrei erklärt und mußte Vater und Mutter, Weib und Kind verlassen, um mein armseliges Leben zu retten. Glücklich war ich über die Grenze gekommen, dafür wurde nun mein unschuldiger Vater und der alte Rabbi in's Gefängniß geworfen; man forderte ein selbst der ganzen Gemeinde unerschwingliches Lösegeld für ihre Befreiung, aber der Herr erlöste sie; sie starben bald, und mein ganzes väterliches Vermögen wurde confiscirt. Von Chulicki hat man nie mehr etwas gehört; die Sage ging, er sei dem Kerker entkommen und nach Jerusalem gewandert. Am unglücklichsten war aber ich, der ich nun draußen stand in der Welt, wie vom Himmel gefallen. Ich hatte in meinem Leben die Judengasse nicht verlassen, ich kannte weder das Geld, noch was sonst zu dem Leben gehört; ein betrügerischer Landsmann, der sich mir anschloß, raubte mir in der Herberge meine Kutka, in welche dreihundert Dukaten genäht waren, nebst Allem was ich sonst an Geldswerth hatte. Halb nackt, von Hunger und Frost geplagt, zog ich weiter. O! man könnte ein Buch darüber schreiben, so viel hab' ich erduldet, bis ich endlich nach Berlin kam, wo mich Rabbi Alexander Sußmann in sein Haus aufnahm."

„Da erzählte man mir," fiel der bisher still aufmerksame Moses Daniel ein, „daß Ihr öffentlich leichtfertige Aeußerungen über unsere heilige Religion gethan, und daß Ihr nur durch die Entfernung von Berlin dem Cherem (Kirchenbann) entgangen seid."

Die vollen Brauen des Polen zogen sich wie finstere Wolken zusammen, unter welchen seine Augen feurige Blitze hervorschossen, doch schnell faßte er sich wieder.

„Ich gewann in Berlin allerdings andere Ansichten über unsere heilige Religion," sagte er, sich mit beiden Händen stolz den Bart zurechtlegend, „ich hätte meinen jungen Dissidenten jetzt allerdings anders bekehrt, aber meine Grundsätze sind gewiß nicht minder religiös und auf die heilige Schrift gegründet. Bei einer öffentlichen Disputation suchte ich die Unwissenheit eines herumziehenden Rabbinen, die er durch Verdammungseifer zu verdecken suchte, klar darzustellen; ich siegte, und nun war ich ein Ketzer. Es ist wahr, ich hätte mit weniger Hitze dabei zu Werke gehen sollen, aber warum sollte ich ahnen, daß man mich der Irreligiosität zeihe? Ich war fremd und verlassen, mußte den Wanderstab ergreifen, und gelangte in Euer gastliches Haus. Mein Blut ist seitdem kälter geworden, ich lasse die Mächtigen schalten; Gott der Herr, gelobt sei sein Name, wird's lenken nach seinem Wohlgefallen, ihm ist Alles anheimgestellt, ich will seinen Rathschlüssen nicht vorgreifen. Ich lebe still und ruhig, wie sich's einem Juden geziemt, und lehre nichts als den reinen Gehalt unserer heiligen Religion, wie Ihr Beweise genug haben werdet."

Ein besserer Physiognom als Moses Daniel hätte leicht bemerkt, daß diese rasch hintereinander ausgestoßenen Worte, von einem Zucken der Gesichtsmuskeln begleitet, wohl noch etwas Anderes enthüllten, als der Pole bestimmt darlegen wollte. Moses aber bat Rabbi Chananel, der, den Blick zur Erde geheftet da saß, tausendmal um Verzeihung.

„Glaubt Ihr also nicht," fragte er, „daß unsere heilige Religion von einem nahen Untergange bedroht werde?"

„Ich will Euch ein Gleichniß aus dem Midrasch erzählen," erwiderte der Pole: „Durch einen Wald führte man einst mehrere Wagen voll blank geschliffener Aexte; als die Bäume das sahen, fingen sie alle an zu heulen und zu wehklagen. Wehe! rief Alles, Wehe! unsere Sterbenszeit ist da, wir sind allesammt verloren! — Nur eine hohe Eiche auf dem Gipfel des Berges, die schon mehr denn hundertmal ihre Blätterkrone hatte fallen und wieder neu sprossen sehen, nur diese stand ruhig und schüttelte bedächtig ihr Haupt. Seid ruhig und unverzagt, rief sie mit mächtiger Stimme, und Alles unter ihr verstummte, die Aexte alle können euch nicht schaden, wenn ihr euch weigert, einen Stiel dazu herzugeben."

Das parabolische Uebergewicht Rabbi Chananels bewährte sich auch diesmal wieder. So unentschieden auch die Vieldeutigkeit des Gleichnisses ließ, ob mit den Aexten der Voltairianismus, mit der Eiche irgend eine positive Religion oder Anderes bezeichnet worden sei; Moses Daniel glaubte die richtige Deutung gefunden

zu haben und versicherte den Rabbi wiederholt seines vollkommenen Vertrauens. Rabbi Chananel benützte dieses indeß nicht auf die zuständigste Weise.

Ephraim hatte das vierzehnte Jahr zurückgelegt, man sprach schon davon, ob man ihn auf die große Thalmudschule nach Prag, Presburg oder Warschau schicken solle. Rabbi Chananel kannte seinen Zögling wohl, der fast willenlos lenksam, dabei aber von reizbarem Gemüth, mitunter auch vorwitzig und verhätschelt, wie ein Kind des Glückes war. Mit gesteigerter Zutraulichkeit gab er sich nun seinem Zögling hin, zuerst erlaubte er sich gegen ihn einigen leisen Spott über kleinliche Ceremonien; unmerklich goß er eine kleine Dosis bitteren Zweifels in die Schale, wenn er ihn von dem süßen Wasser der reinen Himmelsquelle trinken ließ; Schritt vor Schritt bahnte er ihm den Weg zur Freidenkerei und der Knabe stand endlich zitternd vor seinen ehemaligen Heiligthümern, die er nun mit Unlust und Grauen betrachtete; weinend enthüllte er sein ganzes Innere vor seinem Lehrer.

„Es ist entschieden," rief dieser jauchzend, indem er ihn auf die Stirne küßte, „du darfst, du kannst kein Rabbi werden. Siehe! du bist mein Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe, ich will das Vermächtniß meines traurigen Lebens dir übergeben, zu deiner Rettung. Es war in meinem achten Lebensjahre, als ich zum Erstenmal an einem Sabbath in einen Garten kam, wo die Blumen in schöngereihten Beeten mich in voller Farbenpracht anlächelten. Ich konnte gar nicht begreifen, wie mir's zu Muthe war, ich hätte gern die

Blumen alle geküßt, und doch wußte ich, daß der Thalmud verbietet, am Sabbath eine Blume zu berühren, weil man dadurch zu der Sünde verleitet werden könnte, dieselbe abzubrechen; ich konnte aber dem Drange nicht widerstehen, und da ich von meinem Vater unbemerkt war, riß ich schnell eine Blume ab und versteckte sie an meinem Busen. Meine Sehnsucht war befriedigt, aber eine peinliche Unruhe war erwacht, ich hatte die schwere Sünde einer Sabbathschändung auf mich geladen. Nach einer schlaflosen Nacht entdeckte ich des andern Morgens einem Kameraden meine Schuld; dieser wußte in kindischem Eifer eine Sühne. Die Hand, die das Böse gethan, muß abgehackt werden, sagte er mit dem Worte der Schrift. Ich war entschlossen, diese Sühne über mich ergehen zu lassen. Mein Mitschüler sprang nach Hause, holte das Messerchen, das ihm sein Vater von der Messe zu Frankfurt mitgebracht hatte, wir schlichen auf die Hausflur, ich legte die Hand auf das Treppengeländer, und mit den beim Schlachten eines Thieres gebräuchlichen Worten: Gelobt seist du, Herr unser Gott, der uns mit seinen Befehlen geheiligt, und uns das Schlachten geboten — schnitt er mir wacker in die Handwurzel; vor Schmerz fing ich an zu schreien, er hielt inne, man eilte herbei und meine Hand wurde gerettet. Siehst du?" fuhr der Pole mit bitterm Lächeln fort, während er den Rockärmel aufstülpte, und eine Narbe über die ganze Fläche der obern Handwurzel sehen ließ, „siehst du? das ist das Denkmal meines jugendlichen Religionseifers. Ich hatte nicht den Muth Alles zu

ertragen, jetzt bin ich feig und abgelebt, wer weiß, was aus mir geworden wäre, wenn ich unter andern Verhältnissen geboren, eine große Laufbahn vor mir eröffnet, ein ewig glänzendes Ziel mir hätte winken sehen, wer weiß, wo ich stünde und wo man meinen Namen nennte! Doch, das ist vorbei — ich mußte Rabbi werden, aber du, du sollst, du darfst es nicht. Siehe, ein Rabbi sein, heißt die Seele im Starrkrampf gefesselt halten; da sitzt er, der fromme Mann, und vor ihm liegen die Folianten mit ihrem babylonischen Aberwitz, und um ihn her vom Boden bis zur Decke nichts als schwarze räucherige Bücherdecken, in denen das frische Leben des Judenthums vertrocknet liegt, wie die von der Wurzel gerissene verdorrte Pflanze. Sommer, Winter und Frühling, Krieg und Frieden, Alles mag vorüberziehen, der Rabbi kennt sie nicht; in seiner Zelle sitzt er, und die Gemeinde sammelt sich um ihn, mit ihm zu beten, nie darf er allein aus dem Hause gehen, und nur wenn er eine Leiche geleitet, kommt er vor das Thor. Ich kannte einen Rabbi, der sein Leben lang fast Nichts als weißen Zucker genoß, und als man ihn einst fragte, woher denn diese Süßigkeit käme, antwortete er ruhig: woher wird sie kommen? die Zuckerhüte wachsen auf den Bäumen wie die Zwiebel auch. Ich kannte einen andern, der als man ihm voll Furcht sagte: der Türk sei vor den Thoren und wolle herein, ruhig erwiderte: nun, was ist? Lasset den Türk auch hier wohnen. Als man ihm sagte, es seien Viele und sie wollten die Einwohner umbringen, sagte er: da ist leicht geholfen, man schließt das große

Thor zu und das kleine auf, und läßt einen nach dem andern herein und schächtet (tödtet) ihn. —

Siehe! das ist ein Leben, dem Tode ähnlicher. Wohl denen, die, in zufriedener Eintracht mit sich selber und ihrer Umgebung nicht wissen, wie sich draußen die Welt täglich neu verjüngt. Wohl ihnen, sie leben in Frieden, studiren und beten, bis der Tod ihnen Mund und Augen schließt, und sie ihre Zelle mit einer kleineren vertauschen; aber wehe denen, die, wie ich, den Zwiespalt im Herzen, von freierem Drange bewegt, zu solchem Leben, zu solchem Tode verdammt sind. Siehe! ich hasse und verachte all den Quark einer solchen Werkheiligkeit, und doch muß ich ihn vor der Welt schützen und pflegen, weil ich durch ihn allein unserm Tyrannen, dem Magen, seinen Tribut geben kann. — Woher aber alles dieses? Weil ich nicht gelernt habe, mir selber mein Brod zu erwerben, und nun mit leeren Händen dastehe. Ich arbeitete auf meinen Wanderungen hierher zwei Tage in einem Bergwerke, aber ich war ungeschickter und schwächer als ein Knabe von sechs Jahren, ich brach ein Bein und dennoch stießen sie mich fort, da sie mich als Juden erkannten. O Gott! wie gern wollte ich arbeiten, daß mir das Blut unter den Nägeln hervorschösse, aber ich bin dazu verdammt, vom geistlichen Betruge zu leben. — Zwar, ist es nicht so durchaus," fuhr er nach einer Pause mit sich selbst sophistisirend fort, „ich habe ein Recht dazu, den Leuten ist es ja nicht um meine Gesinnungen, sondern um mein Wissen und um mein äußeres Benehmen zu thun; die Leute fragen nicht

mich, sondern die Bücher in mir, die ich studirt habe; ich kann ihnen auf diese Weise mindestens Zeit ersparen und vielleicht auch manches Gute wirken, ja gewiß, gewiß! das kann ich." — Er versank in stilles Nachdenken.

„Also, mein lieber Sohn," fuhr er wie erwachend auf, „muthig! dir kann noch geholfen werden. O Gott! hätte in deinem Alter Jemand so zu mir gesprochen; aber wenn nur du gerettet wirst, dann sterbe ich gern, mein Leben war nicht unnütz, denn ich habe eine junge und frische Seele aus den Banden der Geistesverrücktheit erlöst. Erlerne ein Gewerbe, laß dich von Niemand davon abbringen, und wenn du Lust und Beruf dazu fühlst, suche Wahrheit und Licht bei den Weisen der Vorzeit, dann lebst du selig und brauchst nicht erst zu sterben, um selig zu werden. Aber gieb mir die Hand, daß du mich nie verrathen wirst, nie, hörst du?"

Ephraim erfaßte weinend die Hand seines Lehrers und legte seine brennende Wange darauf. Der Rabbi zog ihn fest an sein Herz und er entschlummerte in seinem Schooße.

Als er wenige Tage darauf seinem Vater den gefaßten Entschluß eröffnete, war dieser tief betrübt. Er sah das Opfer verschmäht, das er Gott darbringen wollte; aber bald richtete er sich wieder in seinem starken Glauben auf. „Mit Gott," sagte er, „es ist auch gut, gewiß wollte mir der Herr diese himmlische Freude versagen, weil ich oft zu lässig war in der Erfüllung seiner Gebote."

Mag man nun Heuchelei oder Pastoralklugheit als die Grundlage von Rabbi Chananels Charakter erkennen,

gewiß ist, daß er der Aufrichtigkeit und Geradheit ermangelte; der tiefwühlende Zweifel hatte seinen Glauben nicht minder wie seinen Muth untergraben; ohne Glauben und Muth, wie soll man da ein Märtyrer, muß man nicht ein Heuchler werden?

Bei alledem überwog die Last seines Schicksals dennoch die seines Vergehens ....

Lust und Freude herrschten im Hause Moses Daniels, denn sein ältester Sohn Chajem war durch Vermittlung Mendel Felluhzers mit Täubchen Löbell aus Trier verlobt worden und man feierte die Hochzeit. Trotzdem nach jüdischem Gesetz die Mitgift Täubchens, da sie eine vaterlose Waise war, als bereits verzehntet galt, that Moses Daniel ein Uebriges, und nach dem Herkommen, das da befiehlt, von aller Errungenschaft den zehnten Theil an Arme zu verschenken, ließ er die betreffende Summe am Hochzeitstage vor der Synagoge austheilen, und sein ohnehin ruhmvoller Name erhob sich noch mehr.

Beim Hochzeitsmahl saß Rabbi Chananel an einer Ecke des Tisches zur Linken der Braut, zu deren Rechten ihr Bräutigam. Die Braut war reich und seltsam geschmückt. Ein morgenländischer Turban, aus einem bunten Tuche gewunden, und vorn mit einer großen diamantenbesetzten Agraffe zusammengehalten, bedeckte ihr Haar und begrenzte die schöne Stirne, an deren Schläfe blaue Adern durchschimmerten, welche stark pulsirten. Ein weißer feingestickter Schleier hing zu beiden Seiten des Turbans über den ganzen Körper herunter. Unter den langen schwarzen Wimpern strahlte

ıer Glanz ihres dunkeln Auges hell hervor; die dunkle Besichtsfarbe, die etwas gebogene Nase, das runde Kinn, Alles vereinigte sich, um das Bild einer vollommenen orientalischen Schönheit in ihr erkennen zu assen. Unangenehm auffallend war, daß sie ihre schön-ıeschweiften, aber etwas blassen und vertrockneten Lip-ıen stets durch Einkneifen mit den Zähnen aufzufrischen ıemüht war. In ihren Mienen und in ihrem ganzen Benehmen ließ sich ein selbstherrisches Bewußtsein deut-ich erkennen. Die Perlschnur um den Hals, an wel-her noch mehrere Gemmen hingen, der bauschige groß-ıeblümte Reifrock, der weiße jüdische Brautgürtel, mit vielen silbernen Münzen behangen, Alles das bildete ein sonderbares Gemisch orientalischer und europäisch-ranzösischer Toilette.

Die Braut, die hin und wieder zu diesem und zu jenem Gast gehen und für die reichen Hochzeitsgeschenke danken mußte, verstand es, im Gehen ihren Schleier so zu legen, daß sie wie in einer Wolke erschien und der bewundernden Blicke gewiß war.

Saß sie dann wieder bei dem Bräutigam, so überbot sie sich in Neckereien, und mit übermüthiger Keckheit wußte sie ihm oft mit ihrem fein gebundenen Blumenstrauß zierliche Schläge auf den Mund zu geben.

Anfangs schien der Pole diesen Mangel an Verschämtheit mit Mißmuth zu bemerken, bald aber wußte die Braut durch Neckereien auch ihn zu gewinnen. Sie rief ihn zu Hülfe, daß ihr Bräutigam den abgeschmackten Namen Kuh in Huk umwandeln solle, und

kaum hatte sie erwähnt, daß auch Arouet in Voltaire umgesetzt worden sei, als der Pole seine Begeisterung für den französischen Dichter und Philosophen ausdrückte. Sie verstand es durch beifälliges Nicken den seltsamen Polen immer mittheilsamer zu machen. Ihre ganze Gegenrede glich nur dem Berühren der vor ihr stehenden Flasche, aus der sich dann der Pole bei diesem Zeichen immer selbst einschenkte und immer sorgloser trank.

Während dessen sang der bei Tische sitzende Synagogen-Vorsänger im Namen eines jeden Anwesenden immer auf's Neue und in verschiedenen Weisen einen ebräischen Segensspruch für das junge Paar, und jedesmal erschallte am Schlusse ein Hoch und man trank einander zu.

Der Pole mußte sodann das lange ebräische Tischgebet sprechen, aber kaum war er damit zu Ende, als er wieder gegen die junge Braut sich in Voltaire'schen Witzspielen erging. Da fühlte er, daß Jemand seinen Rücken berührt hatte, er kehrte sich erschreckt um, der kleine Ephraim stand hinter ihm.

„Unten," sagte er, „wartet Jemand auf Euch, Rabbi, Ihr sollt sogleich hinabkommen." Der Pole ging hinab; vor dem Hause stand ein mit der sogenannten Blahe überzogener zweirädriger polnischer Karren, an welchen ein kleines Pferd angespannt war. Eine runde kleine Frau, mit der Peitsche in der Hand, sprang mit einem Satze von dem Karren herunter und reichte dem Polen die linke Hand, in der Rechten hielt sie die Peitsche.

„Schalom Alechem (Friede mit Euch!), Rabbi Chananel," rief sie, „kennst du deine Frau nicht mehr? Siehst du, ich bin allein hiehergefahren, morgen fahren wir mit einander zurück. Dein früheres Vergehen hat der König vergeben, du bist als Rabbiner von der Gemeinde zu Schluzke berufen."

Der Pole stand leichenblaß da. Ohne eine Antwort abzuwarten schirrte seine Frau das Pferd aus, führte es in den Stall und ging dann mit ihrem Manne zu den Hochzeitsgästen.

Des andern Tages saß Rabbi Chananel neben seiner Frau in dem kleinen Karren, ohne Klage, ohne Willen. So viel Kummer und Schmerz auch in seiner Seele waltete, er konnte ihnen nicht Luft machen, selbst da nicht, als er von seinem theuern Zögling Ephraim Abschied nahm; die Thränen brannten ihm in den Augen, aber weinen konnte er nicht.

4. Auch gut.

Es war im Herbste des Jahres 1745, der Krieg war seit einem Jahr abermals in's Land gezogen. Unter dem Vorwande, Carl VII. die Kaiserkrone zu sichern, stritt Friedrich II. zum Zweitenmal mit Maria Theresia um den Besitz Schlesiens; die protestantischen Bewohner dieses Landes sahen meist mit freudiger Erwartung, die Katholiken großentheils noch immer mit bangem Mißtrauen dem für Friedrich glücklichen Ausgange entgegen. Und die Juden? Niemand gedachte ihrer, und

sie selber sahen gleichgiltig dem Kampfe zu, ja Viele freuten sich dessen, denn im Kriege wechselt der Besitz und geht leicht in andere Hände über; ob die Garnisonen österreichische Bärenmützen oder preußische Blechmützen trugen, das konnte für sie höchstens auf den Marktpreis der Pelz- oder Blechwaaren einen Einfluß üben. Selbst die wenigen Einsichtigen und nach Erlösung Strebenden sahen dem Regierungswechsel mit jener Gleichgiltigkeit zu, mit welcher der bleiche Eingekerkerte, an die Stäbe seines Eisengitters gelehnt, hinausstarrt auf die Straße, wo zur festgesetzten Stunde die Wache abgelöst wird.

Im Hause Moses Daniels erregte indeß die neue Wendung der Dinge große Betrübniß. Schon seit mehreren Tagen harrte man vergebens auf die Ankunft von dem Bräutigam Veilchens aus Dresden. Heute Abend, als am heiligen Laubhüttenfest, hatte man seine Ankunft auf's Bestimmteste erwartet. Ungeachtet es draußen schon fröstelte, hatte Moses Daniel dennoch die Behaglichkeit seines Wohnzimmers verlassen, und saß mit der ganzen Familie in einer aus Brettern leicht gezimmerten Hütte im offnen Raume des Hofes; denn also befiehlt die heilige Schrift: „Sieben Tage sollst du in Hütten wohnen.“ (2 B. M. 3, 17.) Die innern Wände der Hütte waren von oben bis unten mit weißen Linnen behangen; das Dach aus Baumzweigen war so durchsichtig, daß man die Sterne am Himmel hindurchglitzern sehen konnte; vergoldete Früchte und ausgeschnitzelte bunte Papiere, die mit Fäden an die Baumzweige befestigt waren, hingen als Zierathen

der Decke herab. Besonders zeichneten sich hiebei
i Zwiebel aus, die eine war mit Gerstenkörnern,
andere mit einer Hahnenfeder besteckt; es mochten
s mystische Zeichen sein, gleich dem aus vergoldeten
iben zusammengesetzten Drudenfuß, Davids=Schild
annt, in welchem die messingne Lampe mit den
en Lichtern hing. Das Abendessen war beendigt,
ıjem war mit seiner Gattin, die über diese arca=
he Schäferhütte gespöttelt hatte, heimgegangen; der
liche Ton der Heiterkeit konnte nicht gefunden werden.
ses Daniel saß in dem großen Lehnsessel mit den
iten Backenkissen; tief Athem holend suchte er seine
ıfzer zu unterdrücken, denn in seinem Schooße stand
ı kleiner Sohn Ephraim und neben ihm saß seine
fzehnjährige Tochter Veilchen, die seine Hand erfaßt
ihre Stirn auf die Armlehne des Stuhles ge=
ckt hatte.

„Sei ruhig, Kind," beschwichtigte Moses, „Eph=
m, hole das Buch „Seelenfreude" und lies uns
aus vor."

Ephraim that wie ihm befohlen, er las halb singend
Uebersetzung einer thalmudischen Legende:

War einst ein gottesfürchtig Mann,
Von dem will ich euch sagen,
Dem that der Herr viel Plagen an,
Thät doch kein Wörtlein klagen.

Er hatte keine Füße nicht,
Sein Leib war voller Schrunden;
Ihm fehlte schier das Augenlicht,
Nicht Speis' nicht Trank ihm munden.

Er sprach: „Auch gut mein Herre Gott,
Dein Thun ist eitel Güte,
Du rettest mich aus jeder Noth,
Daß ich vor Sünd' mich hüte.

Die Füße, die zum Laster gehn,
Den Leib, den stets gelüstet,
Die Augen, die nach Bösem sehn,
Du hast sie all' verwüstet;

Mitsammt dem allzeit offnen Schlund,
Der Alles für den Bauch thut."
So sprach der Mann zu jeder Stund,
Drum hieß er: Nachum Auchgut.

Einst mußt' er über Lande ziehn
Zum Trost für einen Kranken,
Er satzt sich auf die Eselin,
Daran die Krücken schwanken.

Auch einen Hahn hat er bei sich,
Der ihn des Morgens weckte,
Daß er beim ersten Sonnenlicht
Die Händ' zu Gott ausstreckte.

Nachts kam er vor der Herberg an,
Da thät man ihn fortjagen;
Er zünd't sich eine Fackel an,
Thät nach dem Walde traben.

Ein Wind die Fackel löschen thut
Mit seinem starken Odem,
Rab' Nachum spricht: „Auch gut, auch gut,"
Und legt sich auf den Boden.

Ein Fuchse schlich sich leis' heran,
Und nahm den Hahn beim Kragen,
Da sprach der gottesfürchtig Mann:
„Ich kann auch gut nur sagen."

Ein Löwe mächtig brüllend kam
Und fraß die Eseline,
Fromm Nachum spricht: „In Gottes Näm'
Auch gut" mit heitrer Miene.

Des Morgens hörte er die Mähr'
Von einer Feindesbande,
Die in die Herberg' kommen wär'
Und Mensch und Thier verbrannte.

Er sprach: „Nun seht, wie alles gut
Der Herr für mich gesorget:
Daß er verlöscht der Fackel Glut,
Daß er den Hahn erworget;

Daß er die Eselin mir nahm,
Und Wind und Fuchs und Leue
Als Gottes Bote zu mir kam,
Weil sonst Gefahr mir dräue.

Wär' in der Herberg blieben ich,
Mein Blut wär' längst gestocket,
Und in den Wald das Fackellicht
Die Räuber hätt' gelocket.

Des Hahnes Ruf, des Esels Schrei,
Sie hätten mich verrathen;
Drum Preis und Dank mein Gott dir sei,
Du hast mich wohl berathen." —

Nun, liebes Judenkind, nimm dir
Fromm Nachum zum Exempel,
Dann wirst du selig für und für,
Und baust an Zions Tempel.

„Liebe Kinder, laßt uns das zur Lehre sein,“ sagte Moses und legte die Hand auf das Haupt seiner Tochter.

„Hier wohnt Herr Moses Kuh,“ hörte man draußen sagen, die Thüre der Hütte öffnete sich, ein Fremder stand verwundert und wie festgebannt am Eingange. Es war eine kleine untersetzte Gestalt, die preußische Soldatenmütze auf dem Kopfe harmonirte nicht mit der sonstigen Civilkleidung; ein heiteres Wohlwollen blickte aus den jugendlich schönen Zügen seines Gesichtes und besonders aus dem hellen blauen Auge; er schaute wie verwundert in eine Traumwelt, so fremd und abenteuerlich mochte ihm dieser ganze Anblick sein.

„Was ist Euer Verlangen? tretet ein,“ sagte Moses aufstehend. Der Fremde trat zaudernd ein. Ein nebenbei auch mit alten Büchern handelnder und als Witzbold bekannter Makler, Heymann Lisse, der dem Fremden das Haus Moses Daniels gezeigt hatte, kam mit ihm. „Dieser fremde Herr hier,“ sagte Heymann, „bringt Nachrichten von dem Bräutigam aus Dresden.“

„Habt Ihr Brief?“ fragten Moses Daniel und seine Tochter einstimmig.

„Närrische Forderung,“ antwortete Heymann, „mein Vater ist schon zehn Jahre todt, und ich habe noch keinen Brief von ihm bekommen, der Bräutigam ist erst ein paar Tage todt, und sie wollen schon Brief von ihm bekommen.“

Ein Widerstreit der Gefühle durchzuckte die Herzen der Zuhörer, und gab sich in ihren Mienen kund; Lachen und Weinen, das Eine stand fast so nahe wie das Andere, und wer möchte bestimmen, ob er bei so burlesker Einkleidung einer Hiobsbotschaft zuerst geweint oder gelächelt hätte? Der Witz hat nicht nur eigene Schärfe als Angriffswaffe, sondern er vermag auch die Spitzen verwundender Thatsachen abzubrechen oder umzubiegen. — Der Fremde schien indeß kein Freund dieser Waffengattung zu sein, und die peinliche Stille unterbrechend, sagte er mit sachtem, fast zitterndem Ton: „Der Krieg durchschneidet so manches traute Band mit seinem unbarmherzigen Schwerte, man muß es gefaßt und gottergeben geschehen lassen.“

„Wehe! Wehe! mein Traum! mein Traum!“ schrie Veilchen schluchzend, ihr weit aufgerissenes Auge blickte starr darein, keine Thräne entfiel ihm. Eine stumme Pause trat wieder ein, nur das Schluchzen der Braut wurde vernommen; der Fremde konnte nur mit allgemeinen Worten beschwichtigen: „Ihr Liebestraum war kurz,“ sagte er, „aber“ —

„Was träumtest du denn?“ fragte Moses.

„Am Versöhnungstage legte ich mich, vom Fasten ermüdet, und um die noch übrige Zeit zu verschlafen, auf das Bett. Da träumte mir, ich befände mich schöngeschmückt mit Daniel auf einer großen Wiese, mehr als tausend Geigen spielten auf, wir fingen an zu tanzen, ganz allein, immer lustiger. Da ließ mich Daniel plötzlich los, ich stand wie angenagelt, konnte kein Glied rühren, er aber tanzte immer fort, hüpfte

hoch in die Luft, und schwebte endlich ganz frei über dem Boden, bis ich ihn auf einem hohen Berge hinter einem Baume verschwinden sah. Ich wollte schreien, konnte aber nicht, da erwachte ich voller Angst. Es war Nacht, man ging zu Tische. Das ist nun der Grund, warum ich nach einem langen Fasttag nichts als eine Tasse Kaffee genießen konnte."

„Setzt Euch und erzählt mir genau," sprach Moses zu dem Fremden, „wann und wie starb Daniel?"

„Es sind jetzt vier Tage, am 6. dieses, Nachmittags ward ihm sein junges Leben entrissen."

„O wunderbare Fügung! das war zur Stunde deines Traumes, mein Kind," rief Moses, „doch sagt, wer seid Ihr, und welche Zeichen seines Todes bringt Ihr uns?"

„Mein Schicksal hat sich durch das seinige gewendet; hier dieses Gebetbüchlein und diese goldene Kette, die für seine Braut bestimmt war, gab er mir; ich versprach ihm, sie treulich zu überliefern."

„Dank, Ihr seid ein braver Mann, doch erzählt."

Der junge Mann schien nach einer Fassung zu suchen, in der er das Schreckliche vorbringen sollte, dann begann er, zuerst mit leiser Stimme:

„Ich war als Stabssekretär des Fürsten Leopold von Dessau freudig mit in den Krieg gezogen. Wir standen im Lager bei Dieskau, da brachte man eines Morgens einen Juden, der sich Tags vorher auf verdächtige Weise um die Vorposten herumgeschlichen und die aufgefahrenen Kanonen gezählt haben sollte.

Du bist ein Spion, verdammte Judenseele, redete

ihn der Feldmarschall an, gesteh' es nur, Schwerenöther! dann will ich schon sehen, was ich mit dir anfang', also frei heraus! Der Angeschuldigte antwortete nichts, er weinte wie ein Kind, bat und flehte. Tausend Element Schwerenöther! rief der General, du gestehst nicht? Dann macht man kurzen Prozeß mit dir. Schnürt ihm seine stumme Kehle noch besser zusammen, und laßt ihn am nächsten besten Baum eine bessere Aussicht für seine Spionage genießen. Jetzt gewann der junge Mann plötzlich eine stolze Haltung, er erhob sich aus seiner demüthigen Stellung und wendete sich an mich mit den Worten: Lieber Herr, hier ist mein Paß, kann man mich zum Tod verurtheilen? Ich stellte dem General vor, wie dieser junge Mann nichts gethan habe, als was hundert andere Neugierige gethan hätten, wie sein Paß durchaus keinen Verdacht zulasse. —

Ist das Subordination? entgegnete mir barsch der General, Schwerenoth! das junge Kriegsvolk wird zuletzt noch räsonniren, wenn man rechtsum kommandirt, und wird fragen, warum nicht linksum? Das macht Brüderschaft mit Jud und Türk; heißt es nicht mehr: gebt dem Kaiser was des Kaisers, so denkt man an das: gebt Gott was Gottes, schon längst nicht mehr. Er riß mir den Paß aus den Händen: was sind das für Hexenzeichen hier? fragte er den Angeklagten.

Es ist mein Name, ich kann nicht deutsch schreiben und schrieb ihn ebräisch, antwortete dieser.

Es ist Alles Lug und Trug, rief der General, den Paß in Stücke zerreißend, du bist ein Spion, wart,

ich will dir von zwölf Flintenläufen eine geheime Botschaft um's Ohr sausen lassen! Doch nein, das gebührt nur einem Soldaten, nehmt das Halfter von einem crepirten Gaul und hängt ihn zwischen zwei Hunden am nächsten besten Baum auf!

Ich beschwor den General, keinen Unschuldigen zu verurtheilen.

Soll hängen! schrie der General, rechtsum kehrt! marsch! — Unter den Soldaten herrscht der Aberglaube, der alte Dessauer sei kugelfest; ich habe in anderer Weise erfahren, wie wahr das ist.

Ich stand wie vom Schlage gerührt, fast bewußtlos da, bis endlich der General mir in harten Worten meine Einrede vorwarf. Ohne zu erwidern eilte ich hinaus und traf die Henker, die, unter einem Baum gelagert, ihr Opfer verhöhnten. Der junge Mann lag auf den Knieen und sprach leise ein Gebet, sich bei jedem Wort auf die Brust schlagend; als er geendet hatte, trat ich zu ihm und bat ihn, mir seine letzten Aufträge mitzutheilen. Unter Betheurungen seiner Unschuld und seines innigsten Dankes gab er mir jenes Liebeszeichen, die ich Euch überbrachte; wenige Minuten darauf war er entseelt."

Der Fremde hatte mit sichtbarer Rührung seine Erzählung geendet, obgleich er, um den gräßlichen Schmerz der Betroffenen zu lindern, im Verlauf seines Berichtes den alten Dessauer in den Vordergrund zu stellen versucht hatte.

Nun war Alles still.

Die Braut hielt sich mit der Hand die Augen zu

ihre Lippen bebten, aber kein Ton des Jammers wurde vernommen. Der Fremde schaute fragend nach ihr. Er konnte nicht ahnen, wie verwirrt der Schmerz Veilchens war: sie hatte einen Bräutigam verloren, den sie kaum gekannt, sie war durch Verabredung der beiderseitigen Väter Braut geworden und jetzt war alles das so gräßlich gelöst.

„Auch gut, es ist doch schwer „auch gut“ zu sagen,“ begann Moses Daniel endlich, sich die Stirn reibend, und fuhr dann fort: „Wenn man nur Etwas davon geahnt hätte, und die Sache nicht so rasch gegangen wäre; mein Schwager in Berlin ist bei dem alten Dessauer bekannt, wie das Kind im Haus; ich habe auch einmal ein Geschäft mit ihm gehabt — die Sache wäre zu verhindern gewesen. Ich seh' ihn vor mir, wie er mit beiden Händen die Windmühlenflügel seines ungeheuern Schnurrbarts faßt und donnert und schreit, als ob er die Welt umkehren wollte; er ist aber bei alldem kein so böser Mann, nur etwas jach und eigenwillig. Sagt mir aber doch, wie seid Ihr von ihm gekommen?“

„Als ich den Armen unschuldig gemordet sah, stürmte ich voll Wuth zurück zu dem General und warf ihm meinen Degen zerbrochen vor die Füße. Tags darauf erhielt ich meinen Abschied, und nachdem ich den Todten begraben hatte, reiste ich ab.“

„Das hätte ich anders gemacht,“ bemerkte hier der kleine Ephraim, „ich hätte meinen Degen nicht zerbrochen, ich hätte den General damit erstochen, und wenn ich groß bin, bring' ich ihn um.“

„Ihr müßt nicht glauben,“ fuhr der Fremde fort, „daß der General das Standrecht an dem Armen übte, weil er ein Jude war. Man könnte vielleicht sagen, er hält's mit seinem Christenthum wie mit dem Tabakrauchen. In dem berühmten Potsdamer Tabakskollegium des verstorbenen Königs war er es allein, der nicht rauchte, aber dabei immer eine kalte Pfeife im Mund hatte. Es ist ein sonderbares Gemisch von Glauben und Aberglauben in ihm. So betete er einmal vor der Schlacht: Lieber Gott, stehe mir heute gnädig bei, oder willst du nicht, so hilf wenigstens den Schurken, den Feinden, nicht, sondern sieh zu, wie es kommt.“

„Verzeiht mir, lieber Herr,“ begann Moses Daniel, „Ihr seid jetzt ohne Amt, ich weiß nicht wie Eure Verhältnisse sind, wenn ich Euch aber mit irgend was in meiner Macht ist, dienen kann, ich borg' Euch auf Euer ehrlich Gesicht hin, bis Ihr mir's wieder zurückbezahlen könnt. Also sagt es nur frei und offen.“

„Ich werde mich wohl schon allein durchschlagen und danke für Euer Vertrauen,“ erwiderte der Fremde erröthend, indem er aus Furcht vor Zudringlichkeit aufstand.

„Ihr habt Euch gar nicht zu bedanken. Ein Anderer als Ihr hätte die Kette behalten, kein Hahn hätte darnach gekräht. Bleibt nur noch ein wenig, sagt mir doch mindestens Euern Namen, vielleicht kann ich Euch doch einmal dienen.“

„Ich heiße Wilhelm Gleim,“ erwiderte dieser, reichte Moses Daniel die Hand zum Abschied und küßte

den scheuen Ephraim auf die Stirn. „Gott gebe dir eine heitere Zukunft,“ sagte er, wie zum Segen die Hand auf des Knaben Haupt legend, „mögest du nie Unrecht und Gewaltthat ertragen lernen, und mußt du es doch, sei edel und stark, dann bist du gewaffnet zu Schutz und Trutz.“

Mit sichtbarer Rührung schaute Gleim in das dunkle Auge des Knaben, dessen Blicke noch treuherzig und arglos auf der Welt um ihn her ruhten; er mochte das wechselvolle Leben und Leiden dieser jungen Seele mit prophetischem Auge vor sich aufbauen. Er küßte Ephraim abermals und verließ dann die Hütte.

„Auch gut,“ sagte Moses Daniel mit einem schweren Seufzer, als der Fremde fort war, „liebe Kinder, laßt uns „auch gut“ sagen; wer weiß, liebe Tochter, welch ein Unglück dir bevorstand, wenn du den Daniel Isserlein geheirathet hättest. Alles, was Gott schickt, ist gut. Laßt uns das Fest in Ruhe und Freude feiern.“ —

Die von der Religion gebotene Festesweihe übt eine eigenthümlich bewältigende Macht. Das Gesetz befiehlt nicht nur, den Schmerz zu besiegen, sondern auch, was noch weit schwieriger ist, Freude zu erwecken.

Moses Daniel vermochte es, die Festesstimmung zu bewahren, und am Morgen in der Synagoge schwenkte er den südländischen Palmzweig, an dessen unteres Ende Myrthen und Weiden geflochten waren, mit dem daran gehaltenen Paradiesapfel nur um so inbrünstiger unter Gebeten nach allen vier Himmelsgegenden auf und nieder. Er selbst erschien wie ein abgerissener

Zweig in der Hand Gottes, schwankend aber doch in sich fest, hin und her und auf und nieder gewendet. Und in der Laubhütte saß Moses Daniel und nicht mit Trauer, sondern mit frommer Hingebung gedachte er, daß die Kinder Israels als Verbannte und Flüchtige in Hütten wohnen, bis der Herr einst wiederum den festen Wohnsitz gründet im Lande Kanaan.

Für den kleinen Ephraim war die viertägige Halbfeier, die inmitten des achttägigen Festes lag, sonst zur besonderen Freude gewesen, da durfte man alle Hantierungen des täglichen Lebens ausführen und doch war ein Fest, der jugendliche Sinn war nicht beengt von tausend kleinen Verboten; diesmal aber konnte er den Schmerz um den Todten nicht aus dem Sinn bringen und er war böse auf Alle, die seiner vergaßen.

Es giebt Gemüther, die durch einen Schmerz plötzlich aus ihrem selbstvergessenen Dahinleben herausgerissen werden und Alles wird ihnen zum peinlichen Räthsel. Als erführe er sie zum Erstenmal, vollführte Ephraim die seltsamen Bräuche, welche die letzten Tage des Festes mit sich brachten. Das Judenthum hat seine bis in die kleinsten Züge ausgeführten sinnbildlichen Handlungen: man schnitt sich Weiden am Wasser, band sie in Büschel und schlug in der Synagoge unter Gebeten die Blätter ab. Man wartete nicht, bis der Herbst die gelben Blätter abpflückte, man trennte die noch grünenden gewaltsam ab. Und am Neujahrstage war man hinausgegangen an das fließende Wasser, schüttelte die Kleider aus und sprach dabei ein Gebet

daß Gott die von Jeglichem begangenen Sünden in Meeresgrund versenken möge. Am letzten Tage des Hüttenfestes „Gesetzesfreude“ genannt, tanzte man in der Synagoge unter Freudengesängen mit den pergamentenen Gesetzesrollen im Arme ringsumher; man wechselte dabei oft ab und Ephraim durfte die von seiner Familie gestiftete mit Goldkrone und goldenem Schilde und Zeiger geschmückte Gesetzesrolle dreimal rings in der Synagoge umhertragen.

Die Last war schwer, aber noch schwerer war es Ephraim im Herzen.

Eine tiefe Wehmuth, ein Zittern und Bangen, gepaart mit stillem Groll der Außenwelt gegenüber, setzte sich im Herzen des zum Jüngling erwachenden Knaben fest. Nachts drängte sich das Schreckbild seines gemordeten Schwagers in seine Träume, und wenn er am Tage über die Straße ging, sah er sich von seinen christlichen Altersgenossen verhöhnt und mit Koth geworfen; stets nahm er sich vor, den ersten besten, der ihn wieder berühre, niederzustechen; ja er trug sogar ein Messer bei sich, aber nie wagte er es, davon Gebrauch zu machen, er floh von ferne, wenn er einen Christenknaben des Weges kommen sah.

Es giebt Naturen, die in der Fülle strotzender Lebenskraft zum Bewußtsein erweckt, kaum fassen können all den Jubel und all die Lust, all den Glanz und Klang, den die offene Welt aller Enden auf einmal vor ihnen aufthut. Wie anders ist es bei einer Natur, die von einem Schmerzensschrei, von eigenem und fremdem erweckt, das Bewußtsein eines unheilbaren

Gebrechens zuerst inne wird. Es ist ein trauriges auf Krücken angewiesenes Schleppen durch das Leben, und Wehmuth oder leichter Spott über die Welt geben das Geleite.

In das erste Geisteserblühen Ephraims fiel ein Herbstreif: Youngs Nachtgedanken geriethen ihm in die Hände. Wenn mitten im Wald ein Fruchtbaum steht, so sagt man, daß ein Vogel den Keim dazu hergetragen. Noch viel seltsamer werden oft die Erzeugnisse des Geistes da und dorthin versetzt. Der zum Jüngling erwachsende Knabe, den Natur und Geschick darauf hinführten, das Leben schwer zu nehmen, fand aus einer Sphäre, die fernab von der seinen lag, neuen Anreiz zu schmerzlichen Fragen und Klagen.

Oft wagte es Ephraim, sich zu fragen, womit er dies Loos verschuldet, warum ihm die Welt denn feind sei; er zweifelte an der ewigen Gerechtigkeit, eine unnennbare Angst überfiel ihn, heiße Thränen rollten über seine Wangen, er klagte den Rabbi als seinen Verführer, er klagte sich als einen Gottverlassenen an — da wagte er einen entscheidenden Schritt. —

Eines Abends, es war im December, verließ er unter dem Vorwand, die Synagoge besuchen zu wollen, sein väterliches Haus, wehmüthig blickte er auf dasselbe zurück, aber bald raffte er sich auf, muthig durchrannte er die Straßen bis hinaus über den Wall und vor das Thor, denn dort wollte er die That vollbringen. Er hatte einst zufällig gehört, daß der Tod durch Erfrieren die schmerzloseste Todesart sei: im Dunkel der Nacht, auf der weißen Schneedecke gelagert, wollte er

entschlummern, um am Morgen von allen Foltern des Lebens erlöst zu erwachen. Er war querfeldein gesprungen und hatte sich in einen Graben niedergelegt. Den Blick nach den Sternen geheftet, die zwischen zerrissenen Wolken hervorglänzten, lag er da. Schon däuchte es ihn, als vernähme er in seiner Seele ein fernes Glockengeläute, ein wirres Summen und Brausen; um ihn her war Alles still und leblos, sein ganzes bisheriges Leben, sein Vorhaben, der Schmerz seines Vaters, Alles wirrte sich durch einander; seine Stirn brannte vor Fiebergluth, er wälzte sich im Schnee, aber er vermochte es dennoch nicht, die Gluth in sich zu löschen. Starr richtete er sich empor, seine Augen rollten wie die eines Wahnsinnigen, er wollte aufspringen und seinem bösen Dämon entfliehen. „Feigling!" rief er sich wieder zu, „du hast den Muth nicht, zu sterben." Er riß sich das Gewand von der Brust, warf sich wieder auf den Boden, drückte die Augen fest zu und entschlummerte. Er mochte kaum wenige Minuten entschlummert sein, als er Tritte nahen hörte; unwillkürlich richtete er sich auf, eine kleine breite Gestalt stand unweit von ihm, sie richtete gerade eine Mordwaffe auf ihn mit dem Zurufe: „Wer da? antwort' oder ich schieße dich nieder."

„Um Gottes willen, erschießt mich nicht!" rief Ephraim aus voller Kehle. Die kleine Gestalt näherte sich ihm und stieß ein schallendes Gelächter aus. Es war der uns schon bekannte Heymann Lisse, ein Männchen von rundlicher Gestalt, welches sein sonst freundliches Gesicht fast gnomenhaft verzerrte, das

spanische Rohr mit den breiten zottigen Quasten hielt es noch immer wie auf dem Anstand.

„Ei, du bist's?" rief Heymann, den halb erstarrten Ephraim aufrichtend, „ich glaube gar, du hast als blinder Passagier in die andere Welt hineinrumpeln wollen; oder hast du bei deinem Vater noch nicht so viel Woll sortiren gelernt, daß du das Schneefeld für ein Wollmagazin angesehen hast? Siehst du? das ist echte Sterblingswolle, aber man kann sie nicht auf die Messe bringen."

Nachdem Ephraim einen Schluck Branntwein aus der kleinen Flasche, welche Heymann bei sich trug, getrunken hatte, konnte er sich wieder auf den Weg machen. Er erzählte nun, wie ein unerklärlicher Drang ihn hinausgetrieben habe in's Freie; nach und nach wurde in seiner Erzählung der Gedanke zu einem leibhaften Dämon, der ihn halb erdrosselt in den Schnee niederwarf und ihm alle Glieder lähmte, immer abenteuerlicher, immer gespenstischer wurden die Ereignisse, die einfache Thatsache trat immer mehr in den Hintergrund. — Allerdings bekundete Ephraim hierbei eine gestaltende und ausmalende Phantasie, die sogar an das Dichterische streifte, aber es war nicht jenes kindhafte Märchenspiel, das in's Unendliche hinaus greift und an die auftauchenden Gestalten glaubt. Die thalmudische Dialektik und die moderne Aufklärung des Rabbi hatten ihm alles geheimnißvoll Zauberische abgestreift, seine jetzige Erzählung war aus der Combination hervorgegangen und in der bestimmten Absicht gehalten, sein Vorhaben zu beschönigen. — In diesem Augenblick, als sich Ephraim einer geflissentlichen Lüge

bewußt ward, trat ein unversöhnlicher Zwiespalt in seiner Seele ein. Der Vorhang vor dem Allerheiligsten der Menschheit riß in dieser Stunde von oben bis unten entzwei. Die Einheit und Unschuld der jungen Seele war der Welt geopfert, der leibliche Selbstmord war vereitelt, aber ein anderer schien vollzogen.

Er konnte sich nie zu jener demüthig frommen Ergebung seines Vaters hindurchringen, der stets der herbsten Mühsale gewärtig, bei allen Schicksalsschlägen „auch gut" sprach; aber der einmal gewagte Versuch eines Selbstmordes lieh Ephraim bei allen Unbilden, mit denen ihn sein späteres Geschick umzingelte, eine zweischneidige Waffe: es war der Gedanke, Rache an seinen Widersachern zu nehmen, und dann sich selbst dem Tode als dem einzigen Erlöser in die Arme zu werfen. Oder giebt es ein Leben, das ein stets fortgesetzter Selbstmord zu nennen ist? Ist ohnmächtiges Ringen nach Lebenseinheit ein solcher?

Es läßt sich nicht ergründen, welche verborgenen Gedankenwege in einem jugendlichen Sinne sich verschlingen mögen, die zu dem Vorsatze des Selbstmordes führen. Das aber mag feststehen, daß es für Viele heilsam ist, in eine Lebensordnung eingeschlossen zu werden, welche die Selbstbestimmung aufhebt.

Der in Selbstverzehrung ausschreitende Sinn Ephraims fand sich wieder willig darein, daß Verhältnisse und Menschen über ihn verfügten, und Gehorsam ward ihm ein bewußtes Glück.

Der Allem entlaufen gewollt, mußte jetzt — deutsch schreiben lernen.

Die Ausschließung der Juden von dem bewegten Völkerleben hatte bei ihnen folgerecht eine Abschließung erzeugt, die zur Hartnäckigkeit wurde und von der kirchlichen Orthodoxie einen religiösen Stempel erhielt. Wer gutes Deutsch zu sprechen suchte, war ein „Neuling," ein Verdammter. Der jüdische Jargon war so zu sagen das geistige Speisegesetz, nach dem man Gedanken aufnehmen und geben durfte; aber eine unbewußte Regung des erwachenden Geistes, der sich glücklich mit den Ansprüchen des Geschäftslebens verband, durchbrach auch hier die gewohnten Schranken. Moses Daniel durfte, wenn auch noch zaghaft, doch ohne Gewissensbisse und ohne seinen Ruf in der Gemeinde zu gefährden, seinen Sohn — regelrecht Deutsch lernen lassen.

5. Der Kalligraph.

Herr Petzhold war mit Jedermann in Widerstreit, weil er von Jedem voraussetzte, daß er das Schreiben nicht als Kunst, sondern nur als Fertigkeit gelten lasse; und er war eitel wie Alle, die solcher zwischen Kunst und Gewerbe schwankenden Thätigkeit obliegen.

Während er mit der Rückseite seines Messers ringelnde Flocken von der Federspule abschälte, begann er daher zu seinem neuen Schüler:

„Was ist der Mensch ohne die Schreibekunst? Ein federloser Zweifüßler im nacktesten Sinne des Wortes. Erst durch die Schreibekunst wird er befiedert, und wird

seine eigentliche Menschhaftigkeit flügge. Die ganze Geisteswelt ist aus Haar- und Grundstrichen gezeichnet, und in den Buchstaben liegen die abstracten Begriffsformen für die Unendlichkeit der Gedankenbilder. Die Schreibekunst steht oben an unter den bildenden Künsten als philosophische Malerei, denn durch die Schriftformen läßt sich der menschliche Charakter nicht nur am meisten bilden, aus ihnen wird er auch am deutlichsten erkannt; die Schriftzüge sind die Gesichtszüge einer jeglichen menschlichen Seele, und nicht umsonst heißen die Schriftzeichen: Charaktere. Ich will Temperamente, Neigungen, Lebensgeschichte und Lebensverhältnisse, ja sogar die Körpergestalt eines Menschen aus den Zügen seiner Handschrift herauslesen.“ Und während er mit sicherer Hand den Kiel schnitt, den wohlbemessenen Sprung in demselben anbrachte und die Fahne abschliß, fuhr er bedächtig fort:

„Was das Geschichtliche der Schreibekunst betrifft, so ist sie von Aegyptern und Juden, Griechen und Römern mit gleicher Verehrung gepflegt worden, und im grauen Alterthume standen die Schreiber neben Propheten und Königen. Die glänzendste Apotheose feierte aber die Schreibekunst in den Klöstern des Mittelalters, noch sind hier große Geheimnisse zu erforschen, denn es bestand eine heilige Innung. Jene Heiligen, wie ein Hieronymus de Scala, der das Vater Unser griechisch oder lateinisch auf den Raum eines halben Hellers schreiben konnte; jener heldenmüthige Eroberer, Bernhardus da Santa Fide, der das majestätische Reich der Fracturschrift gegründet, dessen Bürger gleich den

römischen Senatoren mit einem Volke von Königen verglichen werden können; jener edle Mönch, dessen Name leider vergessen ist, der sich zwei Monate kasteiete, bis er das U in Gestalt einer Taube zeichnen konnte; was ist ein Epaminondas, ein Cato gegen sie? Zwar ist seit Erfindung der Buchdruckerkunst das Ansehen der Schreibekunst gesunken, aber ihr heiliges Andenken besteht ewiglich. So lange die Welt steht, wird man vom göttlichen Worte sagen: Geschrieben steht, aber nie Gedruckt steht. Ueber die Erfinder der Schreibekunst lassen Sie mich heute schweigen, ich könnte vor Aerger heute keinen schiefen Haarstrich mehr ohne Zittern hervorbringen, wenn ich mir das Unrecht vergegenwärtigte, daß die Chinesen noch immer nicht als die ersten Urheber derselben anerkannt sind. Nehmen Sie hier drei gut geschnittene Federn."

So schloß Herr Petzhold, indem er jetzt die Federn auf dem narbenvollen Nagel der linken Hand abspitzte, sie durch den Mund zog und dann nach seiner Gewohnheit eine Prise mit den drei Fingern nahm. Ephraim hatte unruhig und nur halb aufmerksam vor ihm an dem Tische gesessen, einen Bogen weißes Papier vor sich. Er meinte, er müsse, wie bei dem Polen, als Zeichen der Aufmerksamkeit auf jeglichen Vortrag jetzt eine Einwendung machen.

„Im zweiten Buch Moses heißt es von den zehn Geboten, sie seien mit dem Finger Gottes geschrieben," sagte er. Ephraim hatte vergessen, daß sein Lehrer taub war und deshalb eine doppelte Liebe zu dem geschriebenen Wort hatte. Er mußte nun lernen, wie

man den rechten Arm auf den Tisch auflegen, wie man die Handwurzel frei bewegen, und die Feder zwischen den drei Fingern frei spielen lassen müsse. Die ersten Striche wollten nicht recht gelingen, und der Lehrer zupfte ihn nach seiner Gewohnheit voll Jähzorn an den Augbrauen, dabei mußte er manche Strafrede über seine Ungeschicklichkeit hören.

„Ihr Juden seid doch die vertraktesten Kerle so weit man schreibt, das kommt von dem nichtsnutzigen Ebräischschreiben von der Rechten zur Linken her; ihr habt immer die verkehrte Welt. Da schreibt die rechte Hand nur immer der linken, damit Niemand neben dran etwas erfährt, und Alles hübsch unter „unsere Leut" bleibt. So lange man euch nicht bei Verlust der rechten Hand das Ebräischschreiben verbietet, ist nichts aus euch zu machen. An Ordnung und Regel seid ihr so gar nicht zu gewöhnen, da, in eurer Zigeunersprache stehen die Buchstaben wie in einer Judenschul', der eine streckt die Beine von sich, der andere gähnt, der dritte legt sich auf den andern und der vierte macht einen Purzelbaum. In der deutschen Schrift da heißt's: aufgepaßt! da stehen die Buchstaben in Reih und Glied, darf keiner mucksen, wie die Soldaten bei der Potsdamer Wachparade.

Nach und nach gelang es indeß Ephraim sich die Zufriedenheit seines Lehrers zu erwerben. Eines Tages überbrachte er diesem eine englische Probeschrift, starr blickte er einige Sekunden darauf.

„Wer hat das gemacht?" fragte der Lehrer barsch.

„Verzeihen Sie, ich, ich kann's gewiß nicht besser."

Der Lehrer wendete sich von ihm ab, und mit heftigem Geberdenspiel die Züge der Schrift in der Luft nachahmend rief er: „Ist's möglich! Diese kühngeschweiften Züge, diese waghalsige Keckheit der Verbindung, diese Rundung und Fülle, jeder Strich wie Minerva aus Jupiters Haupt, wie Venus dem Schaume mit Einemmal in untadelhafter Pracht und Fülle der Feder entquollen, und vor Allem diese höchste chinesische Ruhe und Sicherheit! Solches ist mir in den glücklichsten Mußestunden kaum gelungen. Das darf man ja kaum mit dem Grabstichel wagen. O ich Unglücklicher!" rief er, das Papier entfiel seinen Händen, und er faßte sich selber an beiden Augbrauen, „der Fluch der Atriden lastet wie der Himalaya auf meiner Seele, mein eigen Fleisch und Blut empört sich wider mich; doch sie soll büßen." — Er stürmte zur Thür hinaus, man hörte fernes Wehgeschrei, es näherte sich, der Lehrer kam wieder und zerrte ein schluchzendes Mädchen von schlanker Gestalt herbei, das sich mit der Schürze das Gesicht verhüllte und die Augen trocknete.

„Hier setz' dich her, Rosa," sagte der Lehrer, „schreiben Sie ihr ABC vor, Herr Kuh, sie soll jede Stunde hier sitzen und schreiben lernen. Schämst du dich nicht, mein eigen Kind, wirst in der nächsten Woche vierzehn Jahre alt und machst Buchstaben, die wie ein Ameisenhaufen in einander kriechen? Sieh' der Herr lernt jetzt erst sechs Monate bei mir schreiben, und das ist seine Schrift, er darf sich neben den Kabinetsschreiber der Kaiserin Maria Theresia stellen. Also nochmals ABC."

Ephraim war nun zum Gesetzgeber erhoben, denn

er mußte für seine neuerworbene Mitschülerin eine „Vorschrift“ machen, wie es Herr Petzhold nannte. Oft sah er während dieses Geschäftes auf und betrachtete Rosa, welche, das Kinn auf die Hand gestemmt, trotzig zur Erde sah, die Lippen ihres kleinen Mundes hatte sie zornig oder nachdenklich gepreßt, ihre vollen Wangen waren von heftiger Gluth entzündet, und in ihren Wimpern hing noch zitternd eine Thräne. Ephraim fühlte das Mißliche, hier bei einer harten Züchtigung mitwirken zu müssen. „Welch' süße und himmlische Worte der Entschuldigung und Aufmunterung hätte er aus diesen Buchstaben zusammensetzen können, die er nun fühllos und nichtssagend neben einander stellte,“ so dachte er, und als er jetzt das L regelrecht hingezeichnet hatte, konnte er sich kaum überwinden, „Liebe“ daraus zu bilden. Er schlug die Augen auf, sein Blick begegnete dem Rosa's, der schwermuth- und vorwurfsvoll auf ihm ruhte; er überlegte, was er ihr sagen sollte, der Lehrer hörte es ja nicht, aber Alles däuchte ihn zu matt und dürftig, er schwieg und gelangte endlich beim Z an. Mit den Worten: „Schreiben Sie mir zulieb; ich bitte,“ überreichte er ihr das Papier. Rosa lachte.

Weit glücklicher war er zwei Tage darauf, denn nun mußte er eine eigentliche Vorschrift in Worten für Rosa fertigen. Herr Petzhold übergab ihm sein Lieblingsbuch, um Einiges zu diesem Zwecke daraus abzuschreiben, es waren „Herrn Christian Hoffmann von Hoffmannswaldaus sinnreiche Heldenbriefe, auch andere herrliche Gedichte;“ Ephraim schlug das Buch

auf, er nahm es als gutes Zeichen, daß ihm folgende Verse auffielen, die er nun in schöner Schrift schrieb:

„Perlen liegen eingeschränkt
In den harten Muschelhäusern;
Wer auf frische Rosen denkt,
Sucht sie in den Dornenreisern;
Honig ist nicht ohne Bienen;
Wer in Chanaan will stehn
Muß erst in Aegypten dienen
Und durch Meer und Wüsten gehn.“

Er übergab Rosa die Schrift und das Buch, indem er sagte, den folgenden Vers möchte er gern schreiben, aber er wage es nicht, sie solle ihn lesen. Rosa gehorchte dem Rathe und las schüchtern:

„Jetzo schreib' ich meinem Herzen
Diesen wahren Denkspruch ein:
Feuersgluth und Liebesschmerzen
Müssen wohl bewahret sein.“

Rosa schlug verschämt und leise das Buch zu.

Herr Petzhold verließ nun auf einige Minuten das Zimmer, Ephraim wußte nicht, wie es kam, er hatte Rosa umfaßt, er hing an ihrem Halse, er hing an ihren Lippen; aber bald störte ein schwarzer Dämon ihre kindliche Wonne; sie hörten Etwas zur Erde fallen, das Dintenfaß lag zerbrochen, und „die Fluth des schwarzen Schicksals schlängelte sich vielarmig zu ihren Füßen.“ Noch standen Beide rathlos da, sahen sich staunend und verwundert an, als der Rächer erschien.

„Wer hat das gethan?“ fragte Herr Petzhold und faßte seine Tochter alsbald bei den schönen Augbrauen, weinend und zitternd riß Ephraim den Arm des Vaters weg, und schrie aus voller Kehle: „Um Gottes willen! sie ist unschuldig, mir — mir reißt die Augen aus.“

Wie labte er sich in dem Gedanken, für Rosa Schmerzen ertragen zu dürfen; das Auge zu ihr emporgerichtet, wollte er freudig Tod und Nacht hereinbrechen sehen, aber Herr Petzhold versagte ihm die Lust des Märtyrthums, er mußte nach Hause gehen, ohne Etwas erduldet zu haben.

Rosa warf ihm eines Tages ein kleines Schnitzel Papier auf seine Schreiberei, worauf sie nichts geschrieben hatte, als ihren Namen Rosa Mathilde Marie und den Namen Ephraims darunter. Was bedurfte es mehr? In diesen Worten lag ja die überschwenglichste Offenbarung eines Geheimnisses, das sich noch scheu zu verhüllen trachtete. Stunden lang saß nun Ephraim einsam auf seinem Zimmer und bannte Wonne und Trauer seines bewegten Herzens auf das Papier; es waren keine Gedichte, in denen er seine Liebe ausströmte; woher sollte er die rechten Worte nehmen und wie sollte er sie fügen? er hatte nur erst gelernt, schöne Buchstaben zeichnen. Da saß er nun und schrieb unzähligemal den Namen seiner Rosa: in Fraktur, englisch, deutsch und ebräisch, in allen Stellungen und Verbindungen. Wie glücklich war er! Die schönsten Buchstaben des Alphabets hatten sich zur Bezeichnung des Herrlichsten auf Erden vereinigt. Er machte die Grundstriche aus durchbrochener Arbeit, und in den leeren

Raum schrieb er mit einer Rabenfeder seinen eigenen Namen, jeder Buchstabe bildete wieder einen besondern Rahmen für ein neues Symbol, bald jagte er einen fliegenden Pfeil durch, bald nistete er sich mit seinem vollen Namen behaglich darin ein; seine Hand zitterte nie, selbst bei den gefährlichsten Unternehmungen. In hundertfältigen Liebesnetzen fing er dann ihren Namen ein, zahllose Kränze flocht er um ihn, dieser kühne ovale Zug mit dem er ihn einschloß, der in einer weithin flatternden Schleife endete, das war das seligste Umfangen. Diese Pfeile, von Reben umrankt, die er als undurchdringlichen Wall um ihren Namen stellte, waren sie nicht Verkündiger seines jauchzenden Muthes?

Andere mochten in wohlgefügten Liedern und Sonetten, in Bildern mit der Glorie der Vollendung gekrönt, in Schlachten zu deren Ruhm geschlagen, ihr Liebchen feiern; Ephraim konnte sich mit Recht sagen, daß wohl nie der Name eines Mädchens schöner beschrieben wurde als der Rosa's.

Den Wänden seines Zimmers, dem Sande im Garten, ja sogar dem Tische vertraute er die heiligen Schriftzüge an. Seitdem er die Schönschreibekunst übte, hatte er die üble Gewohnheit, auf jeden frischgescheuerten Tisch vor dem er saß, mit seinem Nagel das Wort Rosa zu zeichnen; zwar that er dieß wie aus prophetischer Eingebung schon ehe er Rosa Petzhold kannte und liebte, er verwischte auch dann schnell diesen Namen wieder, denn er konnte sich doch leicht dadurch verrathen.

Eines Sabbath Mittags stand er nachdenklich am

Fenster. Ohne daß er es wußte, hatte er die Scheiben angehaucht und unzähligemal den Namen Rosa in einander geschrieben. Da packte ihn eine Hand am Nacken: „Gottloser, was machst du da!“ rief ergrimmt sein Vater, „weißt du nicht, daß heut' Sabbath ist und man nicht schreiben darf?“

Ephraim wischte schnell, obgleich das eine neue Sabbathschändung war, mit der Hand das Geschriebene wieder aus, er war froh, daß sein Vater das Wort selbst nicht bemerkt hatte, und suchte ihm nun aus den Gesetzen der Rabbinen zu beweisen, daß man eine Schrift, die nicht von Bestand ist, am Sabbath schreiben dürfe. Jetzt zum Erstenmal, bei diesem geringfügigen Umstande, da er die Schriftzüge von dem Namen Rosa's unbeständig genannt, und in Verbindung mit den Gesetzen der Rabbinen gestellt, erwachte in ihm plötzlich das Bewußtseyn des Zwiespaltes, in den er gesetzt war. Man konnte mit Hoffmannswaldau von ihm sagen: an dem rosenfarbenen Gewande seines Lebensglückes „riß der Zeiten Garn entzwei.“ Ephraim war sehr betrübt, sein Vater nicht minder, aber aus ganz anderen Gründen.

Kaum hatte Ephraim selber deutsch lesen und schreiben gelernt, als er es auch schon wieder lehrte; Veilchen, seine Schwester, bat ihn unaufhörlich, ihr Unterricht zu geben, und Nachts, wenn Alles im Hause schlief, saß das siebzehnjährige Mädchen bei dem Bruder und ließ sich von ihm die Zeichen lehren, in denen die Kinder der Welt ihre Gedanken und Erlebnisse niederschreiben; diese Lippen, zum Kusse reif, mühten sich

ab, stotternd zu buchstabiren; Lessings Lustspiel, „die Juden," das Ephraim mit Bewilligung seines Vaters gekauft hatte, diente als ABCbuch. Mit staunenswerther Schnelligkeit lernte Veilchen deutsch lesen und schreiben. Je weiter sie aber in dem ersehnten Eldorado des neuen Wissens vordrang, um so unglücklicher ward sie; alles Gedrückte, Verrenkte und Rauhe, was sie sah, erschien ihr als jüdisch; alles Freie, Natürliche, Heitere und Zarte, was sie las und ahnte, war ihr christlich; sie beneidete die ärmste Christin, und wenn sie Ephraim ihren Schmerz klagte, schalt sie dieser, vielleicht weil er selber an dem gleichen Uebel kränkelte. Moses Daniel hatte heute, am heiligen Sabbath, Veilchen weinend über einem deutschen Buche gefunden; trotz aller Drohungen behauptete Veilchen, von selber das unnütze und gottverlassene Zeug gelernt zu haben. Darum war Moses Daniel heute so sehr betrübt. —

Das ganze spätere Lebensgeschick Veilchens findet seinen Ursprung in der unschuldigen Thatsache, daß sie — deutsch lesen und schreiben konnte.

6. Die doppelte Buchhaltung und Joseph in Aegypten.

Ephraim war ein vollendeter Kalligraph, und galt in der ganzen Gemeinde zu Breslau als „ein guter Deutscher," mit welcher Bezeichnung die deutschen Juden das Innehaben aller Profangelehrsamkeit zusammenfaßten. An eine große Revolution in der Geschichte des Comptoirlebens knüpfte sich das Eintreten Ephraims

in dasselbe; der Franzose de la Porte hatte die merkantilische Weltordnung zuerst auf Prinzipien gebaut, in ein System gebracht, und zur Wissenschaft erhoben. Herr Petzhold war ein begeisterter Verkündiger der neuen Heilslehre, er war wieder der Führer Ephraim's. Die arme Rosa war fast ganz vergessen, ihr Vater hatte sie zu einer alten Tante nach Brieg geschickt. Ohne Abschied, ja ohne ihm die leiseste Kunde von ihrer Entfernung zu geben, hatte sie Ephraim verlassen. Der immer praktischer werdende Jüngling sah es als eine günstige Wendung des Geschicks an, so auf einmal von allem Zwiespalt befreit zu sein, er suchte sich dahin zu bringen, das ganze Verhältniß als ein kindisch unbedachtes zu betrachten — das erste Conto in dem Hauptbuche seines Lebens endete mit einem ungelöschten Saldo.

Manchmal überkam ihn noch ein schreckhaftes Bewußtsein seines Deficits, er fühlte sich verarmt und verlassen; aber in dieser Periode des Wachsthums an Wissen und Kraft, in welcher Ephraim noch stand, hebt ein neues Buch, ein neues Gebiet des Wissens, plötzlich in eine ganz andere Atmosphäre, daß des Lebens Lust und Leid fast ganz verschwindet. Die Gelehrten vom Fach bleiben gewissermaßen ewig auf dieser Stufe der Schulmäßigkeit, und weil ihr Dasein ausschließlich Lernen ist und nie That wird, sind sie dem Leben gegenüber Kinder, ruhige Indifferentisten, oder das, was man gewöhnlich glückliche Leute nennt.

Von fremden Sprachen kannte Ephraim nur die beiden großen Worte: Debet und Credit. Kaum konnte

er sich nun in seiner Muttersprache auf dem Papier geläufig ausdrücken, als er auch schon französisch zu lernen begann. Nur wer im Französischen à fond war, war bei der großen Welt accreditirt, denn von Frankreich bezog man den Esprit. Ephraim lernte neben den merkantilischen Activen und Passiven auch die grammatischen kennen.

Eine wahre Lernwuth bemächtigte sich seiner, wie sie sich nur bei Autodidakten findet, die nicht methodisch eingeschult wurden. In wenigen Jahren lernte er französisch, englisch und italienisch, auch einen lateinischen Autor konnte er nothdürftig lesen. Mit der Kenntniß der Sprachen und ihrer Formen erschloß sich ihm auch nach und nach der Gehalt der Wissenschaft und der Kunst, den die Geister vergangener Zeiten zu Tage gefördert. Die Helden des Alterthums lernte er zwar zuerst unter dem klassischen Puder aus dem Zeitalter Ludwigs XIV. kennen, das freie Naturleben der Griechen war in französische Schnürleibchen gezwängt, die nackte Schönheit der Formen mit zarter Seide übersponnen und mit lüsternen Schleiern überhaucht. Alles das kümmerte den Jüngling wenig: diese Welt war so heiter, so frisch und lebensmuthig, sie war so fern von alle dem was ihn umgab, von dieser kleinlichen Religionssclaverei, wo das Leben erst mit dem Tode beginnt, sie war so erhaben über all dem Jagen nach Gewinn, diesem Zählen, Rechnen und Wägen, daß er mit Schmerz und Geringschätzung seine ganze Umgebung ansah. Er war ein Fremdling in seinem eigenen elterlichen Hause.

Wieder auf einer erhöhten Stufe klagte er das Schicksal an, das ihn als Jude geboren werden ließ. Die Völker draußen, glaubte er, seien die Erben jenes glänzenden Lebens, wie es hier in den Büchern verzeichnet stand; das Bauernleben däuchte ihm noch jene friedsame Idylle, wo man singend und jubelnd den Samen in die Furchen streut, und wo nichts als Friede und Freude unter den Strohdächern wohnt; in jedem Officiere, ja fast in jedem Soldaten glaubte er einen Epaminondas, einen Cäsar zu sehen. Solche Täuschungen konnten indeß nicht lange dauern, denn ein Gang in das Wollmagazin seines Vaters belehrte ihn, wie die Bauern, die dort ihre Wolle verkauften, sein geträumtes Ideal der Sitteneinfalt vereitelten; ein Gang in das Comptoir, wo die Officiere auf ihre Monatsgage Anlehen erhoben, belehrte ihn, daß unter den auswattirten Coletten keine Cäsarsherzen schlugen.

„Die Ideale und die Wirklichkeit müssen getrennt werden, einst in fernen Tagen war es anders und wieder in fernen Tagen mag es so kommen," so sprach Ephraim zu sich, und diese traurigste aller halbwahren Erfahrungen schuf ihm Zufriedenheit und Ruhe.

Wenn er den Tag über an seinem Journale oder Hauptbuche, als Geschichtsschreiber und Prosaist, die laufenden Tagesbegebenheiten verzeichnet, Geschäftsbriefe jeglicher Art empfangen und beantwortet hatte, so empfing er Abends im stillen Kämmerlein die portofreien poetischen Episteln entfernter und verwandter Geister; prima vista acceptirte er die geistigen Wechsel, welche die Classiker des Alterthums oder die Schriftsteller der

Neuzeit auf ihn gezogen, er entschlug sich da der doppelten und einfachen Buchhaltung und legte die Schätze Anderer zu hohen Zinsen in dem Getriebe seines Geistes an.

So lebte er ein glückliches Leben, denn es war jene Zeit, da die Mußestunden noch in doppelten Farben schillern.

Es ist bemerkenswerth, daß Ephraim sich mit besonderer Vorliebe in die Idyllendichtung hinein lebte; gerade weil sie als rein ideell, wie er sich's dachte, seinem ganzen Außenleben so fern lag, mochte er sich um so ungestörter an ihr erquicken. Diejenigen Völker, deren Wissen von den göttlichen Dingen durch den Buchstaben überliefert wurde, sind dem freien Naturleben entfernt. Die Juden insbesondere, deren Leben im Abendland einer unter Trümmern sich hervorwindenden Vegetation glich, kannten jenes heitere Wachsen und Blühen gar nicht, und ein doppelter Zauber überglänzte Alles vor der jugendlichen Phantasie Ephraims. Der Wechsel der Jahreszeiten und der Witterungen, alles das, was im Geschäftsleben und den Schriften der Juden fast unmerklich vorüberging, bildete hier oft den Mittelpunkt des Daseins. —

Einst saß er im Wollmagazin auf einem großen Ballen, er hielt die Factura in der Hand, um Quantität und Qualität der neuangekommenen Wolle genau zu controliren; das Geschäft war langweilig, die rastlose Phantasie Ephraims schuf sich schnell zu der hier ausgekramten Wolle die Leiber der Schafe und ließ sie lustig tanzen und springen auf der grünen Trift,

Ephraim selber ward zum sorglosen Hirten, der die Syrinx blies und die schwatzhafte Echo weckte; da kam mit geflügeltem Schritte die liebliche Chloe, es war Rosa, und brachte ihm Honig und Ziegenmilch, und ihre Küsse süßer noch als Honig und ihre Worte labender noch als Ziegenmilch —

„Daß sich Gott erbarm! da liegt der Jung' und schläft. Du hättest sollen Rabbiner werden, denn du verstehst doch nichts Rechtes vom Handel," so sprach Daniel Moses, indem er seinen Sohn aufrichtete, der sich starr und verwundert die Augen rieb und eine milde Strafpredigt seines Vaters anhören mußte.

„Wenn ich den Schlüssel in meiner Comptoirthüre zum Zweitenmal herumgedreht habe, bin ich ein ganz anderer Mensch," so hatte er sich noch gestern gegen seine Schwägerin berühmt, und ihr dargethan, wie er es gefunden habe, das höhere und das gemeine Leben zu scheiden, und heute schon war diese stolze Maxime der praktischen Vernunft ins Nichts zerflossen.

Täubchen, oder wie sie sich lieber nennen ließ, Theodolinde, war die einzige Vertraute Ephraims; er glaubte in einer Art von geschwisterlichem Verhältniß zu ihr zu stehen, und enthüllte ihr sein ganzes Innere. Ephraim stand noch auf jener ersten Stufe der Mittheilungslust, wo wir uns von einem Jeden im innersten Kern verstanden und begriffen und harmonisch geeint glauben, weil er uns mit sichtbarer Aufmerksamkeit zuhört, in allgemeinen Erwiderungen unsere Mittheilungen entgegennimmt und uns oft nur dasselbe zurückgiebt, was wir vor wenigen Minuten selber ausgesprochen;

die früher oder später folgende Erfahrung, das Spiegelbild für eine wahrhafte Gestalt angesehen zu haben, ist nicht minder herb als unausbleiblich. Ephraim theilte seiner Schwägerin Alles war er las, fühlte und dachte, nach dem frischesten Eindrucke mit. Durch dieses Aussprechen vor ihr erkannte er erst deutlich, was in ihm vorging, und glaubte deshalb durch sie zum Verständniß seiner selbst gelangt zu sein. Doppelt schmerzlich war es ihm daher, als er sich von ihr nicht in Wahrheit begriffen glaubte.

Einst sprach er ihr in überschwenglichen Worten von den hohen Schönheiten, die in der Iphigenie von Racine sich offenbarten, und wie die tiefe Tragik dieses Stoffes seine ganze Seele erfüllt hätte.

„Ja, es ist ein schönes Buch, es hat mir auch viel Vergnügen gemacht," antwortete die Angeredete heiter lächelnd; sie glaubte eine tiefe und mit den Ansichten ihres gelehrten Schwagers durchaus übereinstimmende Bemerkung gemacht zu haben. Dieser aber schauerte plötzlich zusammen indem er empfand, daß er eine große Summe nie wiederkehrender, aus der heitersten Jugend entsprossener Gefühle an eine Unwürdige verschwendet habe; seine frühere Verehrung für sie verwandelte sich fast in Verachtung. Was er mit bangem Herzklopfen und wehmüthigem Blicke gelesen, der ganze gräßliche Schmerz, der in den unglückseligen Verwicklungen der Lebensverhältnisse liegt, wie ihn der Dichter so starr und unbeugsam darstellte, Alles das war ihr nur leichtfertiges Spiel, ein bloßer Zeitvertreib! — Von Tag zu Tag wurde er kälter gegen sie; sie aber,

ohne zu ahnen, was ihn von ihr entfernte, verfolgte den schönen schlanken Jüngling mit immer feurigeren Blicken und süßeren Worten.

Täubchen, oder wie sie sich lieber nennen hörte, Theodolinde, war in ihrer Kindheit durch Zufall in eine Sphäre des Wissens hineingelockt worden, die damals außerhalb der jüdischen Kreise lag; ihre vorherrschend sinnliche Natur hatte sie nur die äußere Nothwendigkeit dieser Bildungselemente erkennen lassen; sie las die Bücher und spickte ihre Conversation mit französischen Phrasen, wie sie es in der Kleidertracht den christlichen Damen nachthat und sie in grellen Farben und in Ueberladung der Stoffe sogar überbot; sie hatte nie geliebt, auch ihren Mann nicht, sie hatte ihn nur geheirathet, und wurde von ihm mit Ergebung verehrt. Er hörte es gern, wenn ihm die Leute sagten: er sei einer so gebildeten und schönen Frau nicht werth. „Ich hab' sie doch," sagten dann seine schmunzelnden Mienen, und kneifte ihr dann die zarten Wangen so stark, daß sie ihn oft halb im Ernste einen garstigen Menschen nannte. Während sonst jedes jüdische Haus ein dermaßen offenes war, daß Jeder aus der Gemeinde nach Belieben und ohne Veranlassung kam und ging, hatte Theodolinde die Neuerung getroffen, daß man sich bei ihr anmelden lassen mußte; Viele wurden abgewiesen und Andere blieben von selbst weg.

Chajem war nicht wenig stolz auf diese Vornehmheit seines Hauses und in der Gemeinde wurde viel über Theodolinde gespottet. Der Hauptwitzbold, Heymann Lisse, sagte von ihr: „Ihre ganze Gebildetheit

besteht in weiter Nichts, als sie trägt ein Bracelett als Nasenring.“ Diese Bemerkung verbreitete sich rasch, denn sie war eben so boshaft als treffend, und ein Ausspruch des Gemeindewitzboldes war unvertilgbar. Auch Abweichungen von den jüdischen Bräuchen hatte Theodolinde durch die Ergebenheit ihres Mannes durchgesetzt, sie ging ohne Schürze aus dem Hause, ja sogar in die Synagoge, und in den Zimmern ihres Hauses hingen farbige Bilder: eine ungewöhnliche Neuerung, denn es steht geschrieben: „Du sollst dir keine Bilder machen.“ Der alte Moses Daniel schüttelte über diese neuen Moden bedenklich den Kopf, aber er wollte die überaus glückliche Ehe seines ältesten Sohnes nicht stören und schwieg.

In dem kleinen Zimmer mit den bemalten Kupferstichen saß gewöhnlich Ephraim und sprach von den Freuden seiner Seele; das Auge der Zuhörerin warf unstete Flammen, Ephraim freute sich dieser Zeichen der Aufmerksamkeit. Theodolinde machte bei ihrem jüngsten Schwager von allen leichten Vertraulichkeiten der Verwandtschaft Gebrauch, sie schalt über seinen verwahrlosten Anzug, strich ihm die Locken aus der Stirn, sie band ihm die Halskrause mit zierlicherer Schleife fest, sie faßte ihn am Kinn und lehrte ihn eine gerade Haltung; Ephraim stand bewegungslos kalt da, als müßte es dies Alles mit sich geschehen lassen, während Theodolinde ihr glühendes Auge oft starr auf ihn richtete, oft wie in stiller Trauer die Wimpern niederschlug und den Kopf neigte. Dieser Jüngling hatte ihr zuerst das Auge für das unendliche, schimmernde Reich der

dichterischen Phantasie geöffnet, durch ihn hätte sie in ein Leben, das von höheren Wünschen und Hoffnungen getragen war, versetzt werden können. Als sie einst den vor ihr sitzenden Ephraim mit beiden Händen an den Schläfen gefaßt hatte, scheinbar um seine Locken in Ordnung zu bringen, drückte sie einen Kuß auf seine Stirn; der Jüngling zitterte, seine Stirne wurde roth, er senkte den Blick, sie richtete sein Haupt auf, da traf plötzlich sein Auge ein Bild, das ihm gegenüber hing: es war von Theodolinden ungeschickt hier angebracht, denn es war Joseph und Potiphar. Wie mit himmlischer Kraft erwachten die frommen Gefühle seiner Kindheit in ihm, er bedeckte sich voll Scham die Augen, riß sich von Theodolinden los und stürmte davon.

Theodolinde verstand es indeß bald wieder, die frühere Harmlosigkeit des Verhältnisses zu ihrem Schwager auf's Neue herzustellen und sogar zu erhöhen; sie wußte sich als unverstandenes Herz darzustellen und kramte allerlei verworrene Phantastereien aus; Ephraim empfand eine Genugthuung darin, ihr theilweise Leitung geben zu können und nur Einmal kam er auf die abgethane Verirrung zurück, indem er sich ihren „Traumdeuter Joseph" nannte.

7. Auszug aus Aegypten.

„Ueber's Jahr in Jerusalem!" — so rief Moses Daniel, indem er sich von seinem morgenländischen

Ruhebett aufrichtete, und den vollen Becher in die Höhe hob, als trinke er dem unsichtbaren Gottesgeist zu. Ephraim betrachtete still und gedankenvoll die Arabesken an seinem goldenen Becher.

Es war der erste Abend des Osterfestes. Seitdem die Sonne untergegangen war, saß oder lag vielmehr Moses Daniel singend und plaudernd auf den mit Goldbrokat überzogenen Kissen der Ottomane, die hinter dem reichgedeckten Tische stand. Vor ihm lagen, in weißen Tüchern aufgeschichtet, drei Kuchen von jenem „Brode der Armuth“ (5. B. M. 16, 3), das die Kinder Israels bei dem Auszug aus dem Sklavenhause Aegypten gegessen hatten, und ein Stück unmittelbar im Feuer gebratenen Fleisches, zum Andenken an das Osterlamm. Es war ein symbolisches Abendmahl: man genoß rohen Meerrettig, zur Erinnerung an die Bitterkeiten, welche die Kinder Israels in Aegypten verschluckten; man genoß rohe in gelbliche Latwerge eingetauchte Petersilie, zur Erinnerung an den Lehm, den die Kinder Israels in Aegypten stampfen mußten. Nächst den vielen vorgeschriebenen Gebeten und Erzählungen sprach man noch viel über die Geschichte des Auszuges aus Aegypten, und Moses Daniel freute sich, der Vorschrift der Rabbinen gemäß, so inniglich, als ob er selber aus Aegypten gezogen wäre.

Am Osterabend ist jeder jüdischer Hausvater ein orientalischer König, so auch Moses Daniel. Er stand nicht auf von seinem Divan, um sich die Hände zu waschen, als man die Speisen auftrug; er ließ das silberne Waschbecken vor sich bringen, und erhob sich

kaum von seinem stolzen Sitze. Um aber nicht in Uebermuth zu verfallen, hatte Moses Daniel, nach der Weise der Chasidim (jüdische Pietisten), sein weitfaltiges weißes Sterbegewand angezogen; in solchen Gegensätzen gefiel sich die jüdische Sitte. Bereit dem Rufe des Messias zu folgen, wie die Vorfahren in Aegypten „die Hüften gegürtet, die Sandalen an den Füßen und den Stock in der Hand" (2. B. M. 12, 11), so war auch Moses Daniel zum Aufbruche gerüstet. Es konnte Grauen erregen, wenn man seine knöcherne Hand mit den geschwollenen Adern aus dem Talare hervor nach dem vollen Becher greifen sah; das kam aber Niemand, der am Tische saß, in den Sinn. Außer Ephraim, seinen drei Brüdern und seiner Schwester, saßen noch zwei Polen in schwarzseidenen Kaftanen mit Ringellocken an den Schläfen und der uns wohlbekannte Schnauzerle nebst seiner Gattin und zwei Kindern am Tische, auch die Magd des Hauses fehlte nicht. Diese erzählte während des Essens, daß schon seit gestern Abend der Sohn eines reichen christlichen Bürgers spurlos verschwunden sei; er sei noch Nachts, nachdem die Festung bereits geschlossen war, aus dem Hause gegangen, und seitdem habe man keine Spur von ihm entdeckt.

„Gott sei gelobt und gepriesen," sagte Moses Daniel, „vor Zeiten hätt' eine solche Geschichte Tausenden von Jehudim Gut und Blut gekostet. Gott sei gelobt, er hat uns das Joch der Verbannung um Vieles leichter gemacht."

„Joch bleibt Joch," entgegnete Ephraim, „ich kann

nicht Gott sei Dank dafür sagen, daß uns auf allen Wegen und Stegen Hand- und Fußschellen angelegt sind."

„Wenn du nicht still bist, so kannst du noch eine Maulschelle dazu kriegen! Für was wären wir denn in der Verbannung und hofften auf den Messias, wenn wir nicht unterdrückt wären? Gott verzeih' mir's, zerstört mir der Junge noch den heiligen Feiertag."

Der eintretende christliche Magazinknecht unterbrach die heftigen Reden Moses Daniels und die Besänftigungen der Polen.

„Man hat einen Wollsack gebracht und ihn unten im Hausflur abgeladen," berichtete der Knecht, „der Fuhrmann hat gesagt, er wolle nach den Feiertagen schon mit dem Herrn abrechnen."

„Ich wollt', ich könnte dir den Wollsack in den Rachen schieben, daß du daran erstickst," rief Moses Daniel aufspringend und die Fäuste ballend, „hab' ich dir nicht neun und neunzigmal gesagt, du sollst am Samstag und Feiertag nichts annehmen, was sich auf den Handel bezieht? Es ist, als ob alle Höllengeister in mein Haus eingedrungen wären, um Alles zu unterst zu oberst zu kehren. Hat ja der Sambatjon am Samstag und Feiertag Ruhe; ich habe keinen Feiertag und keinen Sabbath mehr, und meine Kinder, besonders mein hochdeutscher Herr Sohn —"

„Lieber Vater, du bist doch aber heute gar zu ärgerlich," sagte Veilchen, und suchte ihrem Vater, der wieder ruhiger wurde, den Wein wegzurücken.

„Es ist wahr, ich weiß nicht, ich bin heut' Abend so ärgerlich und das darf nicht sein, es muß vom

Wein kommen," sagte Moses Daniel sich ruhig nieder-setzend.

Wie es das Gesetz vorschreibt, hatte jeder Tischgenosse bereits zwei Becher rothen Weines geleert. Nur aus einem hohen vergoldeten Kelche, der neben dem Hausvater stand, hatte noch Niemand einen Tropfen getrunken, und doch war, wenn die andern Becher gefüllt wurden, auch in diesen Kelch Einiges zugegossen worden. Die Sage nennt diesen Becher den des Propheten Elias, da dieser, der Vorbote des kommenden Messias, überall unsichtbar das Fest der Erlösung mitfeiert; darum steht in der Hütte der ärmsten Juden an diesem Abend ein Becher Weines für den Propheten bereit.

Nach dem Tischgebete wurden die Becher wieder gefüllt, Alles erhob sich:

„Ueber's Jahr in Jerusalem!" so rief Moses Daniel, indem er sich von seinem morgenländischen Ruhebette aufrichtete, und den vollen Becher erhob, als tränke er dem unsichtbaren Gottesgeiste zu.

Moses Daniel hielt nach jenem Rufe inne, er horchte leise auf, ob nicht vom Himmel herab ertöne der schmetternde Posaunenschall des Erlösers, der die Erde erzittern macht vor Freude und Bangen, gleich einer Braut, die mit Sang und Klang den Bräutigam heranziehen hört, der sie vor den Altar führt; er horchte leise, ob er nicht vernehme den Ruf, der ganz Israel versammelt aus allen vier Enden der Welt; Alles war stille, kein Athem wurde vernommen, nur von drüben aus der Fechtschule drangen verworrene

Klänge der Singenden und Redenden herüber: da ertönte ein Horn — Ephraim konnte sich eines bittern Lächelns nicht erwehren, es war der Nachtwächter.

Moses Daniel stemmte die linke Hand an die Augenbrauen, und beugte sein Antlitz über den vollen Becher, sein Spiegelbild blickte ihm daraus entgegen, es war keine Todtenfratze, die ihn daraus anstarrte; und nach diesem untrüglichen Zeichen, so lehrt die kabbalistische Ueberlieferung, hatte er die Gewißheit, in diesem Jahre nicht zu sterben, und konnte er noch über's Jahr die Ankunft des Messias erharren. Moses Daniel wollte sich eben ruhig niedersetzen, um den letzten vorschriftsmäßigen Becher gemächlich zu schlürfen: da hörte man an der Fechtschule die Scheiben klirren, Toben und Lärmen auf der Straße und Geheul in den Häusern. „Nieder mit den Juden! Wir wollen ihnen ihr eigen Blut zu saufen geben! Der Moses Daniel muß sterben, der hat den Fritz Posch umgebracht.“ Steine prasselten wider die Fensterladen des Zimmers, in welchem die friedliche Familie weilte; Alle schracken zusammen und wollten sich schnell vor der nahenden Gefahr retten. Auch Moses Daniel preßten sich unwillkürlich die beiden Fäuste zusammen, seine Augenbrauen zogen sich tief herein, aber schnell küßte er das offene Blatt des Gebetbuches und erhob sein Haupt, sein Auge flammte, seine hohe Stirne war wie mit Lichtglanz übergossen.

„Ruhig!“ sprach er, und seine Lippen verzogen sich in schmerzlicher Fassung, „wie Gott will; ist es sein Wille, daß wir sterben, so laßt uns als fromme Juden

sterben, in Gott, mit Gott, Halleluja! Halleluja! Hallelu El." — Wie ein Prophet stand Moses Daniel da in seinem weißen Talare, die Hände hoch zu Gott erhoben, den Psalm singend; Alle ergriff ein heiliger Schauer und unwillkürlich stimmten sie mit in den Gesang ein, selbst Schnauzerle, der sich beim ersten Tumult mit seinem silbernen Bestecke unter den Tisch verkrochen hatte, kam leise wieder hervor und machte ein sauersüßes Gesicht, indem er in den Chor einstimmte.

Die Hausthüre war erbrochen, man hörte eine Masse Menschen die Treppe heraufpoltern, die Stubenthüre ging auf, Moses Daniel sang ununterbrochen den Psalm weiter, und wie vom Zauber gebannt standen die rohen Eindringlinge, Keiner wagte einen Fuß über die Schwelle zu setzen. Nur wenige Augenblicke waren diese rohen Gemüther von der Allmacht des Heiligen gebannt. „Der Kerl hat, glaub' ich, ein gestohlenes Meßgewand auf seinem räudigen Judenleib," rief einer der Zurückgedrängten und kniff seinem Vordermann in's Ohr, daß dieser laut aufschrie, ein Gelächter entstand, und verschwunden war alle Ehrfurcht vor dem Heiligen.

„Seht," sprach der Rädelsführer, indem er auf die singende Gruppe eindrang, „seht, Jeder hat einen Becher in der Hand, hier steht ein großer, der für Niemand am Tische ist, da drin ist das Marterblut, das sie dem Fritz abgezapft haben, da, wasch' dich mit, du vermaledeiter Judas!" Er nahm den großen Kelch und schüttete den Wein Moses Daniel in's Gesicht, daß

dieser rücklings auf die Ottomane niederfiel, das weiße Gewand troff über und über wie vom Blute.

„Leben um Leben!“ rief Ephraim, indem er ein Messer ergriff, und den Missethäter an der Kehle packte, „mir nach, meine Brüder! Die Zeiten sind vorbei, wo man sich wehrlos niedermetzeln ließ; müssen wir sterben, so sollen diese Bluthunde uns voran!“

Ein furchtbares Ringen und Kämpfen, Schreien und Wehklagen entstand in der Stube, Veilchen umfaßte weinend die Kniee ihres halb ohnmächtigen Vaters.

„Halt!“ schrie Moses Daniel plötzlich erwachend. „Halt ein! Ephraim, Ephraim, willst du uns Alle tödten? Die Hand möge dir zum Grabe heraus wachsen, das Messer möge sich in dein Herz bohren, wofern du nicht abläßest von der sündhaften Gegenwehr. Christen, hier bin ich, bindet mich, nehmt mich gefangen, tödtet mich, ich will euch nicht fragen, warum thut ihr also? ich bin euch ein Jude — nur meine Kinder schonet, sie sind noch jung, sie wollen noch leben.“

Ephraim hörte seinen Vater weinen, das Messer entfiel seinen Händen, er weinte mit. Man hörte die Scharwache unten an der Thüre, die Meuterer benutzten noch den Augenblick, und steckten in die Taschen, was sie an Werthgegenständen habhaft werden konnten. Veilchen wurde von einem Frechen, der ihr die Korallenschnur vom Halse riß, fast erwürgt.

„Herrenloses Gut ist für mich auch kein Uebel,“ dachte Schnauzerle, und steckte einen vergoldeten Becher und das Messer ein, welches Ephraim hatte fallen

lassen; „das ist eine gute Waffe," dachte Schnauzerle, „zumal, da sie ein silbernes Heft hat."

Noch einmal entstand verworrenes Geräusch, dann wurde plötzlich Alles still, die Scharwache trat ein.

Moses Daniel wurde von den Meuterern mehr fortgeschleppt als geführt, bis sie auf der untern Hausflur Halt machten; dort trat der Rädelsführer mit einem Messer vor, und schnitt den hier liegenden Wollsack auf. In Wolle eingewickelt lag hier die Leiche des vermißten Fritz Posch, drei tiefe Dolchwunden im Herzen; die durchschnittenen Pulsadern und Schläfe zeigten, daß er eines martervollen Todes gestorben war.

„Du hast ihm das Marterblut abgezapft für deine Ostern, du Judas!" riefen Alle, und schlugen und stießen den alten Mann, der ohne ein Wort zu erwidern, Alles geschehen ließ. Noch mit seinem Sterbegewande bekleidet, wurde er als Mörder in das Gefängniß geworfen. —

Der Sommer war gekommen und verschwunden, Herbstnebel lagerten still auf der Erde, aus den Kerkerwänden quollen Tropfen hervor gleich Thränen, Moses Daniel saß still zusammengekauert in seinem Gefängniß, er hatte keine Thränen mehr, er hatte keine Gedanken mehr, denen er nachhängen mochte, Alles schwomm wirr und chaotisch in ihm zusammen; nur bisweilen bewegten sich seine Lippen wie zu einem leisen Gebete, er lugte zu seinem Fensterchen hinaus, nur um die Sonnenwende zu beachten, und dann das übliche Gebet zu sprechen. Alle Drangsale eines Kerkerlebens und peinlichen Verhörs hatte er ertragen, selbst die Schrecken

der Folter waren ihm nicht fern geblieben; zwar hatte Friedrich II. alsbald nach seinem Regierungsantritt diese mittelalterliche Barbarei abgeschafft, aber es war in einer geheimen Cabinetsordre an die Behörden geschehen, das Volk erfuhr nichts davon. Als Schreckmittel konnte die Androhung der Tortur noch immer angewendet werden, und that gute Dienste; bei Moses Daniel indeß war es vergebens, da zwar Inzichten, aber auch nicht das entfernteste Geständniß vorlag. Er hatte den mit gräßlichen Verwünschungen gestachelten Judeneid geleistet, wobei er nach dem Herkommen die Brust entblößen und barfuß auf einer Schweinshaut stehen mußte, aber gestehen konnte er nichts, und so zog sich die Untersuchung in die Länge.

Moses Daniel hatte einen Bruder mit Namen Abraham, dieser war ein gescheiter und welterfahrener Mann. „Mit Gold kann man jedem noch so großen Schreihals das Maul stopfen, und wenn man mit Dukaten läutet, fangen die Stummen an zu beichten,“ pflegte er zu sagen, und seine Lebensregel bewährte sich auch im vorliegenden Fall; es gelang ihm nach und nach seinem Bruder alle möglichen Bequemlichkeiten zu verschaffen, ja sogar seine Freiheit hätte er erwirkt, wenn die Richter sich nicht vor der Schande der offenbaren Bestechung gefürchtet hätten. Abraham setzte daher öffentlich eine große Summe Geldes für denjenigen aus, der von dem Mörder des Fritz Posch auch nur eine Spur angebe.

Eines Abends trat ein alter Bettler, in einen zerrissenen Soldatenmantel gehüllt, zu Abraham ein und

verlangte mit ihm allein zu sein. Abraham betrachtete den Bettler mit forschenden Blicken, auf dem Haupte trug er eine bunte Zipfelmütze, die er nicht abthat, weil sein haarloser Schädel durch Wunden entstellt sei, ein großer weißer Schnurrbart bedeckte fast den ganzen unteren Theil des Gesichtes, gegen dieses Alles stachen die frischen blauen Augen mit den hellen Glanzlichtern sonderbar ab. Abraham befahl indeß seiner Frau und seinen beiden Kindern hinaus zu gehen. Nach vielen Versprechungen und Betheurungen erzählte nun der Bettler keuchend und mit beengter Brust: der Mörder des Fritz Posch sei der Leinweber Leneke in den Hinterhäusern, der seit einiger Zeit zu den Frommen, zu den „Stillen im Lande" gehöre; jener Fritz sei „in allen Ehren" der Geliebte von Leneke's Frau gewesen, aber aus Eifersucht habe ihn Leneke erstochen und die Leiche in das Haus des Juden praktizirt. Leneke habe dann „in allen Ehren" von der allgemeinen Dispens des Königs Gebrauch gemacht, und sich von seiner Frau scheiden lassen. Abraham fragte, ob der Bettler, da er durchaus kein persönliches Zeugniß ablegen wollte, denn kein Zeichen oder bestimmtes Merkmal habe; da gab ihm der Bettler einen silbernen Ring mit den Worten: „Nach diesem wird er's gewiß nicht läugnen können."

Abraham ging in das Nebenzimmer, man hörte ihn leise sprechen, der Bettler stand rasch auf und horchte, Abraham kam mit einem großen Geldsacke heraus und zählte mehrere hundert Thaler auf den Tisch, der Bettler streckte eine überaus kleine Hand aus dem

Mantel, um die blinkende Münze zusammenzuscharren; Abraham ging voll sichtbarer Ungeduld das Zimmer auf und ab, stellte sich seitwärts an das Fenster, schaute nach der Straße und behielt den Bettler dabei im Auge; dieser hatte das Geld eingesackt und wollte eben gehen, da sprang Abraham vor, zog eine Pistole aus der Tasche und faßte den Bettler an der Kehle, der Schrei erstarb dem Bettler auf der Zunge, zitternd wand er sich unter den Händen Abrahams, da ging die Thüre auf, „Jesus Maria! die Polizei!“ rief der Bettler, aber mit gellender weiblicher Stimme; Abraham riß dem Vermummten die Mütze vom Haupt und schöne blonde Locken quollen hervor, er riß den Schnurrbart von der Lippe, ein schönes weibliches Gesicht enthüllte sich; die Gerichtsdiener erkannten sie als die Frau Leneke, die, seit sie von ihrem Manne geschieden war, als Comödiantin in den benachbarten Städten umherzog; sie wurde verhaftet, ebenso ihr ehemaliger Gatte, der seine That bald eingestand; er wurde zum Tode verurtheilt, Frau Leneke nach mehrmonatlicher Haft Landes verwiesen; Moses Daniel ward in Freiheit gesetzt.

„Auch gut,“ sagte Moses Daniel mit einem schweren Seufzer, als er zum Erstenmal wieder in seinem Lehnsessel saß, und seine Familie um ihn versammelt war, „Kinder, laßt uns auch gut sagen, es hätte ja noch viel schlimmer gehen können. Der Herr läßt mich hienieden für meine Sünden büßen, damit ich drüben der reinen Seligkeit desto theilhafter werde; Dank und Preis ihm, daß er mir Ruhe und Freiheit wieder gegeben.“ —

Moses Daniel genoß der Freiheit — wenn man diesen heiligen Namen auf den schutzlosen Zustand eines Schutzjuden anwenden darf — nur noch kurze Zeit. Am ersten Sabbath ließ er sich von seinen Söhnen nach der Synagoge führen und sprach dort vor der versammelten Gemeinde den Segen über die Thorah und Alle die es hörten, weinten vor Rührung, und wie er selber schluchzte, tönte da und dort ein Schluchzen aus der Gemeinde, als Moses Daniel hierauf das übliche Dankgebet gegen Gott für die Rettung aus der Todesgefahr sprach. Am meisten aber weinte Ephraim, er fühlte jetzt zum Erstenmal vollauf, was der Tod sei und er sah seinen Vater als einen vom Tod Erstandenen und küßte ihm die Hände, als er wieder in seinen Betstuhl zurückkehrte.

Noch ein anderes Ereigniß bewegte kurze Zeit darauf das Herz unseres Ephraim tief. Es war der Tag, an dem der Webermeister Leneke hingerichtet wurde. Im Hause Moses Daniels war an diesem Tage ein Bangen und eine stumme Trauer, es war als hörte man das Todesschwert sausen, das über dem Haupte der Familie geschwungen war, das die göttliche Gerechtigkeit abgewendet und nun aber doch ein Leben zum Opfer heischte. Es war als erfüllte sich an dem Hause auf's Neue jene wunderbare Fügung in Aegypten, da der Würgengel an den mit dem Zeichen des Blutes vom Osterlamme kenntlich gemachten Wohnungen schonend vorüberschritt. Moses Daniel fastete vom Morgen bis zum Abend und sprach unaufhörlich leise vor sich hin die für den Versöhnungstag vorgeschriebenen Gebete.

Niemand durfte das Haus verlassen und Ephraim ward tief ergriffen von der Erzählung des christlichen Dienstknechtes, daß der Kopf Leneke's der hundertste sei, der mit dem Richtschwerte abgeschlagen wurde und daß es der Angstmann nun zur ewigen Ruhe stellen müsse.

Moses Daniel verließ den ganzen Winter das Bette nicht mehr; Ephraim mußte ihm in allen Freistunden aus den heiligen Büchern vorlesen, und wenn er dann aus Müdigkeit einschlief, zog Ephraim schnell ein profanes Buch aus der Tasche und las für sich weiter; da lagen dann Boccaz's oder Ariost's verliebte Geschichten auf den offenen Blättern des Thalmuds, und das Röcheln und Schlafreden des Kranken erschien oft wie dämonisches Protestiren gegen solche Genossenschaft, daß Ephraim schaudernd zusammenschrack und das Buch zuschlug, aber bald öffnete er es wieder lächelnd und las ruhig weiter. Ein zehrendes Fieber rieb allmälig das Leben Moses Daniels auf. —

Der erste Osterabend war wieder gekommen, der Tisch war reich gedeckt, zahlreiche Lichter verbreiteten festliche Helle. Moses Daniel befahl, daß man ihm sein Sterbegewand anziehe, und ihn hinaustrage auf die goldbrokatne Ottomane; er wollte noch einmal zu Throne sitzen als König in seinem Hause. Die üblichen Lieder wurden gesungen, Moses Daniel lag auf seiner Ottomane und summte leise mit, es war heute nicht orientalischer Königsstolz, daß er sich nicht aufrichtete; ihm gebrach die Kraft dazu, aber nach dem Tischgebet raffte er alle seine Kraft zusammen, und unterstützt von Ephraim und Nathan gelang es ihm, sich aufzu-

richten, er faßte den Becher, hob ihn in die Höhe, als tränke er dem unsichtbaren Gottesgeiste zu: „Ueber's Jahr in Jerusalem!" rief er mit mächtiger Stimme; er stemmte die Hand an die Stirne und sah in den Becher — der Becher entfiel seinen Händen. —

Wieder war das Sterbegewand vom Weine geröthet, wieder sank er leblos auf die Ottomane zurück, wie im vorigen Jahr zur selben Stunde, aber diesmal erwachte er nicht wieder. Nach wenigen Stunden trauerte man nur noch um den todten Moses Daniel. — —

8. Theilung und Zerstreuung.

Wenige Wochen nach der Beerdigung Moses Daniels saß die ganze Familie im elterlichen Hause. Die Theilung war beendigt, die Fremden waren fortgegangen, nur die vier Brüder, ihre Schwester und Täubchen-Theodolinde saßen da, ein Jedes hatte goldene Becher, Geschmeide und dergleichen vor sich stehen, denn Moses Daniel hatte fast ein Dritttheil seines Vermögens in beweglicher Habe, da er, die Ankunft des Messias treuherzig und aufrichtig hoffend, stets marschfertig sein wollte; aus diesem Grunde hatte er auch kein Testament hinterlassen.

Die Dämmerung warf ihre Schatten in das Zimmer, eine linde Frühlingsluft strömte durch das offene Fenster; Alles war still.

„Brüder," begann Ephraim, „die Theilung ist vollzogen, wir aber wollen uns nicht theilen." —

„Ich bin auch dafür, daß wir das Geschäft unter gemeinschaftlicher Firma fortführen," — bemerkte Chajem.

„Ich rede jetzt nicht vom Geschäft," fuhr Ephraim fort, „der Vater, um den wir uns zusammen einfanden, ist nicht mehr; sollen wir nun dahingehen, ein Jeder seinen Weg, und soll kein Sammelplatz mehr uns einen? Was ist der Mensch, und der Jude insbesondere — der ausgeschlossen ist von allem Staats- und Völkerleben — ohne die Seligkeiten der Familie? Darum laßt uns sein Ein Herz und Eine Seele; alljährlich am Sterbeabend unseres Vaters wollen wir uns hier versammeln mit unsern Weibern und Kindern, und keinen Groll in uns aufkommen lassen. Die Religionsfeste haben ihre Weihe für Manche verloren, wir wollen sie wieder gewinnen durch Familienfeste."

Die Brüder drückten sich warm die Hände ohne ein Wort zu reden. Veilchen fiel ihrem Bruder Ephraim um den Hals, küßte ihn und weinte.

Eine Pause trat ein, kein Laut wurde vernommen, aber im Innersten pflog ein Jedes traute Worte und Zeichen mit dem Andern. Solche Auftritte scheinen nur auf der höchsten oder auf der niedersten Bildungsstufe den Zeitraum von mehreren Minuten überdauern zu können, auf einer Mittelstufe tritt alsbald die Reflexion hinzu, dann heißt es nach den Worten der Schrift: „und sie sahen, daß sie nackt waren, und sie verbargen sich;" man schämt sich nicht selten der seelischen Nacktheit und so kommt es dann, daß die rührendsten Momente oft in ihr Gegentheil überschlagen.

„Das schönste Kleinod," begann Ephraim, „der Talisman, der ihm alles Ungemach des Lebens verchönte, den hat der selige Vater leider auf Niemand von uns vererbt, ich meine seinen Wahlspruch: auch jut."

„Diese optische Lebensansicht gehört aber auch in das rayon der préjugés," bemerkte Täubchen-Theo-)olinde geistreich lächelnd.

„Sie wollten optimistische Ansicht sagen," entgeg-1ete Nathan, „ich bin auch nicht für dankbaren Ge-jorsam gegen den gestrengen Herr Gott, und frage)ft: wozu diese furchtbaren Plagen?"

„Daß wir das Erlösungsbedürfniß in uns wach er-jalten," antwortete Ephraim, „und der messianischen Zeit harren, wo Vernunft und Menschlichkeit herrschen."

„Ich sehe aber gar nicht ein, warum wir die Narr-thierer des Judenthums sein sollen?" bemerkte Chajem. Ein Gelächter entstand, das Nathan durch die Worte zu beschwichtigen suchte:

„Du wolltest wohl Martyrer sagen und hast gewis-'ermaßen Recht. Was verpflichtet, ja ich frage noch veiter, was berechtigt mich, die mir eingebornen An-:echte auf Lebensgenuß und Lebensfreude, auf freie Wirksamkeit und Anerkennung, dem ruhelosen Gespenste :ines alten Glaubens zu opfern? Habe ich nicht das Recht, ja sogar die Pflicht, mich aus diesen Ketten zu)efreien, bieg's oder brech's? Ich bin auf der Welt, ım sie zu genießen, die Religion ist meinetwegen da, ch nicht ihretwegen; um wahrhaft leben zu können, nuß man sich darum der herrschenden Kirche zuwenden?"

„Der herrschenden,“ rief Ephraim, „das ist das wahre Wort, du bist doch noch ehrlich genug, es auszusprechen. Herrschen! das ist den Selbstlingen die allein selig machende Kraft der Kirche. Ich müßte mich selber verachten, ich müßte mein innerstes Dasein und Denken verletzen, wenn ich aufhörte ein Jude zu sein, wenn ich mich zu einem andern Bekenntniß wendete, an das ich nicht glaubte; wenn ich den heiligen Orgelklang der Kirchen mir zur Tanzmusik umsetzte, um eine fröhliche Lebensmenuette darnach zu tanzen. Zur selben Stunde aber, da ich erkennen würde, daß das Judenthum mich an der Erfüllung irgend einer Menschen- und Bürgertugend hinderte, würde ich hineilen in die Kirche, und meinen Mund nicht schließen und meine Knie nicht erheben, bis ich erlöset wäre; so aber kann mir das Judenthum alle Menschen- und Bürgertugenden so gut als jede andere Religion verleihen, und hat es sogar seit Jahrtausenden die seltene Kraft des Duldens über uns ausgeströmt; nur menschliche Satzungen, in ihm und ihm gegenüber aufgestellt, haben ihm den frischen sonnigen Lebensplan versperrt; ich bin stolz darauf, ein Jude, der Unterdrückten Einer zu sein, ich liebe das Judenthum“ —

„Diesen Judenstolz wirst du doch nicht auch eine Tugend nennen?“ fragte Nathan, „dieses ewige selbstgefällige Leidtragen und sich selber Bemitleiden ist eben auch Eitelkeit und Gefallsucht, wie ich eine Schöne kannte, welche die Trauertracht sehr gut kleidete und die daher ihr Leben lang um ihren Bruder trauerte, den sie nicht einmal geliebt hatte. Du liebst das

Judenthum? — Warum? Liebtest du unsern alten Lehrer, der uns Schläge gab, ob wir das Pensum gelernt hatten oder nicht? Ueberhaupt hast du eine gar sonderbare Streitweise, du kehrst deinem Gegner den Rücken und führst deine Hiebe nach einer andern Seite, wo dein Gegner gar nicht steht. Ich sagte ja —"

„Du hast mich auch meine Rede nicht vollenden lassen," unterbrach ihn Ephraim. „Ich bin allerdings kein Jude in dem Sinne, daß ich die aberwitzigen Mährchen glaube, oder auch nur schön finde, wie auch Hunderttausende von Christen in dem Sinne keine Christen sind; ich kann und will aber im Judenthum verharren, weil auch innerhalb seiner Grenzen die Möglichkeit und Gelegenheit gegeben ist, zur Vorbereitung auf das wahre und allgemeine messianische Reich der Vernunftreligion. Ehe und bevor diese —"

„Vernunftreligion?" lachte Nathan, „bist du auch Einer von den Goldmachern, die der Natur in's Handwerk pfuschen wollen? Vernunftreligion! Es giebt eben so wenig eine Vernunftreligion als eine Vernunftliebe. Warst du schon einmal verliebt? Man ist verliebt, man weiß nicht warum und wie, so ist auch der Religiöse; er glaubt und weiß nicht, warum und wie so? Sobald Dieser oder Jener nach dem Warum fragt, ist Jener kein rechter Verliebter und Dieser kein Religiöser mehr. Die Religion etablirt sich a conto suo und nicht a conto der Vernunft. Gesetzt aber, man könnte am Wasser Feuer anzünden, das heißt gesetzt, es gäbe eine Vernunftreligion, oder eine mit der Vernunft übereinstimmende Religion — wie doch einer eben so g

„Nun, ein Perlentedeum," war die Antwort, die mit noch größerem Gelächter aufgenommen wurde. Täubchen erhob sich, steckte das Perlendiadem zu sich und entfernte sich mit ihrem Manne schnell ohne Abschiedsgruß.

„Laß sie gehen," sagte Nathan, „der Baum der Erkenntniß, von dem diese gegessen hat, ist ein Purzelbaum; die möchte nur ihre kauderwelsche Garderobe vor der Frau Hofräthin und der Frau Majorin brilliren lassen."

„Ich sehe nicht," erwiderte Ephraim, „welches Recht man hatte, darüber zu spotten; der Stoff verändert nichts, es ist dasselbe, ob man dergleichen oder eine auf Reisen erworbene Lebensroutine mit dem Siegel der allgemeinen Anerkennung gestempelt wissen will."

„Ich bin nicht so studirt wie du, aber ich kann dir doch was sagen," entgegnete Nathan, zog seine Uhr aus der Tasche, hielt sie in der Hand und fuhr fort: „Siehst du, auf die Sekunde hin so viel als hier der Zeiger angiebt, ist jetzt auch auf der Thurmuhr der Elisabethenkirche. Warum? Ich richte die meinige darnach. Vielleicht geht aber meine Taschenuhr genauer als die Thurmuhr? Kann sein, aber wenn andere Leute Mittag haben, will ich auch Mittag haben. Ich weiß wohl, die Aufgeklärten sagen: das recht verstandene Judenthum sei weiter voran als das Christenthum; ich kann aber auch keine Uhr brauchen die vorgeht, so wenig als eine, die nachgeht."

„Ich verstehe dein Verlangen nach Einheit mit der Welt," ergänzte Ephraim „und in dem Streben nach

äußerlicher Anerkennung liegt auch das große und erhabene Bewußtsein, sich mitten im schaffenden Geiste der Geschichte gehalten zu fühlen, mit jener unendlichen Zahl strebender Geister in Eins verschlungen zu sein, mit ihnen zu arbeiten und zu feiern" —

„Ja, das fühlte ich auch einst," sagte Veilchen, die nebst ihrem Bruder Maier bis jetzt still und aufmerksam der ungewohnten Unterredung zugehört hatte, als ich auf Pfingsten vor zwei Jahren zu unserer verstorbenen Tante nach Glogau reiste. Es war gerade Sonntag Morgens. Wir waren nicht weit von Glogau auf einer Höhe angelangt, noch nie hatte ich einen so herrlichen, frisch athmenden Morgen genossen, die Sonne stand in ihrer vollen Pracht am blauen Himmel, an dem kein Wölkchen zu sehen war, Alles schimmerte und glänzte rings umher; eine feierliche Stille schwebte über der unendlichen Ebene mit ihren Wiesen, Wäldern und Dörfern, und hier und dort kletterte eine Lerche auf ihren Tönen empor, bis wo das Auge sie verliert, als ob ein magischer Zug sie hinanzöge zum Himmel. Da ertönte plötzlich die Morgenglocke von dem Kirchthurme eines nahen Dorfes, eine andere, eine dritte erwiderte, zehn, zwanzig, von allen Seiten, von fern und nah stimmten ein, über der ganzen Ebene flossen die Tontropfen wie zu einem heiligen Strome zusammen, es war als ob Millionen Friedensengel sich auf diesen Tönen wiegten und Ruhe, Friede und Freude über die ganze Erde ausbreiteten, Alles war so heilig, kein Wagen rollte, kein Lastträger keuchte unter seiner Last, überall war Klang und Licht und

Glanz; wie mit leisem Flüstern neigten die Blumen ihre Häupter und beteten, ein heiliger Schauer durchrieselte mein ganzes Wesen. Ach, sprach es mir im Herzen, die glücklichen Christen! Ihnen ist das Himmelreich, denn sie haben den Himmel auf Erden; solch ein Fest, das die ganze Erde mitfeiert, wo uns die heilige Stille auf den Straßen, die freudigen Mienen arbeitsloser und schöngeschmückter Menschen offenbaren: heute ist Sonntag, wie beseligend muß das sein! Ein jüdisches Fest, das die Männer nur in den feuchten Mauern der Synagoge, und die Frauen nur in der Küche begehen, wie eng und gedrückt ist das! o wäre ich als Christin geboren, wie glücklich wäre ich!" Wir kamen durch das Dorf; heiter und geschmückt, mit frischen Blumensträußen an der Brust und das Gesangbuch in der Hand, gingen die Bauernmädchen nach der Kirche. Wie mit Zauberbanden hielten mich die Töne der Orgel an der Kirche fest, sie brausten und zitterten mir durch alle Adern und erfüllten mich mit unnennbarem Schauer, ich fühlte die Gluth meiner Wangen erst als ich die Thränen von ihnen abwischte. O Gott! warum hast du mir keine Kirche gegeben, in der ich dich in tiefer Zerknirschung anbeten und mich zu dir erheben darf. Was kümmern mich die Satzungen der Priester, warum hast du mir selber die Pforten deiner Synagoge verschlossen? So betete und eiferte ich, und seitdem kann ich an keiner Kirche vorübergehen, ohne daß der dröhnende Orgelklang mir Seufzer und Thränen auspreßt. Wenn ich des Sonntags ein Christenmädchen aus der Kirche kommen sehe, das schwarz

eingebundene Gesangbuch mit dem darauf liegenden gebügelten weißen Taschentuch an die Brust gedrückt, wie es so still und zufrieden einherschreitet, ach Gott! Da bin ich leider so schlecht, daß ich fast nur Neid empfinde. — Wie schön es ist, wenn Alles zusammen ein Fest feiert, das haben wir wieder an den letzten Pfingsten gesehen, da unsere Feiertage mit denen der Christen zusammentrafen; ich überredete mich, die Glocken läuteten auch für uns, Alles war so schön."

„Wehe! Wehe! der Vater ist todt!" schrie Maier, sich erhebend, leichenblaß und zitternd. „Weh! wenn du nicht todt wärest, alter ehrwürdiger Vater, du würdest jetzt vor Gram sterben, oder deinen abtrünnigen Kindern die Zunge aus dem Halse reißen. Ich ließ euch Alle ausreden, ich kann nicht mit euch streiten; ihr habt viele gottverfluchte Bücher gelesen." Er ergriff ein auf dem Tische liegendes Messer und schwang es wie zum Angriff, Alle schracken zusammen. „Wüßte ich," fuhr Maier fort, „daß nur eine Ader von euch, daß nur ein Wort von euren Gedanken in mir haftete, ich würde sie mit diesem Messer ausschneiden und ausgraben wie faules Fleisch; ich streite nicht mit euch, ihr wißt mehr als ich, aber so viel weiß ich, daß wir in einer furchtbaren Zeit leben, sonst müßte Gott der Herr seiner Erde befehlen, daß sie ihren Rachen aufthue und euch verschlinge wie Korah und seine Rotte. Wer hat euch zu Männern gemacht, zu Herren und Richtern (2. B. M. 2, 14.) über die jüdische Religion? Dürfen hier in dieser Stube solche Reden geführt werden, und fürchtet ihr den Schatten unseres todten

Vaters nicht? Ich sage noch mit seinem Wahlspruch: auch gut. Gelobt seist du, Gott, Herr der Welt, daß du unsern Vater so schnell zu dir genommen, daß er den Abfall seiner Kinder nicht mehr erleben sollte. Ich gehe in die Synagoge zum Nachtgebet, um unserm Vater das Kadisch (Seelenmesse) zu beten."

Die Stimme Maiers zitterte, er verließ das Zimmer, die drei Geschwister saßen in der Dunkelheit einander stumm gegenüber.

„Licht! Licht! Veilchen, laß Licht bringen," rief endlich Nathan, „ich lasse mir durch dergleichen Geschichten das Concept nicht verwirren. Das Traurigste bei dem Uebertritt ist immer, daß, wie bei dem Auszuge aus Aegypten, die Uebertretenden selbst in doppelter Beziehung zuerst in der Wüste absterben und nicht in das gelobte Land kommen; erst dem zweiten Geschlechte ist dies wahrhaft vergönnt."

Niemand erwiderte Etwas hierauf. Ephraim stand auf und schritt einigemal nachdenklich durch das Zimmer.

„Ich möchte nur wissen," sagte er, „wie wir auf dieses Gespräch gekommen sind und es auf diese Spitze getrieben haben, es hat so friedlich begonnen und so feindlich geendet."

Auch er verließ das Zimmer, bald darauf ging auch Nathan, nur Veilchen blieb allein und weinte.

Die Geschwister waren Alle sehr verstimmt. Ephraim und Nathan hatten sich in dem Streite über ihre gewöhnliche Kraft erhoben — wie man denn immer finden wird, daß im Kampfe, im physischen wie im

geistigen, sich die Kräfte steigern und verdoppeln —; dennoch aber fühlten Beide, daß sie nicht ihre ganze Ansicht gegenseitig verfochten und nicht allseitig begründet hatten. Alles war nur halb gesprochen, und dennoch war Zwietracht daraus entsprungen; dies Gefühl war das peinigendste. Chajem und Maier waren jeder auf seine Weise verletzt und gekränkt, Veilchen glaubte ihr Innerstes wieder einmal enthüllt zu haben, ohne verstanden worden zu sein.

Kein Osterabend versammelte die Geschwister mehr um Einen Tisch, das Band, das Ephraim um sie schlingen wollte, war bald zerschnitten.

9. Neue Bekanntschaft.

In der Brodyer Synagoge war dreißig Tage lang das Betpult Moses Daniels umgestürzt; Niemand durfte diesen Platz betreten, denn die Kabbalah lehrt: von der Sterbestunde an kommt dreißig Tage lang die Seele des Verstorbenen, Morgens, Abends und Nachts, wenn die Gemeinde versammelt ist, in die Synagoge, stellt sich auf ihren gewohnten Platz, und betet mit. — Das zweite Zeichen von dem Tode Moses Daniels war eine von frommen Frauen gefertigte Wachskerze, die vor der heiligen Lade brannte; jedesmal, noch ehe die eine Wachskerze abgebrannt war, wurde die andere angezündet; so unterhielt man dies „Seelenlicht" während des ganzen Trauerjahres.

Es war am Freitagabend nach den ersten dreißig

Trauertagen, Ephraim, Nathan und Chajem traten in die Synagoge, mit einem Putze, den diese Mauern noch nie gesehen hatten; Maier war in einer anderen Synagoge. Die Brüder stellten sich auf den Platz ihres Vaters; ein Gezischel und Geflüster entstand unter den Versammelten, denn die drei Brüder trugen — Zöpfe, und wer einen Zopf trug war ein „Neumodischer," was gleichbedeutend war mit Abtrünnigem, Freigeist und Gottesläugner. Während des leisen Gebetes, bei welchem alle Versammelten nach Osten gekehrt standen, wo die heilige Lade ist, hörte man die dort brennende Kerze ganz ungewöhnlich stark knistern und prasseln; ein leises Gemurmel entstand, die Versammelten deuteten Alle auf die drei Brüder. Nathan stand lächelnd da, Chajem glotzte blöde drein, nur aus Ephraims Blicken sprach Nachdenken und innerliche Erregtheit; weil sich hier die kahle Orthodoxie auf eine märchenhafte Weise offenbarte, ließ er sich gern davon erfassen, er machte sich gern glauben, daß das Seelenlicht seines Vaters gegen die modischen Neuerungen der Kinder Einsprache kundgebe. Dieser Glaube war ja so zauberhaft schön. Hier zum Erstenmal empfand er die Schwere, die die Folgerichtigkeit eines überzeugungsgemäßen Thuns mit sich bringt, und die minder starke Charaktere in Zwiespältigkeit versetzt.

Als man endlich die Synagoge verließ, umgab die Gebrüder Kuh ein allgemeines Murren, Niemand dankte ihrem Gruße; plötzlich hörten sie eine Stimme, die ihnen spottend nachrief: „Kuhschwänz!" es war die Stimme des Heymann Lisse, der, obgleich selber der

Freidenkerei zuneigend, doch den Muth zur Ausführung nicht hatte und auch gegen seine eigene Partei einen Witz nicht unterdrücken konnte. Kaum hatte die Menge die feindliche Losung vernommen, als Alle lachend und spottend den drei Brüdern „Kuhschwänz! Kuhschwänz!“ nachriefen. Vor Thätlichkeiten waren die Verfolgten durch ihren Reichthum gesichert; sie flüchteten sich vor dem Hohn in ihr nahegelegenes Haus.

Sonntags darauf wurden die drei Zopfbrüder vor den Rabbinen beschieden; trotz aller Ermahnungen blieben sie bei ihrer neuen Frisur. Der Rabbine war zu duldsam, um deshalb eine Kirchenstrafe zu verhängen, aber der erste öffentliche Riß, der die Brüder von den Sitten und Gewohnheiten der Gemeinde trennte, war hierdurch geschehen.

Man könnte sich vielleicht wundern, daß die jüdische Orthodoxie nicht nur eine Magen= sondern auch eine Kleiderordnung vorschreibt; aber dem folgerechten Zusammenhange der geistlichen Herrschaft, jüdischer wie christlicher, ist nichts zu gering, über das sie nicht ihr Netz ausbreitete. Die polnisch=deutsche Orthodoxie hatte eine Regel, nach welcher sie viele Dinge verbot, nicht weil sie an sich gesetzwidrig, sondern weil sie die Sitten der nichtjüdischen Nationen waren, durch deren Annahme die starre Absonderung aufgehoben und ein Anschluß vorbereitet werden konnte. Zu diesen Vorposten, die das eigentliche Lager deckten, gehörte auch die Kleiderordnung. War der Mode und dem Weltleben ein Einfluß gestattet, suchte man sich in Kleidung und äußerer Sitte mit den Nationen zu vermischen, unter

denen man lebte, so verlor der Jude seine isolirte Stellung, und es war nicht zu ermessen, wie weit der Geist der Neuerung eindringe.

Ephraim suchte indeß sich nicht nur die äußeren Bedingungen der Weltbildung anzueignen, er strebte nach dem Innerlichen, Geistigen; eine eigenthümliche Leidenschaft entwickelte sich bei ihm. So lange Moses Daniel lebte, hatte Ephraim sich nur wenig auf den Handel bezügliche Bücher kaufen dürfen; jetzt, im freien Besitz eines großen Vermögens, war sein erster Gedanke, eine ausgesuchte Bibliothek anzulegen. Mit einer wahren Gier suchte er diesen Plan auszuführen, so daß unter den Breslauer Juden das Witzwort von Heymann Lisse umlief: Ephraim sei von der Schafwolle auf das Schweinsleder gerathen.

Man fand bei den Juden sonst selten, daß ein Begüterter eine gewisse Liebhaberei pflegte und namhafte Summen dafür aufwendete; der vorherrschend praktische Sinn, der Mangel an jener Sorglosigkeit und Freiheit, sind die Grundursachen hiervon. Die Juden konnten, seitdem sie aufgehört hatten, eine Nation zu sein, den ununterbrochenen Besitz nicht auf drei Menschenalter zurückführen; der Erwerbende hat aber selten innere und äußere Befähigung, auch der frei Genießende zu werden; das neu erworbene Besitzthum hat noch eine unruhige Beweglichkeit, die wie von selbst zum Weiterarbeiten drängt.

Die Bücherliebhaberei Ephraims verursachte unter den Breslauer Juden viel Gerede; man erklärte sie allgemein für wahnsinnige Verschwendung, und die

Väter und Mütter waren nicht mehr begierig, den reichen Jüngling zu ihrem Eidam zu gewinnen, denn jetzt, wo ein weitaussehender Krieg ausgebrochen war, hatte das baare Geld doppelten Werth.

Ephraim war bei einer großen Bücherversteigerung, er hatte schon über hundert Thaler ausgegeben. „Martialis epigrammata," schrie der Ausrufer, und lobte die schriftlichen Anmerkungen des gelehrten Erblassers.

„Sechs Thaler!" antwortete leichthin ein junger Mann, der mit Heymann Lisse plauderte.

Ephraim betrachtete den Mann genauer, sein ganzes Aeußere verrieth, trotz der halb militärischen Kleidung, eine gewisse geniale Ungebundenheit; über das helle blaue Auge mit seiner unergründlichen Milde schienen bisweilen lose Irrlichter zu schwirren, eine übernächtige Sehnsucht und Unbefriedigtheit zuckte in den Gesichtsmuskeln, die bald ungewöhnlich belebt und bald schlaff waren; nur um die Mundwinkel schien der ewige Sitz heiterer Genien zu sein, dies Lächeln war das Lächeln einer tief liebenden Seele. Ephraim wußte nicht wie er das Antlitz des Fremden, das wie durch eine eigenthümliche Durchsichtigkeit auffiel, nicht schon früher bemerkt haben mußte; auch der Fremde heftete seinen durchdringenden Blick auf Ephraim, und dieser glaubte demselben gewissermaßen ein geistiges Einverständniß zu eröffnen, indem er immer mehr auf das Buch bot.

„Das ist ja ein martialisches Buch, Herr Sekretär," sagte Heymann Lisse, „ist's für den Herrn Kommandanten und betrifft es den Krieg?"

„Nein, ich will es für mein Regiment anwerben,

es steckt ein kecker Scharfschütze darin," erwiderte der Sekretär, „ich habe heute Nacht in der Schlacht bei Faro über hundert Preußen zu meinen Gefangenen gemacht, lauter zusammengelaufenes Pack, meist Kupfer, aber weiß gesotten, in guter Uniform, das Geld wird täglich schlechter, und überhaupt, was machte ich mit dem Gelde, wenn ich nicht Bücher kaufte?"

„Ich sag's ja immer: so ein Poet ist ein ganz anderer Mensch wie ein anderer," schloß Heymann und wendete, wie er beim Sprechen immer that, Kopf und Hände auf und nieder, und schaute jetzt über seine Brillengläser hinweg mit offenem Munde zu dem Sekretär auf, denn das Kunststück war ihm gelungen: während er mit dem Sekretär plauderte, war Ephraim das Buch für sechzehn Thaler zugeschlagen worden.

Ephraim beging gewissermaßen eine Unschicklichkeit, indem er seine Artigkeit beweisen wollte; denn er bot dem Fremden das Buch zum freien Gebrauch an; dieser schien den Mißgriff zu bemerken und fragte Heymann, wer der Herr sei.

„Ein Herr Namensbruder," erwiderte Heymann, „das ist der Ephraim Kuh, ein Buchhalter wie Sie sehen, denn er hält ein Buch in der Hand."

„Ach," sagte der Fremde, „ich erhielt ja den siebenten Zankbrief von meinem Mendelssohn durch Sie; wollen Sie mich einmal besuchen, dann sprechen wir über den Martial, ich habe einen schlesischen Rivalen aufgefunden, den ich mit Ramler herausgeben will; wir besitzen in ihm allein einen Martial, einen Catull und Dionysius Cato. Kennen Sie Logau?"

„Nein. Wo kann ich Sie besuchen?“

„Ich wohne in der Junkernstraße bei dem Kommandanten, General Tauenzien, und bin der Sekretär Lessing.“ —

Veilchen zitterte vor Wehmuth und Freude, als ihr Ephraim zu Hause erzählte, wen er heute gesprochen; ein Mann, der ein Buch geschrieben, schien ihr ein Halbgott, ein Heiliger, der gar nicht lebte wie andere Menschen, und noch dazu dieser Mann, der die Schmerzen ihrer Glaubensgenossen zuerst zu versöhnen trachtete, den sie mit der heiligsten Verehrung liebte, dessen Worte sie zuerst mit stotternder Zunge aussprechen gelernt hatte; ihre Wange glühte, sie küßte ihren Bruder auf den Mund, denn dieser Mund hatte Worte des Verständnisses zu ihm gesprochen. Veilchen bat ihren Bruder, als er wegging, dem Dichter ihre Verehrung mitzutheilen, aber kaum war er weg, so sprang sie ihm die Treppe hinab nach und bat ihn, das ja zu unterlassen.

Ephraim kam zu Lessing.

„Eben recht,“ sagte dieser, nach den ersten Begrüßungen, „hier lesen Sie eine Epistel von meinem Moses, aber schon in der Bibel steht: als Moses nach Aegypten kam und die Sklaven vom König Pharao oder König Faro erlösen wollte: sie hörten nicht auf ihn vor kurzem Athem und schwerer Arbeit.“

Ephraim las jene merkwürdige Widmung „an einen seltsamen Menschen“ (Lessing) zu Mendelssohns philosophischen kleinen Schriften, die nur wenigen Exemplaren vorgedruckt war, und mit Lichtwers Worten schloß:

Wenn er nicht hört, nicht spricht, nicht fühlt,
Noch sieht; was thut er denn? — er spielt.

„Er spielt,“ wiederholte Lessing lächelnd, indem er im Zimmer auf und abging, „gut, ich will eine Philosophie des Spiels schreiben, so bündig und klar, daß man künftig von den heiligen vier Königen sprechen soll; das Kreuz, das Laub, Herz und Eckstein sind die Symbole für die vier Elemente der Geistes- und Körperwelt; mein französischer Abenteurer soll nicht umsonst sagen: tous les gens d'esprit aiment le jeu à la fureur. Sage du immerhin, die erste Betrachtung über das Spiel muß die sein — daß man gar nicht spielen und vielleicht noch weniger darüber denken müsse. Im Spiele vereinigen sich die Affecte der Jagd-, Schlachten- und Stubenaufgeregtheit; diese Menschen wissen nicht, daß sie auch ihre Seele ganz los und ledig vor mir auf die Karte setzen, ich sehe alle ihre Zuckungen. Wenn ich nicht in mir versumpfen will, muß ich spielen, das jagt die Lebenswellen durch einander. Spielen Sie auch?“ Die letzten Worte richtete er an Ephraim, sonst hatte er halb für sich gesprochen.

„Ich werde gespielt,“ erwiderte Ephraim, „ich heiße Kreuzsieben, weil ich viel Kreuz auf dem Rücken habe, oder Ecksteinsieben, weil ich überall anstoße.“

„Auch witzig,“ sagte Lessing, „gerade wie der Heymann, aber mit einer Beimischung von Schmerzsüchtigkeit. Das ist nicht gut. Man muß die Pillen verschlucken, und nicht kauen. Es ist sehr zu bedenken, ob ein Unglücklicher auch ganz unschuldig ist. Ich

glaube nicht. Er hat es wohl an Klugheit fehlen lassen oder läßt es noch daran fehlen, da er sich nicht aufrafft."

Ephraim ward stutzig bei diesem Anruf, aber in einer eigenen empfindlichen Art betonte er in seiner Erwiderung vorherrschend, daß er einen Vergleich mit Heymann ablehnen müsse.

Ephraim theilte hier die Unschicklichkeit so vieler Leute, welche die Unterhaltung mit einem neuen Bekannten sogleich damit beginnen, über den gemeinsamen alten Bekannten zu sprechen, und zwar indem sie ihn durchhecheln; Lessing bemerkte das, und entgegnete nicht sogleich, er wollte Ephraim Zeit lassen, einen mildernden Uebergang zu finden.

„Ich sehe den Heymann bisweilen gern bei mir, er ist nicht nur ein taktisch gewandter Schachspieler, er ist auch sonst ein heller Kopf," sagte er endlich.

„Das muß ich eben bewundern," sagte Ephraim, „daß ein Mann wie Sie mit solchen Leuten verkehren kann, ohne entweder allein die Kosten der Unterhaltung zu tragen oder sich zu langweilen?"

„Ich langweile mich nie und mit Niemand," sagte Lessing, und ein Schimmer von Mißbehagen schwebte auf seinem Angesicht, „sonst, in meinen fleißigen Zeiten hätte ich vor innerer Dürre sterben zu müssen geglaubt, wenn ich zwei Tage weder ein wissenschaftliches noch ein poetisches Werk in Händen gehabt oder daran gearbeitet hätte; jetzt sehe ich mich in der Lebensbibliothek um, da ist kein Buch so dumm, man kann doch wenigstens etwas Gescheites dabei denken. Der Gegensatz

macht mich thätig. Ich habe noch immer Lust, ein Journal herauszugeben, das den Titel führen soll: Bestes aus schlechten Büchern. Ich verlange nicht von irgend einem Vogel in der Welt eine einzige andere Feder als er hat. Wie der Landschafter auf der ödesten Haide noch immer Studien in den Wolken und dem Luftton machen kann, so auch kann, wer für die Gestaltungen des Geistes sein Auge schärfen will, überall Studium die Hülle und Fülle finden."

„Schließt aber dieses Studium, als egoistisches, nicht die Liebe aus?" fragte Ephraim kleinlaut.

„Sie verstehen Latein?"

„Ja."

„So müssen Sie auch wissen, daß hier Studium ursprünglich Liebe heißt, — ohne Liebe kann man ein Ding nie wahrhaft erkennen, ich liebe das allgemein Menschliche in einem Jeden, indem ich es zu erkennen strebe. Nur wer die Menschen mit reinem Wohlwollen liebt, sich theilnehmend ihnen anschließt, gewinnt eben damit ihre Seele, ich meine die Erkenntniß derselben. Wie würde sich Heymann freuen," fuhr Lessing abbrechend fort, „wenn er wüßte, wie wir uns auf seinem Rücken zu einer subtilen Discussion erhoben."

Eine Pause trat ein; die erste nähere Bekanntschaft Ephraims mit Lessing schien eine unerquickliche zu sein.

„Hier habe ich Ihnen auch den Martial mitgebracht," sagte Ephraim endlich, „es war eine Grille von mir, alle Ausgaben meines Vorbildes besitzen zu wollen."

„Ihres Vorbildes? Sie sind ein Bruder in Apoll?

Ephraim reichte Lessing schüchtern und die Augen niederschlagend ein schönbeschriebenes Papier hin.

„Brav!“ sagte Lessing beim Durchlesen, „schneidender Witz, noch nicht blank geschliffen und polirt.“

„Glauben Sie, daß der Reim unumgänglich ist?“

„Ich bin auch hierin wie überall für republikanische Freiheit, aber es ist ein Verdienst, sich nicht vom Reime fortreißen zu lassen, sondern ihm durch geschickte Wendungen das Gepräge der Nothwendigkeit zu geben. Auch sie zeigen mir, daß Wernike Unrecht hat, wenn ihm die deutsche Sprache, ihrer vielen Umschweife wegen, zu dieser Gattung von Gedichten nicht bequem zu sein scheint. Ich habe mit Ramler auch Logau etwas verändert, ohne ihn im geringsten moderner gemacht zu haben. Der Leser stößt nirgends so ungern an, als in einem Sinngedichte, welches allzu kurz ist, als daß man die Unebenheiten darin übersehen könnte. Logau wird vielleicht auch Ihnen in jeder Beziehung mehr freien Muth geben.“

Ephraim war entzückt; er erzählte nun, wie er in Mußestunden seinem Unmuth über die Welt und ihre Verkehrtheiten Luft mache. Vor Kurzem habe er Latein zu lernen angefangen, und zwar mit dem Martial; er habe es gewagt ihn nachzuahmen, nun sei ihm das Leben leichter, da er eine Waffe gegen dasselbe gefunden habe, sonst habe er geweint und gejammert; ein Klagelied könne er aber nicht dichten; den ganzen Tag über sei er voll Trauer und Wehmuth, wenn er aber Abends in seinem Zimmer auf- und abgehe, müsse er oft laut auflachen über die Witze, die ihm durch den

Kopf schießen, er springe dann voll Uebermuth und Lebenslust über Stuhl und Bank weg, setze sich hin und schnitzle ein Epigramm, ihm sei dann so wohl und so leicht, als ob sein ganzes Wesen Flügel gewonnen hätte.

Lessing dachte über die psychologische Erfahrung nach, daß die im Leben weichmüthigsten Menschen, wenn sie zu schreiben beginnen, oft die bittersten und übermüthigsten werden und umgekehrt.

„Sie wissen, ich generalisire nicht," sagte er endlich, „und mache mir nicht jeden Juden, der mir unter die Hand läuft, zum Typus der gesammten Confession; aber ich glaube, daß die Juden schon durch ihre Stellung einen Beruf zum Witz, zur Satyre und zum Epigramm haben. Der Witz ist, wie das Salz, nicht sättigende Speise, aber es würzt die Nahrung und bewahrt vor Fäulniß. Ist Ihnen nicht auch schon aufgefallen, daß der Witz in Ihrer Nation auch mehr Scheidemünze ist, daß aber Ihre großen Geister eher pathetisch oder subtile Logiker sind? So Spinoza, so Mendelssohn. Liegt das vielleicht in einem Gegensatze, der —"

„Der Witz ist oft nur der Affe, der auf dem Rücken des Kameels hockt und Gesichter schneidet," unterbrach Ephraim unschicklicherweise den Redenden, „was kümmert's aber die große Welt, das Kameel, was der Affe da oben treibt und macht?"

„Sie stützen sich in dieser Geringschätzung des Witzes vielleicht auf den Schweizerbengel Bodmer, der den Witz die Krätze des menschlichen Geistes genannt hat; aber

der Witz ist im Geistesleben was der Blitz im äußern Naturleben, er reinigt die Atmosphäre, er entsteht wie der Blitz durch den Conflict zweier Elektrizitäten. Gerade die Contraste des Lebens, die sich dem Juden von selbst aufdringen, sind ergiebig für den Witz und führen —"

Ephraim hatte die üble Gewohnheit, selten Jemanden ausreden zu lassen. Lessing wollte entwickeln: wie fast nie glückliche Nationen und Personen zugleich auch witzige seien und nur die Athener hievon eine Ausnahme machen.

„Nun erkläre ich mir auch," sagte Ephraim, „warum meine Schwester Veilchen, die, beiläufig gesagt, eine schwärmerische Verehrerin von Ihnen ist, den Witz und den Blitz mit gleicher Angst fürchtet: ist ein Gewitter am Himmel, so verschließt sich die sonst so Muthige in ein einsames Zimmer, und drückt die Augen zu, daß sie den Blitz nicht sehe; sie hat mir aber schon oft geklagt, daß sie jedesmal, sobald es blitze, unwillkürlich die Augen aufschlage. Wenn man durch einen Witz irgend eines ihrer superfeinen Gefühle in's rechte Licht setzen will, beginnt sie zu weinen oder verläßt das Zimmer."

Lessing ließ sich noch mehr von Veilchen erzählen, und Ephraim bemerkte unter Anderm: „Meine Schwester war ein wunderliches Kind, sie war schon in ihrem sechsten Jahre verliebt, und in Wen meinen Sie? In Niemand Geringeres, als in Gott selber; wenn es ihr oft so recht wohl war, richtete sie sich auf ihren Fußspitzen hoch empor, neigte das Köpfchen nach vorn,

spitzte den Mund und küßte in die leere Luft hinein; als ich sie einst fragte, was das sei, sagte sie: ich habe den lieben Gott geküßt."

Lessing wurde immer nachdenklicher. „Ich besuche Sie nächstens," sagte er zu Ephraim, als dieser wegging.

10. Veilchen.

Das Haus Moses Daniels hatte seit dessen Tode etwas eigenthümlich Freies, man möchte sagen Entblößtes. So lange der Vater lebte, waltete dessen strenge Ordnung auch in seiner Abwesenheit; jetzt kannten die zur Selbständigkeit erwachsenen Kinder keine Abgrenzung mehr.

Als Lessing zum Erstenmal in dieses Haus trat, war sein Blick unstet und es war ihm immer, als müsse er nach Vater und Mutter fragen, obgleich Alles durch den feinen Ordnungssinn Veilchens wohlgefügt und anmuthend war.

Ephraim hatte seiner Schwester den Sekretär Lessing als seinen „Namensbruder und Bruder in Apoll" vorgestellt, und dabei seine Hand vertraulich auf die Schulter Lessings gelegt.

Ephraim kannte nur zwei Umgangsformen: entweder steif und gemessen, oder durchaus familiär zu sein. Man wird diesen Fehler bei den meisten Menschen, die in enggezogenen Kreisen leben, und besonders bei den meisten Juden finden, welche erst in's erweiterte Leben eintreten; theils läßt ihr heißes Blut und die lebhafte

Beweglichkeit, sie sobald die ersten Schranken der Gesellschaftssitte gefallen sind, in das andere Extrem der Vertraulichkeit überspringen; theils sind sie an dieses gewöhnt, weil ihr bisheriger gesellschaftlicher Umgang nur aus Juden bestand, mit denen sie eine unmittelbare Familiarität verband, und wo sie keine Formen zu beobachten hatten; und zuletzt mag als Endursache dienen, daß eine gewisse zuthätige Herzlichkeit, die keine Formbeschränkung kennt, ein Grundzug im Charakter der Juden ist. Jene höhere dritte Stufe, wo innerhalb der gesellschaftlichen Gesetze die ungehemmte Kraft des Geistes und der Liebe sich frei entfalten kann, kann nur Ergebniß eines höheren Gesellschaftslebens sein.

Veilchen aber bildete den geraden Gegensatz ihres Bruders, sie war schüchtern und verzagt und wagte es kaum, ihre langen Wimpern zu erheben, wenn Lessing mit ihr sprach; nur wenn sie sich von ihm nicht bemerkt glaubte, weilten ihre Blicke mit stillem Behagen auf seinen edeln Zügen; aber Lessing fühlte es wohl, daß Veilchen ihn betrachtete, denn in dem Blicke freundlicher Zuneigung liegt eine eigene magnetische Kraft, und ohne daß man es sieht, fühlt man es doch, wenn ein Blick des Wohlwollens auf uns ruht.

Lessing konnte nicht umhin, zu bekennen, daß ihm hier im Hause Vater und Mutter fehle, und er fragte Veilchen nach deren Leben und Tode. Veilchen erkannte in dieser Frage den zarten Bedacht des Neueingeführten, daß er sie, die Unbeschützte und Unbewachte, durch Anrufung der Verewigten mit ihrem schirmenden Geiste umgeben und sie zu Zeugen ihres Verkehres beschwören

wollte. Mit der ganzen Innigkeit ihrer kindlichen Liebe erzählte nun Veilchen von Vater und Mutter, und besonders bei dem Ersteren verweilte sie länger, und nannte es einen Verlust für den Verstorbenen und den Fremden, daß sie einander nicht gekannt hätten.

Lessing hatte eine besonders glückliche Art des Zuhörens, die dem Sprechenden wohlthut und ihm gleichsam jedes Wort von der Lippe erlöst. — So war die erste Begegnung eine beiderseits erquickliche, die wie ein langgewohntes und nur erneuertes Verhältniß anmuthete.

Es mag noch als ein Ueberrest orientalischer Lebensgewohnheit erscheinen, jedenfalls fiel es Lessing angenehm auf, daß er bei seinen oft wiederholten Besuchen stets mit Speise und Trank bewirthet wurde. Diese Gastlichkeit verlieh alsbald ein Gefühl heimathlichen Willkomms. Als sich Lessing einst scherzend darüber aussprach und bemerkte, wie sinnig und wohlthuend es sei, einander nicht blos mit Worten zu bewirthen, sondern auch durch leibliche Nahrung das Leben zu erfrischen und wie sich daran das Symbol des Liebesmahls schließe, sagte Veilchen mit wonnestrahlendem Gesicht:

„Wie freut mich's, daß Sie nicht auch die gewöhnlichen Ablehnungen anbringen. Die Dichter haben doch die glückliche Aufgabe, das was man unwillkürlich oder aus Gewohnheit thut, neu erkennen und lieben, neu thun zu lehren."

Lessing war einst mit Veilchen allein; man sprach von den günstigen oder ungünstigen Vorurtheilen, die

der erste Eindruck beim Begegnen fremder Personen hinterlasse. Veilchen behauptete, als Kind habe man darin das richtigste Gefühl, man wisse alsbald, wer uns liebt und wer nicht; diesen Kindertakt könne man sich auch für's ältere Leben bewahren. Die letzte Instanz, das Gefühl, von welcher es keine Appellation mehr gebe, sei hier die erste geworden, und es sei ein schöner Sieg des Gefühls, daß es mit einem gesunden Blick mehr erkenne, als die Vernunft mit ihren Mikroskopen und Ferngläsern.

Ein vieldeutiges Lächeln schwebte um die Lippen Lessings, als er erwiderte: „Sie schälen sich die rothe lichte Seite von der Frucht des Lebensbaumes ab, und vergessen, daß es auch eine andere verschattete giebt. Wären die Vorurtheile des ersten Eindrucks stets günstig, so dürfte man es vielleicht noch hingehen lassen; bedenken Sie aber jene launischen Vorurtheile, die sich oft an das Kleinlichste hängen, unsere augenblickliche Verstimmung, die wir oft auf die Erscheinung des Fremden übertragen, und wieder eine nicht zu Tage kommende und vielleicht ihm selbst unbewußte Beengung des Fremden, die ihn nicht zur freien Darstellung seiner selbst kommen läßt. Meine Art hierin ist, daß, wenn eine neue Erscheinung, die in den Kreis meiner Bekanntschaft tritt, mir eine sogenannte Idiosynkrasie oder unerklärliche Abneigung einflößt, ich mir alle Mühe gebe, desto zuvorkommender und liebreicher gegen den Fremden zu sein; er wird dadurch auch seine bessere Seite, die nirgends fehlt, gegen mich herauskehren, und ich habe mir durch meine eigene Willenskraft und

nicht durch unbestimmte Gefühligkeit einen neuen Menschen gewonnen, den ich lieben kann."

„Ach! Sie sind doch himmlisch lieb und gut," sagte Veilchen und preßte die Lippen zusammen, gleichsam als wollte sie das schnell entfahrene Wort wieder an seinen Ursprung fesseln.

So lange die Juden nicht im allgemeinen gesellschaftlichen Leben aufgegangen sind, wird jedes mit ihnen gepflogene allgemeinere Gespräch sehr leicht eine Wendung und Beziehung zu jüdischen Verhältnissen nehmen, da sie diesen Gesichtspunkt selten aus den Augen verlieren können. Theils unwillkürlich, theils auch in der Absicht, um ihren unvorsichtigen Worten eine andere Beziehung zu geben, erzählte Veilchen, daß sie an Lessings Lustspiel „die Juden" deutsch lesen gelernt habe, und schloß mit der Frage: „Sie hatten wohl nie ein Vorurtheil gegen Juden?"

„O ja doch," erwiderte Lessing, „keines jener Vorurtheile, die durch Erziehung und Geschichte uns gegen die Juden eingepfropft werden, war mir fremd geblieben. Ich spreche sonst nicht gern von meinen Sachen, sie sind mir längst abgethan und ich sehe mehr als jeder Andere ihre Fehler; Ihnen aber darf ich mich erklären. Ich habe mich zuerst von den Beschränktheiten meines Standes frei zu machen gesucht, ich habe das in dem Lustspiel „der Gelehrte" nach meiner Art versucht. Ich ging weiter, mich auch von den Beschränktheiten meiner Confession zu befreien und zu zeigen, daß die höchste Tugend von jedem positiven Bekenntniß unabhängig ist, und daraus entstand das

Lustspiel „die Juden". Was wir Rechtschaffenes thun, und sei es in nächster Veranlassung auch nur für uns, wird auch zum Segen für Andere. Jene Maxime, die ich Ihnen bei Befreiung von Vorurtheil nannte, bewährte sich mir bei der Bekanntschaft mit Juden am glänzendsten; ich bin überzeugt, daß alle die Judenfeinde, wenn sie die Juden kennten, wenn sie mit gesunden Augen ihre Geschichte und ihre Gegenwart ansehen wollten, dieselben lieben und achten würden gleich anderen Menschen. Die Juden haben eine Tugend, die sie mit ausdauernder Beharrlichkeit üben; sie sind dankbar gegen jedes Wohlwollen, gegen jede Wohlthat eines Christen, und vergessen das nie. Ich lerne ihnen nachahmen. Ich bin für mein Streben nach Freiheit schon vielfach belohnt," fuhr Lessing fort; er ergriff die Hand Veilchens, sie zitterte in der seinigen, aber sie wagte es nicht, sie zurückzuziehen. „Ohne diese Freiheit wäre es mir nie zu Theil geworden, mir eine so holde und liebenswürdige Freundin zu erwerben."

Veilchen schlug die Augen nieder und Lessing drückte einen herzhaften Kuß auf ihre Lippen, die ihm nicht widerstrebten. Veilchen schauderte in sich zusammen, sie bedeckte mit der linken Hand ihre Augen, ihre Rechte lag noch in der Hand Lessings, sie drückte sie fest, kein Laut wurde vernommen.

„Lieben Sie mich denn?" flüsterte endlich Veilchen leise, sie hielt noch immer ihr Angesicht bedeckt. Plötzlich erwachte in Lessing das Bewußtsein dessen, was hier vorgegangen war; er sah die Flamme, die er angefacht; mit dem höchsten und heiligsten Gefühl der

Liebe zu spielen, sie zur Tändelei herabzuwürdigen, das war einem edlen Geiste wie Lessing zu fern. In peinlich stummer Pause stand er da, er hätte gern die Hand Veilchens fahren lassen, wenn es nur ginge; sie mochte das fühlen und entzog ihm leise ihre Hand. Ein halb phrasenartiger Ausdruck kam endlich Lessing zu Hülfe.

„Ich liebe die Schönheit, aber auch die Wahrheit," sagte er endlich, „und so muß ich Ihnen bekennen —"

„O! Sie sind ein herrlicher Mann," fiel Veilchen ein, „dieses freie Geständniß, daß Sie mich nicht lieben, macht, wenn es möglich ist, nur — daß ich Sie noch mehr lieben muß. Fürchten Sie sich nicht, fürchten Sie nicht für mich, es ist eine ganz Andere, die Ihnen das sagt. Ich bin es nicht, die christliche Gräfin sagt es Ihnen. Mein einziger Wunsch ist, ich möchte doppelt auf Erden sein, meinetwegen, weil's doch nicht anders sein soll, einmal zertreten, wehmüthig, mit endloser Sehnsucht, eingemauert, mit einem Wort: ein Judenmädchen; und dann als christliche Gräfin, frei, kühn und glänzend, voll freudigen Lebensmuthes und feiner Bildung, daß ich Sie ganz erfüllte. Wie säße ich mit Ihnen hoch zu Rosse und durchstreifte Wälder und Triften, wie träte ich mit Ihnen in den glänzenden Saal, ich säße mit Ihnen am stillen Herde; aber ein Blick müßte Ihnen sagen, daß sich meine Seele in die Ihrige eingewurzelt, fest, tief, ewig. Ach! ich kann's nicht sagen, was ich wollte, ich rede schon zu viel; aber das Eine weiß ich: nur mein Herz möcht' ich haben in der andern Hülle, ich würde Sie beglücken

wie noch nie ein Mensch beglückt wurde, ich würde Sie lieben wie Gott — aber Gott liebt uns nicht, er will nicht, daß ein Geschöpf auf Erden ganz glücklich sei —"

Ermattet sank Veilchen in sich zusammen, sie stützte ihre Stirn auf die Hand und schluchzte laut.

„Liebe Freundin," sagte Lessing mit bewegter liebevoller Stimme, „was ich fühle, brauche ich Ihnen nicht zu sagen; da, wo wir jetzt stehen, bedarf es keiner Worte der Vereinigung mehr, nur der zarten Lösung und Verständigung."

„Auch diese nicht," rief Veilchen, sich emporrichtend, ihr Antlitz war verklärt, eine Thräne hing wie Thau in ihren Wimpern, aber ihr Auge leuchtete hell und klar, wie die Sonne nach einem Gewitter, sie breitete ihre Arme aus und umschlang Lessing und küßte ihm die Augen und die Lippen. „Leb' wohl, Leb' ewig wohl!" schluchzte sie und rang sich von ihm los.

Eine kleine Pause standen die Beiden einander gegenüber, auch aus des Mannes Auge trat eine Thräne.

Es klopfte an, Täubchen-Theodolinde trat ein. Veilchen stand bewegungslos, nur ihr Busen hob und senkte sich rascher, Lessing kehrte sich um und drückte die Thräne aus dem Auge; es schmerzte ihn auf's neue, daß dieser zarten Seele selbst das süße Wehe des Abschiedes und der Entsagung nicht rein und unverkümmert blieb. Veilchen indeß faßte sich schnell, sie nahm ihrer Schwägerin den Shawl ab, bewunderte ihre schöne Toilette, ihr gutes Aussehen, sie fragte nach dem

Befinden ihrer Nachbarin, nach ihrer jetzigen Lectüre, — Alles in Einem Athem. Täubchen konnte gar nicht zur Besinnung kommen, sie blickte aber auf Lessing, der, vor sich niederschauend, die rasche Gewandtheit Veilchens bewunderte und bemitleidete. Er sah all den innern Kampf dieser Seele.

Veilchen stellte Lessing ihrer Schwägerin vor; diese war hocherfreut, den berühmten „Auteur“ kennen zu lernen und lobte seine Schriften.

Was war Lessing jetzt alle Literatur und all sein eigenes dichterisches Streben, hier, wo er nicht durch freie poetische Verknüpfung, sondern unmittelbar und fast gegen seinen Willen eine Seele in den Kampf geführt hatte, der sich am Abgrund des Wahnsinns hinzog?

„Es giebt Augenblicke,“ sagte Lessing, „wo ich Alles, was ich geschaffen, mit Freuden hinopferte, wenn ich einer mir ewig theuern Seele Ruhe und Frieden dadurch erwerben könnte.“

Ein Blick von Veilchen sagte ihm den innigsten Dank, und Täubchen-Theodolinde gelangte, ohne daß sie es wußte, zu einem Witze, indem sie diese Rede den „Calumniationspunkt aller Bescheidenheit“ nannte.

Sobald es schicklich war, entfernte sich Lessing; er wäre gern noch länger geblieben, denn im Geiste hatte er sich gesagt, daß er nie mehr in diese Umgebung zurückkehren dürfe, aber die Anwesenheit Täubchens erregte Mißbehagen; mit einem einfachen Lebewohl schied er von Veilchen, sie sahen sich starr in die Augen, sie sahen sich nie mehr wieder . . .

Nachdenklich, den Blick zur Erde geheftet, ging Lessing über den Judenplatz, da hörte er mehrmals hinter sich rufen: „Herr Sekretär!“ Er kehrte sich um, der Münzpächter Veitel Ephraim aus Berlin, der Oheim Veilchens, stand vor ihm. Schlaff und runzelig schlotterte die weißgelbe Haut seines blatternarbigen und wie wurmstichigen Gesichtes, die Augen waren wie von unersättlicher Gier weit aus ihren Höhlen hervorgetrieben, die zurückgedrückte hohe Stirne, die aufgeworfenen bläulichen Lippen schienen Verschlagenheit und sklavische Unterwürfigkeit zu verrathen; der feine dreieckige Hut, dessen Vorderspitze wie ein offener Schnabel in die Höhe stand, saß tief im Nacken und stützte sich auf die weiße Halsbinde, ein pelzverbrämter brauner Rock mit langen Schößen bekleidete die mittelgroße Gestalt. Die Hände in den beiden Seitentaschen, mit Geld klimpernd, den Unterkörper nach Vornen streckend, sich auf den auseinander gespreizten Beinen stolz hin und herwiegend, so stand Veitel Ephraim da, eine lebendige Rechenmaschine, deren Zifferblatt, das Gesicht, nur die gewonnenen Prozente anzeigte. Lessing gefiel sich einen Augenblick darin, des Gegensatzes mit seiner jetzigen Stimmung wegen, dieses Angesicht näher zu betrachten, er hörte daher die Fragen Veitels wegen der Gesinnungen des Generals Tauenzien bei der beabsichtigten Erneuerung des Münzvertrages ruhig an, endlich, statt eine ausführliche Antwort zu geben, fuhr er sich über die Stirn.

„Morgen, morgen,“ sagte er, „will ich Ihnen Alles sagen, jetzt kann ich nicht;“ und schnell lief er davon und hinaus in's Freie.

„Ein unpraktischer Mensch, der nie zu was kommen wird und ich hätt' ihn gern was verdienen lassen," sagte Veitel zu sich und sah Lessing mitleidig und geringschätzig, in der That aber auch zornig nach, denn Lessing hatte sich nie dazu herbeigelassen, bei dem General Tauenzien, der zugleich General-Münzdirektor war, den Münzpächtern irgend Vorschub zu leisten.

Veitel kehrte jetzt um und ging zu den Kindern seiner verstorbenen Schwester.

Als Lessing weggegangen war, hatte Veilchen eine Weile still bei ihrer Schwägerin gesessen, sie rieb sich die Stirn mit Eau de Levante, um nicht die wenigen Worte sprechen zu dürfen, daß sie Kopfweh habe.

„Entre nous soit dit," sagte Theodolinde, „ich glaube du bist in den Sekretär verliebt, er hat allerdings ein interessantes air." —

„Veilchen lächelte. „Wie magst du glauben, daß ich in einen Christen —"

„Pourquoi pas?" sagte Theodolinde, „ich sage dir, in deiner position würde ich mich gar nicht mainteniren eine Christin zu werden, du kannst dann einen Offizier heirathen, und denk' einmal, Frau Hauptmännin oder Frau Majorin zu sein, ach! ich wäre im Exilium vor Freude. Weißt du, wen du heirathen mußt? den schönen Hauptmann bei den Husaren mit dem kohlschwarzen moustache, wie freundlich hat der uns gegrüßt, als wir letzten Sonnabend zum Nikolai-Thor hinaus gingen, wie hat der Augen! So schwärmerisch und mit welcher grace saß er zu Pferd, die feine Taille, wie herrlich." —

Ohne daß angeklopft worden war, ging die Thüre auf. Veilchen sprang ihrem Oheim Veitel mit einem freundlichen „Gottwillkomm" entgegen, sie war froh, von dem Gespräch ihrer Schwägerin erlöst zu sein.

„Weil du heut so apart freundlich bist, Veilchen," sagte Veitel bald nach den ersten Begrüßungen, „hab' ich dir auch ein schönes Geschenk mitgebracht; ist dir ein in Gold gefaßter Diamant, den man um einen Finger wickeln kann, recht?"

„Bitte, geben Sie mir den Ring," sagte Veilchen zu ihrem Oheim, der neckend die Hand in der Tasche hielt und endlich erwiderte:

„Es ist ein Ding, es ist kein Ring und hat doch Ring'."

„Also eine Kette, bitte geben Sie."

„Es ist keine Kette, denn es wird nicht gezogen, es geht allein."

„Also eine Uhr? ach, bitte, quälen Sie mich nicht länger."

„Es ist keine Uhr, denn eine Uhr wird alle Tag' aufgezogen, und das Ding wird alle Tag' angezogen."

Veilchen setzte sich unwillig nieder und schwieg; schmunzelnd trat Veitel zu ihr, und legte die Hand auf ihr glattgescheiteltes Haar.

„Na, Närrchen," sagte er, „muß man dir denn mit der Ofengabel winken? Ein Bräutigam ist es, den ich mitgebracht hab', der giebt dir Ring' und Kett' und Uhren, Herz was begehrst du? Aber à propos, du kannst doch gut deutsch schreiben und lesen?"

„Ja wohl, soll ich Ihnen einen Geschäftsbrief lesen?"

„Nein, diesmal nicht, aber ich gratulire, denn die Sache ist jetzt so liquid wie eine dreifach versicherte Hypotheke. Dein Bräutigam will par tout ein Mädchen, das deutsch lesen und schreiben kann; gerade weil er selber nichts davon versteht, will er eine Frau, die die Geschäftsbriefe nachsieht; er könnte Mädchen haben mit dreimal so viel Geld als du hast, denn es ist der Herz Moses Helft, dessen Oheim, Levi Gumperz, schön unterm vorigen König der größte Mann gewesen ist. Du brauchst dich nicht lange zu besinnen, du hast ein Vierteljahrhundert auf dem Buckel, und jedes Jahr, das du als ledig älter wirst, sinkst du um fünfzig Prozent."

Veilchen erwiderte nichts, und als endlich Veitel wieder weggegangen war, rief Täubchen: „Aide toi et Dieu t'aidera! Du kannst diesem calcul durch einen coup entgehen, geh' mit mir und meinem Mann in die Kirche."

Veilchen dankte und bat ihre Schwägerin, sie allein zu lassen; sie begab sich auf ihr Zimmer und warf sich mit einem lauten Schrei auf ihr Bett. Ihr ganzes bisheriges Leben zog wie ein nebelhafter Traum an ihr vorüber; zwischen Sehnsucht und Trauer hatte sie geschwebt, seitdem sie zum Bewußtsein gekommen war, und als ihre Erinnerung ihr die letzten Stunden vorführte, da erst begann sie zu weinen.

„Leb' wohl!" wiederholte sie, „leb' wohl!" sie küßte die Bettdecke, in der sie ihr Angesicht verborgen hatte, drückte die Augen fest zu und im Innersten Sein Bild schauend, lächelte sie still und selig. Es war Abend

geworden, der Mond warf sein blasses Licht durch die Scheiben und verklärte die Ruhende wie mit einer zarten Glorie.

„Ich bin zur Entsagung geschaffen," sagte sie zu sich, „dürfte ich ewig mit meinem Schmerz allein leben, mir wäre wohl; könnte ich sterben, mir wäre besser. Hätte ich nie geahnt, daß es ein schöneres Leben giebt, ich wäre glücklich; nein, ich hätte Ihn nie gefunden, und ohne Ihn nie diese Stunde, die tausend Leben aufwiegt — ihn, der nicht mein werden kann; fahr' wohl, Liebesglück! Da Er nicht mein werden soll, will ich mein Leben in Demuth und Entsagung verbringen. Gott! Vater, guter himmlicher Vater, nimm mich jetzt zu dir, sende deinen Todesengel und erlöse mich, Allgütiger, erbarme dich!"

Sie warf sich an ihrem Bett auf die Kniee, sie hüllte ihr Haupt in die Kissen, schluchzte und weinte und betete lange.

Die ganze Nacht und den ganzen andern Tag lag Veilchen weinend und händeringend im Bett, sie wußte kaum mehr, daß die Thränen über ihre Wangen flossen, sie aß nicht und trank nicht, und gab fast auf keine Frage eine Antwort; endlich am zweiten Abende schlief sie ermattet ein und am andern Morgen erwachte sie wie neu gestärkt. Ihre Verwandten bestürmten sie immer mehr, sich über Herz Helft zu entscheiden, sie baten so innig und stellten ihr vor, wie sie ja nur für ihr Glück sorgen wollten, daß sie von dieser Theilnahme im Innersten gerührt wurde, und von Herzen wünschte, diesen Guten nach Gefallen leben zu können. Hätte

sie gewußt, daß ihre Angehörigen meist deshalb so auf sie einstürmten, weil sie bemerkt hatten, daß der Freier nicht abgeneigt war, die Tochter des reichen Bärmann Fränkel zu heirathen, sie hätte ihrem Gefühle keinen Zwang angethan; wie hätte sie sich auch nur mit einem Gedanken zu einem Manne wenden können, dem es einerlei ist, ob er diese oder jene zur Gattin besitzen soll, der in dieser Stunde diesem und in jener einem andern Heirathsmakler folgt?

Auch Ephraim redete seiner Schwester zu, indeß beschwor er sie, in keinerlei Weise ihr Gefühl zu unterdrücken, sie solle nur den neuen Freier sehen und kennen lernen, damit sie sich keine Vorwürfe zu machen und keine zu erdulden habe. Veilchen willigte ein.

Wie klopfte ihre Brust, als sie, am Nähtischchen ihren Oheim Veitel mit dem Fremden eintreten sah, mit niedergeschlagenem Blick dankte sie seinem Gruße, sie wagte nicht das Auge zu erheben; nach und nach blinzte sie indeß von ihrem Nähezeuge auf, und gestand sich, daß sie sich den Fremden viel häßlicher gedacht hatte, sie mußte über sich lächeln. Veitel glaubte, das gälte seinen derben Späßen, mit welchen er die Unterhaltung einleitete; bald begab sich aber der schlaue Kopf mit seinen beiden Neffen in das Nebenzimmer, Veilchen zitterte am ganzen Leibe, als sie sich mit dem Fremden allein sah. Dieser nahte sich ihr und sprach über das Mousselintuch, das sie so eben säumte; er erzählte sodann von Berlin und wie diese Stadt viel größer wäre als Breslau. Veilchen faßte Muth und fragte ihn nach seinen Eltern und Geschwistern, der

Fremde sprach mit rührender Innigkeit von seiner guten Mutter. Veilchen athmete leichter. Wer einer solchen Kindesliebe fähig ist, der muß ein guter Mensch sein, so dachte sie; und verlor sich sorglos in den seltsamen Verschlingungen des Gesprächs.

Innerlich verzehrender Schmerz und Selbstopferung haben nicht minder ihre Verirrungen als rücksichtsloses Ausschreiten gegen Andere; nur ist es schwerer, in Mitgefühl und milder Schonung dort Gerechtigkeit zu üben.

Wer weiß, ob Veilchen in Entsagung und Geknicktheit ihrer Lebenswünsche nicht gern diese vollends beseitigte, sich das Recht zum Schmerze und seiner Last nahm durch Auferlegung einer neuen Pflicht?

Veilchen war sich bei den innigen Worten des Freiers nur des Einen bewußt, daß die Welt noch nicht so dunkel und ausgestorben sei, als sie ihr erschienen war, es gab noch Menschen, die sich ihres verarmten Daseins erbarmten; sie öffnete ihr Auge dem Licht und dem Leben.

Veilchen schauderte innerlich zusammen, als ihr Bräutigam sie zum Erstenmal küßte, und zwar so ohne alle Umstände, als ob er ein jahrelanges Recht darauf hätte; sie erkannte erst jetzt, was sie gethan.

Drei Tage später ward Veilchen die Braut des Herz Helft, sie hatte ihm frei gestanden, daß sie ihn nicht liebe, daß sie aber von Herzen gern sich Mühe geben wolle, sich mit ihm zu vertragen und ihm pflichtgetreu zu sein; ohne etwas darauf zu erwiedern, hing er ihr lächelnd eine schöne goldne Kette um.

Das Traurigste war, daß, nachdem Veilchen Braut geworden, die guten Leute in Breslau sie innig bemitleideten; die sie kannten und die sie nicht kannten lobten ihre Güte, Milde und ihre zarte Seele, und bedauerten, daß sie kein besseres Loos gefunden — gegen Verstorbene sind die guten Leute gern gerecht, ja sogar mild.

Veilchen mußte sehr unglücklich sein.

An demselben Tage, an welchem Veilchen Braut geworden, waren auch Chajem und Täubchen in aller Stille in einem nahen Dorfe bei Breslau zur christlichen Kirche übergetreten; Chajem erhielt die Namen Christian Achilles Gottfried, und Täubchen: Marie Christine Theodolinde.

Der Traum Moses Daniels hatte sich auf eine eigenthümliche Weise erfüllt.

11. Frauenleben.

Veilchen war zu einem still beschaulichen, ja fast zu einem Nonnenleben geboren, und sie sollte eine jüdische Handelsfrau werden. Nichts streift den zauberhaften Blumenschmelz mehr von dem Wesen der Weiblichkeit als das Handthieren am Ladentisch, oder auch am Schenktisch in einem Wirthshause; dieses feilschende, mäkelnde, in allgemeinen Freundlichkeiten sich bewegende Wesen, das auf Erwerb und Gewinn abzielt, steht mit dem wahren Frauensinn so vielfach im Widerspruch, daß es eines tiefen Kerns von innerer

Zartheit oder kecker Schalkhaftigkeit bedarf, um nicht den angebornen Adel seiner Natur mit in der Wagschale des Handels zu vertrödeln. Wie weit steht die Handelsfrau von der Nonne ab!

Als Veilchen indeß an ihrem Hochzeittage von den Frauen eingekleidet wurde, fiel es ihr auf, daß diese Ceremonie der Einkleidung einer Nonne glich. Sie mußte ihr Sterbehemd mit den schwarzen Spitzenmanschetten anziehen; ihre schönste Zierde, das reiche braune Hauptaar mit den sanftquillenden Locken wurde erbarmungslos abgeschnitten, und die Stümpfe mit einem weißen Bande zusammengebunden; eine reiche Blondenhaube wurde ihr über das Haupt gezogen, und wie bei einer Nonne, durfte nie mehr eins ihrer Haupthaare sichtbar sein, denn „der Haarputz an einem Weibe ist Schamlosigkeit,“ sagen die babylonischen Thalmudisten. Eine Thräne schwamm in dem Auge Veilchens, als sie ihr so sehr verändertes Angesicht in dem Spiegel betrachtete; hätte sie gewußt, wie in einem andern Zimmer ihr Bräutigam über die nicht ganz vollständige Auslieferung ihrer Mitgift sich mit ihrem Oheim zankte, sie hätte noch mehr geweint.

Veilchen war auf zweifache Weise in den Paragraphen eines Handelsvertrages verwebt worden; Veitel ging darauf aus, seine Concurrenten bei der Münzpacht, die Itzig'sche Compagnie, zu verdrängen; indem er nun eine Hauptstütze, den Herz Helft, ihr abwendig machte, suchte er ihn auch durch Familienbande auf seiner Seite festzuhalten.

Die Hochzeit Veilchens war in Deutsch-Lissa, einem

Städtchen, nur wenige Stunden von Breslau entfernt; Veitel hatte es veranstaltet, daß hier im Saal eines christlichen Wirthshauses das Hochzeitsmahl verzehrt wurde. Man trank eben nach Tische den schwarzen Kaffee, da trat der Schnurrant Jissroele Possenmacher ein, er stellte sich mit seiner Geige auf einen Stuhl, schnitt Fratzen und bat in jüdisch-deutschen Knittelversen um ein Thema für seine Improvisationen.

„Der Kaffee," rief Ephraim, und sogleich strich der Schnurrant seine Geige, und reimte dabei, daß der Kaffee der Mann, der Zucker das Weib sei; zuerst hole man das Weib mit einer silbernen Zuckerzange, dann aber greife man später mit Händen zu, Mancher irre sich und nehme Salz statt Zucker u. s. w. Diese in jüdischem Kauderwelsch vorgetragenen Schnurrpfeifereien erheiterten die Gesellschaft sehr. Veitel horchte zähnestochernd in seinen Stuhl zurückgelehnt zu; die Wirthin, eine runde, kräftige Gestalt, trat ein, Veitel stand auf, ging ihr entgegen. Der Wirthin folgte schüchtern eine ärmlich gekleidete Frau, wie es schien, in den besten Jahren, mit einem unschönen Gesicht, auf welchem Kummer und Sorgen ihre Denkzeichen zurückgelassen hatten. Veitel holte klimpernd ein Stück Geld aus der Tasche, denn er liebte es, im Angesicht Vieler Wohlthätigkeit zu üben; die Wirthin winkte ihm vertraulich mit den Augen, Veitel steckte sein falsches Viergroschenstück wieder ein.

„Na, Frau Anneliese," sagte die Wirthin zu ihrer Begleiterin, „die Leute sind satt und fressen sie nicht, sie braucht kein Gesicht zu machen, wie die Katz', wenn's

donnert, mach' sie nur keck ein paar schöne Vers' auf die schöne Jungfer Braut und den schönen Herrn Bräutigam, dann kriegt sie auch ein schönes Douceur."

Die Angeredete schlug ihr Auge auf, ein heller Strahl blitzte daraus hervor, und sich zur Braut wendend, sprach sie:

„Bräutchen, hold und wundersam,
Sage mir, wie ist dein Nam'!"

„Veilchen."

Zum Bräutigam gewendet, fuhr sie fort:

„Mann, der du für sie entbrennst,
Sage mir, wie du dich nennst?"

„Herz Moses Helft."

Die Reimerin drückte ihre von der Sonne gebräunte und durch die Arbeit gehärtete Hand fest auf die Augen, und als sie die Hand wieder wegzog, schien das ganze Angesicht verklärt, und sie begann:

„Nichts sind auf Stirne, Mund und Wangen
Die Lilien und Rosen, nichts
Sind Augen voller Tag, wenn sie gleich Sonnen prangen
Am Himmel eines Angesichts.

Dich, himmlisch Veilchen, muß man lieben,
Dich, himmlisch fühlend sanftes Kind,
Auf dessen Antlitz ward von der Natur geschrieben,
Wie fein des Herzens Reize sind."

Ein lautes Ah! und Brav! krönte die Sängerin,

selbst der Possenmacher geigte einen Tusch, daß fast alle Saiten sprangen, und schnitt Fratzen dazu. Ephraim nahm einen Teller, legte einen Ducaten darauf und sammelte bei den Uebrigen; Veilchen riß eine Denkmünze von dem Brautgürtel, der ihren Leib umfing, und legte sie auf den Teller, ihr Gatte machte ein süßsaures Gesicht dabei. Als Ephraim an Veitel kam, sagte er:

„Nun, das ist doch herrlich, Onkel?"

„Die Façon wird zu theuer bezahlt," erwiderte Veitel, während er in der Tasche nach mehreren kleinen Münzen stöberte, um auf dem Teller ein großes Gerassel machen zu können, „wie ich sage, die Façon wird zu theuer bezahlt, wie an durchbrochener Silberarbeit; wenn man das, was die Frau gesagt hat, einschmilzt, und die Reimfaçon wegfällt, kann man nicht so viel Aufhebens davon machen. Wie ich höre, machst du auch Verse. Soll ich dir sagen, wie mir Verse vorkommen?"

„Nun wie denn?"

„Bei uns daheim in Prenzlau ist einmal mit Einem ein Pferd durchgegangen. Mausche wohin? hat ihm Alles zugerufen. Weiß ich's? Das Pferd weiß es, hat er zur Antwort gegeben. Nun sag: geht's nicht auch mit Vers und Reim so? Müssen die Gedanken der Leute, die Verse machen, nicht dahin, wo der Reim hin will?"

„Sie sind ein großer Kritiker," sagte Ephraim lächelnd und brachte der Dichterin die Gaben mit den Worten:

„Nicht als Lohn,
Als Dankeszeichen,
Nimm' die Frohn,
Die wir dir reichen."

„Recht so," rief Veitel, „sie hat mit Du angefangen, und Du mußt den Saldo mit Netto abtragen; wie's in den Wald hineinschallt, schallt's wieder 'raus, sagt das Sprüchwort."

Ein Zucken um die Mundwinkel der Dichterin verrieth, daß sie im Begriff war, ihren Dank abermals in Versen auszudrücken, aber ein richtiges Gefühl sagte ihr, daß dies jetzt ungeeignet wäre, und mit einem höflichen Knicks entfernte sie sich.

Ephraim schlich ihr sobald als thunlich nach, er traf sie in einem Winkel der untern Wirthsstube, mit Heißhunger ein Brod verzehrend und mitunter einen Schluck Bier nehmend. Als sie ihn erblickte, überflog eine Röthe ihr Angesicht, er setzte sich traulich zu ihr, und bald waren sie in ein Gespräch verwickelt, wie zwei alte Bekannte. Die Fremde erzählte von ihrer Jugend, wie sie den Sommer über die Kühe gehütet —

„Ach!" rief Ephraim, „es muß Ihnen bei allem Ungemach doch wohl gewesen sein, auf sonniger Bergwiese ungestört leben und träumen zu können. —

„Ja, in Gedanken ist das schöner, aber ich mußte auf meine Kühe Acht geben und meinen Strumpf dabei stricken, und wenn ich nach Haus kam und hatte über einem Buche das Stricken vergessen, da gab's immer mehr Scheltworte oder gar Schläge als Kartoffeln zu essen; aber draußen war ich doch stets froh

und munter, ich sang die Lieder aus unserm Gesangbuche, die ich fast alle auswendig kannte, hinab in das Thal, und Alles wurde noch einmal so schön und würzig; ich wagte es, einen neuen Vers zu dem Kirchenliede und endlich ein neues Kirchenlied selber zu setzen. Gott wird mir's verzeihen, ich bin nicht mehr so fromm wie sonst, denn oft fragt mich der Versucher: wärst du nicht glücklicher als dumme Bauerndirne, sind die Lieder, die in dir leben, nicht deine Qual? Aber nein, ohne diese himmlische Kraft wäre ich schon lange zusammengebrochen, denn mein Kreuz ist schwer — ich hoffe, daß mein Heiland erscheinen wird; nur Einmal möchte ich frei aus freier Kehle das Lob unseres unsterblichen Helden, des großen Friedrichs, singen" —

„Was hat der große König für Sie gethan?" fragte Ephraim.

„Für mich?" fragte die Dichterin, und eine Röthe durchschoß ihr Angesicht, „für mich hat dieser Erdengott seine Großthaten vollendet, größer als alle Wunder der Vorzeit, daß ich sie anstaune und ihn anbete. Heil dem Helden, der einer Welt gegenüber, die auf ihn heranbraust, unerschütterlich steht, Heil uns, daß dieselbe Sonne über ihm und uns aufgeht!"

Ephraim blickte nachdenklich und beschämt zur Erde, er schalt sich über seine Selbstsucht, und doch konnte er diesen „großen Friedrich" nicht lieben; dieser Frau war er ein Glaubensheld, denn sie war Protestantin. Er verglich seinen Bildungsgang mit dem der Dichterin, und hier offenbarte ihm die neue Stufe, auf der er stand, wieder ihr neues Ungemach; der Zweifel rang

bis zu seinem Allerheiligsten hindurch, der Musen-
l, aus dem er bisher schöpfte, erschien ihm als
Cisterne in der Wüste, die leicht vertrocknen und
umpfen konnte; hier fand er eine lebendig spru-
ıde Quelle, die sich im schattigen Thalgrunde unter
men fortschlängelte. Selbst der schwache Trost, in
ınden der Weihe über sein Schicksal und seine Um-
ıng erhaben zu sein, schien ihm hiedurch noch mehr
'ümmert. Durch eine sonderbare Ideenfolge sah er
zlich, wie sich aus dem Paradiese dichterischer Be-
terung vier Ströme ergossen: Gott, Freiheit, Vater-
d und Liebe — er war nicht mehr jung und noch
ıt alt genug, um Gott allein zu singen, Freiheit
Vaterland kannte er nicht, und die Liebe schwebte
bisher nur in gestaltloser Sehnsucht vor.
„Hat Sie nicht die Liebe so schön dichten gelehrt?"
zte er die Fremde, und sie erwiderte:

„Ohne Regung, die ich oft beschreibe,
Ohne Zärtlichkeit ward ich zum Weibe,
Ward zur Mutter! wie im wilden Krieg
Unverliebt ein Mädchen werden müßte,
Die ein Krieger halb gezwungen küßte,
Der die Mauer einer Stadt erstieg.

Sing' ich Lieder für der Liebe Kenner,
Dann denk' ich den zärtlichsten der Männer,
Den ich immer wünschte, nie erhielt;
Keine Gattin küßte je getreuer,
Als ich in der Sappho sanftem Feuer
Lippen küßte, die ich nie gefühlt!"

Die Dunkelheit, die allmälig hereingebrochen war, ließ die Röthe in ihrem Angesichte, das sie noch zum Ueberflusse mit ihrer Schürze bedeckte, nicht erkennen.

Sie erzählte nun, daß sie zum Zweitenmal verheirathet sei, ihr erster Mann habe sich von ihr scheiden lassen, und jetzt sei sie mit einem Schneider Namens Karsch verheirathet und wohne auf einem Dorfe in der Nähe. Ihre Stimme zitterte heftiger, als sie ihre jetzige Lage erwähnte. Sie sprachen noch lange traulich mit einander, und Ephraim freute sich, „heute, wo seine leibliche Schwester von ihm scheide, eine Schwester in Apoll gefunden zu haben."

„Und dieser sei unser Bruder," sagte die Dichterin, sie zog ein fliegendes Blatt aus ihrem Busen, es waren die ersten „Lieder eines preußischen Grenadiers," deren Verfasser man damals noch nicht kannte. Sie nahm ein kleines Bündel mit Brod und Mehl unter den Arm, reichte Ephraim die Hand mit den Worten: „Gedenken Sie bisweilen der unglücklichen Frau Karschin," und verließ das Zimmer.

Ephraim ging hinaus in den Garten hinter dem Hause, es war ein schöner Herbstabend, eine mondhelle Nacht lag über der Erde, aus der Küche vernahm man das Schäkern der Knechte und Fuhrleute mit den Mägden, er ging weiter hinweg, bis wo keine Menschenstimme mehr zu ihm drang, er sah hinauf zu den ewigen Sternen, er schaute hinab auf den tiefsten Grund seiner Seele. Plötzlich ertönte aus dem stillen Städtchen die Abendglocke zum Gebete, Ephraim zog fast unwillkürlich den Hut ab, er sprach zu dem, der über

den Sternen und in der Tiefe der Menschenbrust wohnt: „Herr Gott, es ist viel Ungemach und Sünde auf deiner schönen Erde, auch ich bin sündig; Herr Gott, laß mich die finden, in der ich das Leben finden soll und die Liebe; siehe, mein Herz ist voll Liebe, gieb mir die Gattin, die du mir geschaffen, ehe ich auf Irrwegen sie suche und verirre." Er stand an einen Baum gelehnt ruhig da, sein Blick schweifte in's Weite, in's Unendliche, und schon raschelte der Zweifel wie eine grüne Eidechse mit klugen Aeuglein durch die Blumen seines Glaubens und seiner Liebe, denn er dachte: was soll die Liebe auf dieser Erde, wo sich Alles um die eigene Axe, die Selbstsucht, dreht? Und die Sterne droben, sie wandeln gemessen ihre Bahn, ob wir in Trauer oder Freude, in Krieg oder Frieden auf dieser Erde herumkriechen. —

Plötzlich war es ihm, als ob er die Stimme eines Engels vernähme, der seinen Namen riefe; er fuhr sich mit der Hand über die Stirn, als wollte er den Traum verscheuchen, aber immer wiederholte sich der Ruf, und immer lieblicher, immer näher. Philippine, das dreizehnjährige Kind seines Oheims Abraham, stand endlich vor ihm und erzählte, wie es ihn habe in den Garten gehen sehen, er solle nun kommen, denn der Wagen sei angespannt, man müsse nach Hause, ehe die Festung geschlossen werde.

Ephraim legte seine Hand auf das Haupt des Kindes, dessen schwarze Locken bis auf die Schultern hinabreichten; mit einem reuigen Dankesblick schaute er aufwärts, dann beugte er sich zu dem Kinde hernieder,

das ihn mit seinen hellen braunen Augen, an denen man fast gar kein Weiß bemerken konnte, heiter und unschuldig anblickte; er drückte einen Kuß auf die glatte weiße Stirn, über die noch keine Sorge und keine Reue gezogen war."

„Willst du mein Bräutchen sein?" fragte er das Kind, und dieses erwiderte:

„Krieg' ich auch so eine schöne Kett' und so gute süße Sachen, wie dein Veilchen von ihrem Bräutigam?"

„Noch tausendmal schöner und süßer," sagte er, und wollte das Kind abermals küssen; aber wie aus einem geheimen Gefühl widersetzte es sich mit aller Gewalt dagegen. Ephraim nahm nun das Mädchen bei der Hand und ging mit ihm nach dem Hause. Philippine hüpfte und tanzte lustig an der Hand ihres tiefsinnigen Vetters, denn ihre innere Lebendigkeit ließ sie nie ruhig und gemessenen Schrittes gehen.

Ephraim fragte seinen Oheim Abraham, den Vater seiner jungen Auserkornen, wo denn seine Schwester Veilchen sei; er erfuhr, daß sie heimlich und ohne von Jemand Abschied zu nehmen, abgereist sei. Ephraim wurde traurig, jetzt, da sie von ihm geschieden war, fühlte er plötzlich, was er dieser Schwester hätte sein können, die ihn so innig geliebt und verstanden, und die er so oft von sich gestoßen hatte.

Ephraim kannte den unergründlichen Schmerz dieser verlorenen Seele nicht ganz: seit ihrer Verlobungsstunde, da sie einer unabänderlichen Nothwendigkeit gehorchen zu müssen glaubte, hatte sich Veilchen willenlos allen Folgen dieser Stunde hingegeben, ja sie gefiel sich in

diesem Märtyrthume, aber das Bewußtsein ihres Abfalls von dem eigenen besseren Selbst regte sich dennoch in ihr; sie fürchtete, daß ein unbewachter Augenblick es offenbaren könnte, und darum dankte sie ihrem Manne mit Thränen in den Augen, als er ihrer ersten Bitte willfahrte und heimlich mit ihr abreiste.

Friede und Ruhe ihrem verglimmenden Leben! —

Die Hochzeitgäste schickten sich alle zur Heimkehr an, nur Veitel blieb zurück.

Ephraim saß mit seinem Oheim Abraham, dessen Frau und der kleinen Philippine im Wagen.

„Du mußt dich nun auch bald um ein Ehegespons umsehen," sagte Abraham zu seinem Neffen.

„Das hab' ich schon, und hier sitzt sie," sagte Ephraim, auf Philippine deutend. Abraham lächelte, denn er hielt es für Scherz, aber seine kluge Frau rechnete im Stillen, daß Philippine in drei Jahren sechzehn Jahre alt sei, und zu dieser Zeit hatte sie auch geheirathet.

Man konnte es als vorbildlich ansehen, daß Philippine während dieser längeren Unterredung schon schlief, ihre heitere Kindheit konnte nicht ahnen, was um sie her vorbereitet wurde, und wenn sie zum bewußten Leben erwachte, wollte Ephraim sie in seine Arme schließen.

Es kann vielfach als ein Zeichen moralischer oder physischer Ueberlebtheit angesehen werden, wenn sich gereifte Jünglinge und Männer ihre Gattinnen aus der Kinderstube holen. Es ist ein neuer Reiz für den Uebersättigten, eine sichere Bürgschaft für den Getäuschten,

Betrogenen, nur selten ist es eine Folge ursprünglicher und unberührter Reinheit; versteckte Feigheit und Selbstgefälligkeit liegt sehr oft im Hintergrunde. Man ist hier seines Sieges so gewiß; das Streben nach der unmittelbarsten Uebermacht, gebaut auf ein angewohntes Abhängigkeitsverhältniß, ist nicht selten die geheime Triebfeder jener kinderliebenden Männer. Nur zwei gleich entwickelte Geister, die auf einer entsprechenden Stufe der Reife stehen, können sich in echter und fester Liebe erfassen; daß aber jene höhere Gleichheit, die zugleich die wahre Einheit ist, in der Liebe wie in der Ehe herrschen müsse, dazu mögen sich nur wenige Männer erheben.

Ephraim war sich bei seiner fortgesetzten Neigung zu Philippinen der edelsten Beweggründe bewußt, er wollte sich eine Gattin erziehen, rein, frei und lebensfrisch, er wollte ihr schon frühe Herz und Auge für die feinsten Beziehungen des Lebens öffnen, er wollte ihre Jugend bewußt in das gereiftere Alter überleiten, er wollte die Zweige, die uns in's Gesicht schlagen, wenn wir in den Wäldern des Irrthums den Baum der Erkenntniß und Wahrheit suchen, vor ihr zurückbeugen, mit den edelsten und reinsten Empfindungen seines eigenen Lebens wollte er ihre Jugend nähren, vor Allem aber ihren Gefühlen und Hoffnungen, ihrer Sehnsucht und Liebe, noch ehe eines Fremden Hauch sie berührt und eine vergängliche Wolke darüber ausgebreitet, in seinem Geiste den Ruhepunkt und das Echo verleihen.

So viele und unausgesetzte Mühe sich indeß auch

Ephraim um Bildung und Unterricht Philippinens gab, so gelang es ihm dennoch nicht, die Zügel ihres Geistes in Händen zu behalten und nach Willkür zu lenken. Die spröde und leichtfertige Natur Philippinens warf ihm seine kunstvoll modellirten Ideale oft plötzlich über den Haufen, die Elastizität ihres Geistes ließ dann seine Ermahnungen spurlos abprallen. Der natürliche Takt der Kinder läßt sie oft am schnellsten die Fehler und Grillen ihrer Umgebung, besonders ihrer Lehrer erkennen; Philippine hatte bald bemerkt, daß ihr Mentor, der sie durch die Geschichte des Telemaque führte, sich in einer Gefühlszerfaserung, in einem Liebäugeln mit dem Schmerze gefiel. Der Muthwille und die übersprudelnde Laune Philippinens, deren Geist sich rasch entwickelte, brachten Ephraim oft an den Rand der Verzweiflung, denn er war um diese Zeit doppelt gereizt und reizbar.

In einem Leben, wo jeder erwachende Morgen neuen Kampf und Widerstreit bietet, wo man sich nicht unbewußt und sorglos von dem Strom der allgemeinen Bewegung getragen fühlt, bildet sich ein stetiges Aufmerken, Berichtigen und gewissermaßen ein Buchführen über die eigene Natur aus, das zur Selbsterziehung, aber auch zur Selbstquälerei führen kann.

Nahe seinem dreißigsten Jahre glaubte Ephraim noch an seine verfehlte Lebensstellung; das Kaufmannsleben schien ihm seiner innern Natur zu widersprechen, er glaubte zum Gelehrten geboren zu sein; für einen gebornen Dichter hielt er sich nicht mehr, denn es gelang ihm nur selten, sich „in das Land der Poesie zu

flüchten." Er tröstete sich, wenigstens so viel Sinn für die Dichtung und ihre zarteren Regungen zu haben, um das Leben und die Liebe in ihrer tiefsten Beseligung zu genießen; die bewußte Vergessenheit, die stille Trauer über die Lebenswirren sollten in der Liebe ihre Versöhnung und Erhebung finden; er wollte ein still begnügtes Leben führen und die weite Welt vergessen. Aus Resignation hervorgegangen, sollte die Liebe ihm dennoch die unerschöpflichste Fülle erschließen, und darum ward er mißmuthig und traurig, wenn er Philippine für die feineren Schwingungen des Gemüthslebens unempfänglich glaubte; er hatte auf das Weltleben und auf selbstschöpferische Dichtung verzichtet, nun sollte er auch der Liebe entsagen. Er wollte Philippine lehren, diese Welt voll Haß und Aberwitz verschmähen und in seiner Liebe einzigen Ersatz zu finden; aber Philippine blieb sorglos und wollte nichts davon wissen, daß die Welt so entsetzlich sei; und sie fand das Leben eines Judenmädchens gerade so glücklich als das irgend eines andern Menschenkindes.

Wäre Ephraims Blick nicht von vielfachen Wirren umdunkelt gewesen, er hätte die wahre Natur Philippinens erkennen und ihre Heilkraft für sein kränkelndes Innere schätzen müssen. Ein Gemüth wie das seiner Schwester Veilchen, in welchem seine Schwermuth und sein Wehklagen nur entsprechenden Widerhall gefunden hätte, würde seine Krankhaftigkeit nur gesteigert, nicht versöhnt haben, hier, in Philippinen war Jugendmuth und Lebenskraft; was kümmerte sie Judenthum und Christenthum, die Sonne war schön, die Blumen duftig,

hre Lieder klangen hell, und himmelblau kleidete sie
ehr gut.

Die italienischen Lieder, welche Philippine mit mun=
erer und frischer Stimme zur Laute sang, waren fast
ıoch das Einzige, was Ephraim ihren Umgang erfreu=
ich machte; sie waren meist scherzhaften, neckischen In=
ıalts, und Ephraim machte im Stillen die Bemerkung,
ıaß auch der Vogel im Käfig sich beim Gesang hinaus
räumen könne in den freien rauschenden Wald, wo
r sich auf den Zweigen wiegt. Bemerkte Philippine
eine Verstimmung, so griff sie unvermerkt die Moll=
öne und sang ein Liebeslied voll schmelzender Innig=
eit, dabei sah sie ihn bisweilen schalkhaft und ver=
tohlen an, sie sah wie sein Auge glänzte und sein
ganzes Wesen sich erheiterte; denn wo solche Töne aus
ıer Seele dringen, muß ein tieferes Erkennen sein, sagte
r sich; plötzlich aber siegte wieder der Uebermuth und sie
ıarodirte nicht selten das, was sie eben gesungen hatte.

Wenn Ephraim seine Ideen und Kenntnisse mit
Ernsthaftigkeit vortrug, so mißverstand ihn Philippine
oft geflissentlich; wenn er im Laufe des Gespräches ihr
eine neue Ansicht eröffnen wollte, so streifte sie leicht
darüber weg.

Als Ephraim einst Philippinen in begeisterten Wor=
ten die Hoheit der Dichtungen Racine's und Corneille's
auseinandersetzte, hörte diese scheinbar aufmerksam zu,
sagte aber doch zuletzt: „Ich weiß nicht, ob diese Hel=
den Suppe und Fleisch essen und Strümpfe anziehen
können. Ich kann mir nicht denken, was sie im Le=
ben treiben."

Ein innerer Gram zehrte an der Seele Ephraims. Wenn er zu Hause war, pflog er im Geiste oft stundenlang Unterredungen mit Philippinen, die Kernhaftigkeit und Frische ihres Wesens erschien ihm immer klarer, mit hochklopfender Brust ging er tagtäglich nach ihrem Hause, und still, in sich gekehrt, verarmt verließ er es, um den andern Tag wieder denselben Weg mit denselben Hoffnungen und Täuschungen zu machen.

Nichts ist bei einigem geistigen Besitzthum leichter, nichts aber auch gefährlicher, als in einem beschränkten, dem Erwerbe zugewendeten Lebenskreise sich als bevorzugter Geist, als Genie geltend zu machen, und sich die gesellschaftlichen Kronrechte solcher Majestät anzueignen. Kaum hatte Ephraim im stillen Bewußtsein seines höhern Strebens die anfänglichen Spötteleien über seine unpraktischen Grillen überwunden, als er schon anfing, sich in diesem Widerspruche mit seinen Umgebungen zu gefallen und ihn geflissentlich greller herauszukehren; er liebte es sogar bisweilen, wenn man ihn unpraktisch, überschwenglich und schwärmerisch nannte, er lächelte dann still, denn er sah hierin nur die Bestätigung dessen, was er sich zum gerechten Stolz anrechnete. Oft trat er zu Philippine in das Zimmer, warf Hut und Mantel schnell ab, setzte sich nachsinnend in einen Winkel oder lief, in seinen Locken wühlend, stürmisch auf und ab; wenn ihn dann Philippine bescheiden nach der Ursache fragte, sagte er gewöhnlich: „Laß mich, ich bin aufgeregt, es wird schon allein ausklingen.“ —

Einst, da er in der Dämmerung wieder so in's Zimmer getreten war, schlich sich Philippine leise nach dem Stuhle, nahm seinen Mantel, hüllte sich darein, und das Zimmer auf- und abstürmend, sich in den Locken wühlend, rief sie: „Laßt mich, ich bin aufgeregt, ich heiße Narr — cissus, Narr — cissus!" Sie schwenkte sich mit so unnennbarer Grazie, ihr vollkommen entwickelter Körper bewegte sich so harmonisch und keck, auf ihrem schelmischen Antlitze lag ein so liebliches Lächeln, daß jeder Andere sie mit Wonne umschlungen hätte, nur Ephraim saß kalt und grämlich da. Philippine legte still den Mantel wieder ab, und von dieser Stunde an war sie von Ephraim getrennt, sie erkannte, daß er ihre eigenste Natur nicht anerkennen und sie tyrannisch nach seinen Wünschen ummodeln wollte. Die Neckereien und kleinen Streitigkeiten, welche Beide nun fortwährend mit einander hatten, trennten sie immer mehr, und Ephraim zog sich endlich zurück.

12. Der praktische Kopf.

Ephraim faßte den Entschluß, sich aus dem Geschäftsleben zurückzuziehen und allein seiner Muße zu leben; er hatte auf die Hoffnung verzichtet, sich auf dem festen Grunde der Liebe ein eigenes Familienleben auferbauen zu können, er bedurfte nun keines größeren Erwerbes mehr, zur Befriedigung seiner eigenen Bedürfnisse war sein Vermögen vollkommen zureichend.

Lessing hatte ihm gerathen, sich die Regeln der deutschen Prosodie anzueignen, und wenn er nun des Tages über Gelder gezählt, gewogen und controlirt hatte, ging er des Abends an eine gleiche Arbeit mit Sylben und Versen, jedes mußte über Abstammung, Charakter und den gewöhnlichen Courswerth sich legitimiren, hier pflog er auch seinen häufigsten feingemessenen Umgang mit dem weiblichen Geschlechte — der Aufschlagsylben. Alles ging nach der strengsten Rangordnung, denn oben saß Themis in der Gestalt des Professor Ramler auf seinem Kathederparnasse, und hinter ihm eine große schwarze Tafel, auf welche die Sünden aller leichtfertigen oder übermüthigen Gesetzesverräther angekreidet wurden.

Unter dem Vorwand einer Krankheit saß Ephraim versuchsweise zuerst einige Tage auf seinem Zimmer. Er harrt der Ankunft eines hohen Himmlischen, da sitzt er an dem Tische, alles um ihn her ist still, von dem ewigen Wogen und Strömen des Weltlebens dringt kein Laut zu ihm, er kann dem leisesten Flüstern seines Innern lauschen, alle Erlebnisse, Beziehungen und Anknüpfungspunkte an die Alltäglichkeit hat er von sich abgelöst, frei will er im freien Aether schweben, in jener höheren Luftschichte, wo die Dünste und Nebel der niedern Sphäre verronnen sind, dort will er vom Genius, vom Göttlichen und urewig Menschlichen einen Lichtstrahl einsaugen, und ihn als Glorie an seine Stirn fesseln. Aber plötzlich schnellt eine Erinnerung, ein Gedanke, eine Person aus der Erdregion zu ihm herauf, Philippine, sein Vater oder Heymann Lisse

stand plötzlich vor ihm, und er findet sich keuchend am Boden kriechen. Gerade diese gewaltsam überschraubte, das alltägliche Leben von sich stoßende Idealität schlug plötzlich in ihr Gegentheil um; gerade weil er glaubte, nur außerhalb seines Lebens und Treibens dichten zu können und zu müssen, gerade weil er es nicht versuchte, dieses Leben selber zu verklären und zu versöhnen, heftete es sich als Rachegeist um so gewaltsamer an ihn und machte seinen Flug erlahmen.

Die gutgeschnittenen Federn und das feine weiße Papier lagen noch unberührt vor ihm, er lehnte sich lächelnd in seinen Stuhl zurück und betrachtete wehmüthig seine Umgebung und sein trauriges Bemühen; er kritzelte abenteuerliche Figuren auf das Papier, er zerkaute nachdenklich die Feder, immer noch will der heilige Geist der Dichtung nicht über ihn kommen, er wandelt das Zimmer auf und ab, nimmt ein Buch und liest, aber er weiß nicht, was er gelesen, er schreibt eines seiner ältern Gedichte ab, sehr schön, in Fraktur und mit den kühnsten Zügen eingerahmt, und endlich gelingt es ihm, eine Apostrophe an Gott, an den Frühling, oder an seinen eignen Geist in Form einer Ode zu richten. Er hatte bei seiner Vereinsamung eine Krankheit vorgeschützt, er wußte selber nicht, wie wenig poetische Licenz hierbei war.

Ephraim kam zu Lessing, er zeigte ihm wieder mehrere seiner Gedichte und klagte über sein trauriges Schicksal.

„Man kann nicht zweien Herren dienen," sagte Ephraim, „wenn ich die Leier Apolls rühren will,

gleich schlägt Merkur mit seiner Elle darein, an welcher die beiden Schlangen Debet und Credit heißen, und sich einen Kanon zuzischeln."

„Es ist ein sehr feiner Zug im Homer," sagte Lessing, „daß Ulysses noch auf Ithaka jammert und klagt und es nicht erkennt, daß er schon zu Hause ist; so geht's auch Ihnen, Sie quälen sich umsonst, Ihrem Geiste Toga oder Meßgewand der Ode umzuhängen und ihn den Weihrauchkessel schwingen zu lassen, die Pritsche und die buntscheckige Jacke des Arlequins steht Ihnen viel natürlicher; dabei können Sie recht wohl mitunter die Elle mit der Pritsche vertauschen. Nehmen wir das nächste Beispiel: mein Freund Mendelssohn servirt in der Seidenwaarenhandlung der Wittwe Bernhard, und ist dabei ein tüchtiger Philosoph, ich schreibe hier Ordonnanzen und allerlei, ich weiß es, wie unbedeutende Beschäftigungen mehr ermüden, als das anstrengendste Studiren, und dieser Zirkel erlogener Vergnügungen und Zerstreuungen über Zerstreuungen zerrüttet die stumpf gewordene Seele. O meine Zeit, meine Zeit, mein Alles was ich habe, und sie so, so aufopfern."

Lessing sah mißmuthig drein und schwieg plötzlich.

„Vielleicht liegt es im Charakter unserer Zeit," erklärte Ephraim, „daß Niemand ganz Eins sein soll. Unser König selbst ist Krieger und Philosoph und Beide schließen einander doch eigentlich aus; der preußische Adler hat auch zwei Köpfe, nur hat er den einen geschickt hinter dem andern versteckt, und ist nicht so offen wie der österreichische."

Lessing stutzte über diese kecke Betrachtungsweise, er schien aber nicht darauf eingehen zu wollen, denn er fuhr bei der nächsten Sache bleibend fort: „Ich habe Ihnen schon bei unserer ersten Zusammenkunft gesagt, daß Sie mir zum Epigramm eine vorzügliche Befähigung zu haben scheinen. Ich sehe nämlich im Sinngedicht, oder nach dem alten Gebrauche im Epigramm, ein Gedicht, in welchem, nach Art der eigentlichen Aufschrift, unsere Aufmerksamkeit und Neugierde auf irgend einen einzelnen Gegenstand erregt, und mehr oder weniger hingehalten werden, um sie mit eins zu befriedigen. Ich weiche darin von Skaliger, Boileau und Batteux ab. Wir wollen noch weiter darüber reden. Jetzt wollte ich Ihnen nur sagen, daß Sie Ihre Fähigkeit dankbar einsehen müssen. Ihr Lebensberuf wird Sie nicht hindern, ja wohl eher fördern. Wer wollte den ganzen Tag Epigramme machen? Sehen Sie, diese kleinen Verse sind kerniger als alle Ihre bukolischen Gedichte:

An die Rosalia.

„Rosalia, ich muß bekennen,
Ein treues Mädchen ist ein Paradies zu nennen,
Ein Name, der ihm desto mehr gebührt,
Weil man es allzu bald verliert."

„Ach, das galt einer längst verschwundenen Geliebten, der Tochter meines Schreiblehrers," sagte Ephraim lächelnd.

„Desto besser," sagte Lessing. „Es trägt sich keine Begebenheit so zu, wie sie der Dichter brauchen kann. Alle Dichtung schafft aus Wahrheit und Phantasie ein

Drittes, das keines von Beiden und doch Beides ist. Auch dies gefällt mir gut," fuhr Lessing nach einer Pause fort, „hier stehen Sie gewiß auf eignem Boden:

Das gute Volk.

Dies Volk ist recht nach Gottes Bilde;
Ist gegen arme Brüder milde,
Heilt Kranke, fordert keinen Lohn;
Wie heißt die seltene Nation?
Sind's Juden? Christen? — Es sind Wilde.

Hier haben Sie den Standpunkt der eiteln Spezialität überwunden, die Dichtung ist der Herold der Humanität, ich will das in einem größeren Werke versuchen, aber zuvörderst müssen mir meine Soldaten hier zu einem Gemälde sitzen, das ich frisch aus der Zeit herausgreife. Vielleicht finde ich dann ein höheres, ein himmlisches Jerusalem, wo sich die großen Trennungen der Welt lösen."

Das Auge Lessings glänzte, sein ganzes Antlitz war wie lichtstrahlend, es schien, als ob er eben jetzt im lebhaften Gespräche, da er zum Erstenmal in Worten, die nur ihm verständlich waren, an ein still im tiefsten Herzen getragenes Geheimniß rührte, nun auch den Boden und die Gestalten sah, darin er eine neue Offenbarung aufgehen ließ.

Dem reinen Geist hatte Lessing in's Antlitz geschaut und sein Antlitz glänzte, und das Wort Nathan bedeutet im Ebräischen: „Er hat's gegeben."

Jetzt mußte Lessing einer anderen Erörterung folgen.

Ephraim erzählte, wie ihn die Schilderungen von Leben und Sitten wilder Nationen, besonders derer von Otaheiti, stets mächtig ergriffen, Tugend und Sittenreinheit ohne Pfaffen, Gesetzmäßigkeit ohne Polizei, hier finde sich die echte und gesunde Menschennatur, oft fühle er einen fast unbezwingbaren Drang in sich, fort zu wandern, dort unter den einfältigen Kindern der Natur ein umfriedetes und gesundes Leben zu führen.

Lessing hatte von der Wahrheit in dem fingirten Naturzustande der Philosophen und dem wirklichen der Wilden gesprochen, als das Gespräch durch den Eintritt Veitel Ephraims unterbrochen wurde.

„Verderben Sie mir nur meinen Neffen nicht noch mehr," sagte er halb lächelnd zu Lessing im Verlauf des Gesprächs, „er ist ohnehin so unpraktisch und ein halber Gelehrter; der Christ kann ein Gelehrter sein, was liegt ihm daran? er hat's doch gut und steht in Ansehen, aber ein Jud, der kein Geld hat und keines erwirbt, ist eine Null. Der einzige praktische Gelehrte, der mir noch vorgekommen ist, war der Voltaire."

„Wie so?" fragte Lessing.

„Wie so?" erwiderte Veitel, „der hat sich Geld genug gesammelt, wie ein echter praktischer Mann."

Man sprach über die Entzweiung Voltaire's mit Friedrich, und Veitel bemerkte:

„Jeder Mensch hat seine Liebhabereien, andere Könige, der eine hat seine Freud' an schönen Frauenzimmern, ein anderer an der Jagd, oder er spielt mit Soldaten, oder ist ein Roßkamm; ein dritter hat sein

Steckenpferd an der Religion, an Antiken oder an gemalter Leinwand. Unser König will von alle dem nichts, er findet sein Vergnügen an schönen Hunden, an Affen und an Spaßmachern; der Voltaire war sein Hofnarr, wenn man einen Affen barbiert und ihm eine Perücke aufsetzt, kann man ihn nicht davon unterscheiden; ihr kennt ja die Geschichte, wie man ihn auf einer Revuereise für einen Affen gehalten hat. Ich sag' euch, der war mit allen Hunden gehetzt, ein durchtriebener spekulativer Kopf, er hat mit den sächsischen Steuerscheinen und den falschen Juwelen sogar den Abraham Hirsch betrügen wollen, aber wenn sie noch so gescheit sind, ist der Jud noch immer siebenmal gescheiter; was den Handel betrifft, dürfen sie früh aufstehen, ehe sie einen Jud auslernen."

Ephraim zerknitterte ein Papier, das er in Händen hielt, und biß sich die Lippen fast wund; die widerliche gespreizte Selbstgefälligkeit, mit der sich viele Handelsleute den Unpraktischen und Phantasten — wie sie alle Männer idealen Strebens nennen — gegenüberstellen, sprang ihm hier grell in die Augen, er verzweifelte an einer geistigen Erhebung der Juden, da er ihr ganzes Dichten und Trachten nur auf Erwerb gerichtet sah.

Er fürchtete für die wohlwollenden Gesinnungen Lessings.

„Was halten Sie von den Juden?" fragte er diesen, als Veitel zu dem General gegangen war.

„Sie wollen fragen," erwiderte Lessing, „was ich von Ihrem Oheim halte. Man bezeichnet den Vorzug

des Menschen vor dem Thiere damit, daß der Mensch allein die Vernunft und den Daumen hat. Ihr Herr Oheim benutzt seine menschliche Vernunft zu sehr klugen Handelsspekulationen, und seinen Daumen zu sehr eifrigem Geldzählen. Solchen Gebrauch der menschlichen Vorzüge finden Sie tausendweise unter den verschiedensten Confessionsverwandten. Für Ihre Dichtung können aber Charaktere dieser Art von großem Nutzen sein."

„Mich empört und kränkt aber mein Oheim, so oft ich mit ihm disputire."

„So unterlassen Sie das," sagte Lessing lächelnd. „Es ist ein altes Gesetz der Waffenehre, daß man sich nur mit Ebenbürtigen schlägt. Uebertragen Sie das auch möglichst auf den geistigen Streit."

Ephraim lächelte zufrieden, er sah in dieser Mahnung zugleich auch ein Lob, und in der eigenthümlichen Wendung, die sein Geist bei jedem äußern Anstoß annahm, sagte er: „Das ist gut. Sie haben Recht. Ich will auch, wenn ich einen im Verse gefangenen Schelm einbringe, wie unser König beim Anblick der gefangenen Panduren ausrufen: und mit solchem Gesindel muß ich mich herumschlagen! Das hilft. Und unser König hat doch auch Ruhm und Größe von seinem Kampfe mit den lumpigen Panduren. Sie sollen Ihre Freude an meinen Gefangenen haben."

Ephraim ging beruhigt und heiter von Lessing weg, er war durch ihn dem Leben näher gerückt und hatte zugleich eine poetische Tarnkappe erhalten, die vor allen Schlägen und Pfeilen der Gewöhnlichkeit schützte.

Zu Hause heftete er ein Buch zusammen und schrieb mit einer Rabenfeder in gar zierlicher Fraktur „Epigramme“ darauf. Als Motto dichtete er: „An die Thoren:“

„Gegründet ist die Leinewand,
Den Pinsel hab' ich in der Hand:
Kommt, Thoren, laßt euch malen!
Ihr braucht mir nichts zu zahlen.“

13. Der unpraktische Kopf.

Mit freudeglänzendem Angesicht ging Ephraim das Zimmer auf und ab, er glaubte nun die Dichtungsart gefunden zu haben, in der sich Licht und Freude erschließen, da trat Veitel mit heiterer Miene zu ihm ein. „Gratulire mir, ich habe den Contract abgeschlossen, und dadurch meinen Gegner, den Itzig, contract gemacht; ich komme so eben vom Könige,“ sagte Veitel.

„Vom Könige?“

„Ja, vom Könige, der ist wie der weise Salomon, ihm ist gar nichts verborgen, er versteht allen Handel, alle Handwerke und alle Wissenschaften, er hält jetzt Sachsen besetzt, und will mit sächsischem Stempel viel Geld prägen lassen, das den Drittheil Werth hat, ich habe die Lieferung übernommen; Kindskindern soll man in's Testament setzen, daß sie nur mit vornehmen Herren umgehen sollen; von einem goldenen Rad fällt ein silbernes Nägelchen, sagt das Sprüchwort, es ist immer

was dabei zu verdienen. Ich habe mit dem Könige fast eine Stund' lang über alle möglichen Sachen gesprochen."

Ephraim vergaß bald, daß er sich das Wesen seines Oheims zur Charakterstudie, zum „Motiv für ein Bild," wie sich die Künstler ausdrücken, ersehen hatte, er gerieth in Aufregung, und verlor dadurch seinen Standpunkt und seine Verträglichkeit.

„Davon reden Sie nie," sagte er, und eine Zornesgluth brannte in seinem Angesicht, „daß der König den Schandfleck auf unserm Herzen, der ihn mehr schändet als uns, wegnehmen soll; daß er uns frei machen muß, wenn Vernunft und Menschlichkeit nicht bloßer Wortschall auf seinen Lippen sein sollen. O! wie gern zöge ich mit in den Krieg und vergösse mein Blut, und wenn ich stürbe, würde ich ihm zurufen: siehe, auch ein Jude kann tapfer sein!"

„Junge, Junge," erwiderte Veitel, „deine Worte in Feuer vergoldet, du bist doch sonst gescheit, aber ich glaub', du hast einen Rappel, du bist doch sonst so geschickt in der Feder und in Allem, wo steht's geschrieben, daß ich mich in den Krieg zwischen dem König und der Maria Theresia hineinmeliren soll? Laß sie sich verdefendiren, ich will sehen, wer Meister wird. Ich sag' dir, ich bin froh, daß keine Juden mit in den Krieg brauchen; läßt sich nur so für passer le temps mir nichts dir nichts todt schießen; da weiß ich doch etwas Besseres zu handthieren." Hiebei klimperte er mit dem Golde, das er für etwa nöthige Bestechung zu sich gesteckt hatte.

„Und die Schmach und die Geringschätzung?“ rief Ephraim.

„Geringschätzung ist,“ erwiderte Veitel, „wenn man Einen gering schätzt, daß er wenig Geld hat. Ich sage dir, Tausende von ihnen lassen sich auch Alles gefallen, wenn sie nur Geld verdienen, das ist auch die Hauptsache, alles Andere — geb' ich keine Prise Tabak dafür.“ Und er holte sich eine solche aus seiner goldenen Dose, schnupfte sie mit Behagen und bot auch seinem Neffen eine Prise an.

Obgleich mißmuthig darüber, sich so weit mit seinem Oheim eingelassen zu haben, fuhr Ephraim dennoch fast unwillkürlich fort: „Und das höchste Gut, die Ehre gilt Euch nichts? und die leidenden Mitmenschen kennt Ihr nicht?“

Veitel lächelte eine Weile still, und schüttelte den Kopf, dann erwiderte er: „Was, Ehre! Iß von deiner Ehre, wenn du nichts hast, oder geh' in dein Comptoir und laß dir sie wechseln; in Unehre ist man, wenn man kein Geld hat; sei du froh, daß unser Herrgott dich und unsere ganze Verwandtschaft nicht in den Fall gesetzt hat; die Anderen sollen auch sehen, wie sie sich fortbringen. Ich sage dir: wenn unser König (Gott soll ihn hundert Jahr alt werden lassen) zu mir sagen thät: „„Veitel, ich will dich zum Baron machen, aber gieb deinen Handel auf,““ siehst du, da will ich Gift und Opperment mit hineinschnupfen, wenn ich ein anderes Wort sagen thät, als ich thät sagen: den Baron nehm' ich unterthänigst an, Euer Majestät (warum? weil ich als Baron mit den Baronen besser

handeln kann), aber Euer Majestät muß ich bitten, mich bei meinem Handel und Wandel zu lassen, wie ich's gewohnt bin." — Bei diesen Worten zog Veitel seinen Hut ab und machte eine tiefe Verbeugung, als ob er wirklich vor dem Könige stände. Die Hand auf die Schultern seines Neffen legend, sprach er dann weiter: „Ich sehe schon, wie du noch ganz andere Gedanken kriegst, wenn du einmal in meine Schuhe kömmst; ich habe schon mehr Vögel so pfeifen hören, na, na, man kennt ja die Geschichten: ich will lieber verhungern und mir selbst die Finger abnagen, ehe ich etwas Anderm folge als der Wahrheit und der Ehre. Was ist am Ende Wahrheit, und was ist Ehre? — Geld! Siehst du, da kann ich dir das beste Exempel geben an dem langen Emanuel, den ich bei mir habe, und der droben im Eckstübchen schreibt. Als wir noch jung gewesen sind, so ein sechzehn, achtzehn alt, damals hat mein Vater und der seinige noch in Prenzlau gewohnt, sein Vater war der Reichste im ganzen Ort; wie oft war ich froh, wenn mir seine Mutter einen guten Teller voll Suppe gegeben hat. Nun sieh einmal, damals war er reich und ich arm, und jetzt ist er froh, daß er bei mir ein Unterkommen gefunden hat; ich laß ihm aber auch nichts abgehen, so lange mir ein Aug' offen steht; er hat's bei mir wie das Kind im Hause und dient auch schon sechzehn Jahre treu und ehrlich, ich kann von ihm sagen, wie in der Thorah steht: „In meinem ganzen Hause ist er vertraut." (4. B. M. 12, 7.) — Daß ich aber wieder zurückkomme auf das, warum ich dir eigentlich die Geschichte erzähle.

Der Emanuel war reich, und hat beim Pfarrer im Ort viel gelernt, deutsch und französisch, er liest französisch wie Wasser (geläufig), er kann den Voltaire und den Homer (ich weiß viel wie all die Hokuspokusmacher heißen, so soll ich wissen von meinen Sünden) er kann sie auswendig; in der ganzen Gegend war ein Lärm von der Geschicklichkeit des Emanuel, und wie er so schön Violin spielt, bei allen Herrschaften wohl gelitten ist, und mit ihnen ißt und trinkt was Gott verboten hat. Das muß man ihm nachsagen, stolz war er nie, mit zerlumpten Kindern hat er sich oft stundenweise unterhalten, aber sein Vater ist ihm zu frühe gestorben, und er hat nicht hauszuhalten gewußt und ist mit seinem Geld nach Berlin gezogen. Hier hat er einmal eine Bittschrift an den alten König Friedrich Wilhelm eingereicht, daß er den über die Juden ausgesprochenen Bann aufheben soll, daß es unköniglich sei, wenn die Juden die wilden Schweine vom Treibjagen jährlich kaufen müßten, und noch viele andere Punkte, und zuletzt, daß man die Jugend bilden und aufklären soll. Da ist er aber gerade an den rechten Mann gekommen, der hat von all den Narrenpossen mit der Aufklärung nichts wissen wollen, und hat's gern gesehen, wenn Jeder bei seinem Leisten geblieben ist; mit Schimpf und Schand' hat er den Emanuel fortgeschickt, als er einmal bei ihm in Audienz war. Er ist sonst nicht gut darauf zu sprechen, und man darf ihn nicht daran erinnern, wenn man ihn nicht in Wuth bringen will, aber mir hat er's einmal in einer vertraulichen Stunde gesagt, wie es ihm

gegangen ist. Er steht also vor dem König und schwatzt viel über Juden, was weiß ich? von Handwerklernen, Schuleinrichtungen, Bürgertugenden und wie all die Schmues (Lappalien) pour rien dits heißen. Als er fertig ist, geht der König im Zimmer auf und ab, und schwenkt sein spanisches Rohr, an dem ein emaillirter achtzehncaratiger Knopf ist (ich hab' ihn erst vor vier Wochen in der Hand gehabt): „Schad', schad'," sagt der König immer vor sich hin, „aber es geht nicht, es kann nicht sein." Mein Emanuel ist ganz erfreut, daß der König so gnädig ist, und sagt: so und so kann man's machen, und Euer' Majestät werden verehrt werden wie ein Messias, wie ein Vater von seinen Kindern. Da dreht sich der König um, und sieht ihn an, mit ein Paar Augen, der Emanuel hat mir gesagt, und wenn man ihm alle Adern geschlagen hätt', er hätt' kein Blut gegeben. Was sagt Er? ruft der König, Er will mir vorschreiben, was ich thun soll? Was versteht denn Er, was ich meine? Es ist schade, hab' ich bei mir gedacht, daß Er ein Jud ist, Er hätt' gerad die rechte Größe für mein Garde du Corps, da könnt' man ihm auch sein nichtsnutziges Raisonniren aus dem Kopf treiben, aber mit euch Juden ist nichts anzufangen, ihr seid verdammt, hier und dort. Ihm aber will ich's sagen, bekümmer' Er sich nicht um Dinge, die ihn nichts angehen, treib' Er seinen Handel, wie's Ihm erlaubt ist, und wie sich's von Ihm schickt, oder — noch ein Wort und ich lass' Ihm auf Abschlag fünf und zwanzig aus dem ff aufzählen — dabei winkt er ihm ganz deutlich mit dem spanischen Rohr, daß

meinem Emanuel schon der Buckel brennt. Wie meinst du, daß der froh war, als er das Schloß hinter sich gehabt hat? Aber der Emanuel war auch ein Hitzkopf. In der ganzen Stadt ist er bei allen Glaubensgenossen herumgelaufen und hat gepredigt und gedroschen: alle Juden seien nichts nutz, weil sie nicht nach Amerika auswandern. Ist das nicht närrisch?"

„Ich glaube auch, daß man nicht von Jedem verlangen kann, sein Vaterland zu verlassen."

„Vaterland, nimm mir's nicht übel, das ist wieder so so . . . ein studirtes Wort. Was geht mich Vaterland an? Aber was brauch' ich mehr? Kann man in Amerika mehr als essen und trinken und schlafen?"

„Wie erging es dem Emanuel weiter?" fragte Ephraim ablenkend.

„Ja, ich will dir weiter erzählen. In einer Nacht hat er einmal Alles zusammengepackt, und hat sich auf und davon gemacht. Was war ihm an ein paar hundert Thalern gelegen? Ganz liquide Schulden, die er nicht schnell einziehen kann, verkauft er für ein Bagatell; mit noch so einem Thunichtgut verläßt er Berlin, um schnurstracks nach Amerika zu gehen, unter wilde Menschen, wo man sein Leben auf der Hand trägt; da hilft kein Bitten und Betteln, alles umsonst; der Freigeist, der sich an ihn gehängt hat — sapperment, daß mir der Name nicht einfällt, siehst du, das macht das Alter und die Sorgen, na, was thut man damit? — der Freigeist weiß ihm Alles auszureden, und sie gehen gerades Weges nach Amsterdam. Hier bleiben sie ein paar Tage, mein Emanuel steht eines

Morgens früh auf, er sieht nach seinem Schlafkameraden — siehst du, jetzt fällt mir der Name ein, Mardon hat er geheißen — er denkt, der liegt noch auf der faulen Haut, er hat ja nichts zu thun, er findet aber das Nest leer; mein Emanuel denkt noch immer nichts Böses, schellt, der Kellner kommt: wo ist Herr Mardon? Er ging an den Hafen, um die Schiffe abgehen zu sehen; mein Emanuel denkt noch immer nichts Böses. Es ist mir jetzt in diesem Augenblick noch unbegreiflich, wie ein Mensch so sein kann, und noch dazu auf der Reise; da sieht man doch gewiß jeden Morgen nach seinem Geld. Es hat ihm so gehen müssen, es ist nicht anders möglich. Nach dem Mittagstisch, Mardon ist immer noch nicht da, mein Emanuel geht singend und trillernd auf sein Zimmer, um sich Taschengeld zu holen, er macht das Kästchen auf, wo er weiß, daß er tausend koschere holländische Dukaten von den alten guten drin hat; es ist ein Gotteswunder, daß ihn nicht der Schlag gerührt hat, und daß er nicht auf dem Platz todt geblieben ist; er macht auf, sucht vorn, sucht hinten, der Angstschweiß steht ihm auf der Stirne; er weiß das Plätzchen, wo er sie hingelegt hat, da ist aber keine Spur mehr davon: er reißt alle Schubladen 'raus, wirft sie auf den Boden, überall nichts. Jetzt plötzlich geht ihm endlich ein Licht auf, statt aber gleich auf die Polizei zu laufen, reißt er sich die Haar' aus, wirft sich auf den Boden und schreit, daß sich ein Kind im Mutterleib hätt' darüber erbarmen müssen. Alles im ganzen Hause lauft zusammen, er erzählt sein Schicksal, und reißt

sich immer ein über das anderemal ganze Büschel Haar' aus dem Kopf heraus; die Leut' die es hören, wie das so geht, die Einen glauben's, die Andern glauben's nicht. Ich will's kurz machen, mit knapper Noth hat ein Mann aus Mainz, der die Familie gekannt hat, den Emanuel ausgelöst und ihn zu sich in die Handlung genommen. Was aber ein ehrlicher Schlemiehl ist! Seinen Lohn, den er sich in anderthalb Jahren erspart hat, nimmt er und bezahlt damit die Zeche für sich und für den Mardon; das sind Geschichten für einen Tollhäusler. Nachher ist er von Amsterdam weg, und in der ganzen Welt herum gelaufen. So ist er jetzt unstät und flüchtig, und wenn man's recht betrachtet, woher? — Weil er nicht vor seiner Thür gekehrt und sich um Dinge angenommen hat, die ihn nichts angehen. Was geht mich die leidende Menschheit an? Wenn sie leidend ist, soll sie sich ein Pflaster drauf legen. Hätt' er's gemacht wie unser eins, hätt' sieben gerad sein lassen, und hätt' gute Geschäfte gemacht, so hätt' er seine goldenen Ducaten noch, und noch dreimal mehr, hätt' Frau und Kinder und brauchte sich nicht herumstoßen zu lassen unter fremden Leuten, er wäre jetzt einer der Ersten in der Gemeinde, kein Bischen weniger als unser eins. Nun gieb acht, hier hast du ein Exempel, ich rathe dir als dein Onkel, mach' daß du dein Geld gut anlegst, und das andere laß gehen wie's geht."

Ephraim heftete den Blick zur Erde, als sein Oheim geendet hatte, und ohne die Augen zu erheben fragte er: „Wie kam denn der Emanuel zu Euch in's Haus?"

„Morgen über vier Wochen haben wir Purim (Hamansfest), da werden's sechzehn Jahr, gerad so alt als unbeschrien mein Zerlinchen ist. Es ist also Purim, ich gehe Morgens aus der Schul (Synagoge) heim in Sorgen, wo ich wieder Einen kriege, der mir meine Bücher führt — so gewiß soll ich wissen, daß ich in Gan Eden (Paradies) komme, als ich weiß, daß mir mein alter Buchhalter einen Zehnthalerschein unterschlagen hat — ich geh' also in einer Sorge vor mich hin, es war eine grimme Kält', Stein und Bein zusammengefroren, da seh' ich einen großen Mann, einen Rock hat er an, der vor acht Jahren einmal auf einem andern Leib neu gewesen ist, zehn Katzen finden kein Mäuschen mehr darin; einen Hut hat er auf dem Kopf, ich hebe ihn nicht von der Gasse auf, seine Hände sieht man gar nicht, er hat sie in die Rockärmel verschlupft, weil er keine Handschuh hat; ich betrachte mir den Menschen, der bei alledem noch so stolz und kerzengerade wie ein Grenadier einhergeht, sein Gesicht ist mir bekänntlich, ich mein' ich sollt' ihn kennen, er sieht mich auch so an, wie wenn Einer sagt: dich sollt' ich kennen, ich weiß aber nur nicht, wo ich dich hinthun soll; wir gehen vor einander vorüber, ich drehe mich noch einmal um, er dreht sich auch um; Emanuel sag' ich, Veitel sagt er und will mir um den Hals fallen; nun bedenk' auf offener Straß' mit einem Menschen in solch einem Aufzug — ich wehr's ab und sage: Emanuel, wenn du in einer halben Stunde zu mir kommen willst, da und da wohn' ich. — Eine Weile darauf hör' ich draußen in der Küch' einen Lärm,

meine Frau liegt gerade in Kindsnöthen; ich geh' hinaus und will Ruh' machen; da seh' ich wie der Emanuel Händel hat mit meiner Köchin, sie will ihn par tout nicht zu mir hereinlassen, und will ihm seinen halben guten Groschen geben, wie es jeder ehrsame Bettler in meinem Haus kriegt; ich hab's ihr streng verboten, keinen Bettler zu mir zu lassen. Da kommen sie und greinen Einem die Ohren voll, und Jeder will mit Einem verwandt sein; bedank' mich schön für die Verwandtschaft, wenn man ein paar Groschen hat, will die ganze Welt mit einem verwandt sein; dann hab' ich auch noch einen Grundsatz: es kömmt doch Alles von Gott, er will, daß der Eine reich und der Andere arm ist. Ich darf's nicht ändern! — Es wäre zu lang, wenn ich dir alle die Proben erzählen wollte, die ich mit dem Emanuel angestellt habe, kannst dir denken, ich werde nicht so jedem Hergelaufenen meine Bücher anvertrauen; aber der Emanuel ist grundehrlich, und so ist er schon sechzehn Jahre bei mir, er hat seine Kleider, Essen und Trinken, er ißt bei mir am Tisch, ich sage dir, ich versuche keinen Bissen, von dem er nicht auch hat; auf Neujahr hat er auch ein schönes Douceur, er lebt fromm und eingezogen, und geigt oft halbe Nächte durch auf seinem Zimmer ohne Licht. Seit ungefähr zwei Jahren geht er jeden Donnerstag nach dem Nachtessen noch aus dem Haus, ich spür' ihm nicht nach, er kann thun, was er will; aber ich glaube, er ist unter die Freimaurer gerathen; nun, dafür ist gesorgt, viel Geld ausschwindeln können sie ihm nicht. Ja, das

hab' ich doch noch vergessen, warum meinst du, daß der Emanuel wieder nach Berlin gekommen ist? Um seine ausstehenden Schulden einzukassiren? Gott bewahre, unter dem Narrenkopf mit den grauen Haaren stecken noch dieselben Possen wie früher unter den schwarzen Haaren; er meint, unser jetziger Herr hat nichts anderes zu thun, als zuerst die Juden frei zu machen; da hat er aber bald eingesehen, wie es ist. Wie ein Mensch sich auch immer nur um solche Dinge bekümmern kann! Und seine ganze Equipage, die er in einem rothen Schnupftuch in mein Haus gebracht hat, waren zwei alte Bücher, ein schwarzes Hemd und eine alte Geige; mitsammt dem, was er auf dem Leibe gehabt hat, kauf' ich Alles zusammen nicht für fünf Thaler. Und bekümmert der sich noch um solche Sachen! Er hat immer davon gesprochen, wie er sich darnach gesehnt hat, wieder vaterländischen Boden zu betreten; nun, das Glück ist ihm geworden, und wie? ganz echt, denn seine Stiefeln haben keine Sohlen gehabt, da ist er auf vaterländischem Boden gelaufen. —

Bedenk' jetzt einmal, wie's in der Welt geht: der Emanuel ist so geschickt, nun, und was ist er? Ein Lump! Ich, ich hab' mein Lebtag nichts gelernt, schon zu eilf Jahren hat mich mein Vater fortgeschickt zu handeln mit alt Eisen, mit Roßhaar und ein paar Schnupftüchern, wo hab' ich Zeit gehabt zu lernen, als ein bischen rechnen? Mit harter Mühe hat mich der Emanuel gelehrt, meinen Namen deutsch zu schreiben, nun? und jetzt heißt man mich und den Itzig die Judenfürsten von Berlin; ich hab's so gut als in der

Tasche, daß ich vom König ein Ausnahmspatent krieg, daß meine ganze Familie von allen Lasten der Juden befreit wird, ich bin angesehen, bin gebildet, denn ich kann mit den größten Herrschaften umgehen, und den Emanuel besieht kein Mensch. Drum folge mir, und gieb deinen Verstand nicht für Bruch[1] weg, dann geht dir's auch gut."

Es war ein listig erhabenes und süßlich schmunzelndes Lächeln, mit welchem Veitel seinen Unterricht in der Weltweisheit beendete. Während seiner ganzen Rede war er stolzirend im Zimmer auf- und abgeschritten, er streckte seinen Bauch weit hervor, schlenkerte seine Arme mit großer Beweglichkeit wie die Enden einer Balancirstange nach vorn und hinten. Endlich stand er ruhig und wiegte sich hin- und herschaukelnd auf seinen auseinander gespreizten Beinen; so stand er jetzt vor seinem Neffen, an seinem Uhrencachet spielend, mit herausfordernder Miene.

„Jetzt kann ich mir's auch erklären," sagte Ephraim endlich, „warum der Emanuel stets so seltsam lächelt, und so wenig spricht; es ist schade, daß Ihr so bald wieder abreist, den Mann möchte ich näher kennen lernen."

„Weißt du was?" sagte Veitel triumphirend, „du kannst ihn von Innen und Außen kennen lernen, er muß sich noch eine Ehre daraus machen, wenn du, meiner Schwester Sohn, dich mit ihm abgiebst; besinn' dich nicht lang, schlag' ein," rief er, ihm die Hand hinstreckend, „geh mit, der Emanuel ist ohnedies nicht mehr ganz kapitelfest, ich lege jetzt eine Gold- und

[1] Bruchsilber zum Einschmelzen, das geringer bezahlt wird.

Silberkantenklöppelei an, ich übergebe dir einen Theil des Geschäfts und die Kasse, du kriegst tausend Thaler Gehalt und kannst dein Geld zu guten Prozenten in meinem Geschäft anlegen. Es wäre ohnedies gut, wenn du dich von deinen Brüdern trenntest, der Chajem hat schon einen Klecks in die Verwandtschaft gemacht, und ich fürchte, ich fürchte, der Nathan macht noch einen dazu. Wie werden sich meine Kinder mit dir freuen, und besonders mein Zerlinchen! Sie liest alle deine Briefe siebenmal. Ich sage dir, mein Zerlinchen ist ein Goldkind, ich will sie nicht loben, es ist mein eigen Kind, aber sie ist unbeschrien schön und brav und gescheit, und eine Haushälterin! den Heller kehrt sie zehnmal um, ehe sie ihn ausgiebt. Singen kann sie, wie wenn sie lauter Orgelpfeifen im Hals hätt', es hat mich mein gut Geld gekostet, so wahr soll ich hundert Jahr alt werden, und soll mich unser Herrgott noch Freud' an euch Beiden erleben lassen, alle Monat drei Thaler Courant; für mein Zerlinchen ist mir aber kein Geld zu viel, du wirst auch Vergnügen an ihr haben; dein Veilchen war doch ein sauberes Mädchen, aber so zart und zimperlich wie ein schalloses Ei. Mein Zerlinchen ist um fünfzig Procent schöner und stärker; na, wer weiß — es ist mir schon lang arg, daß mein gut Geld, das ich mit harter Mühe zusammengerackert hab', so verfrembdet werden soll. Sie könnte Parthien genug machen, aber wo giebt's eine Familie, die der unsrigen gleichkommt an Geld und Ansehen? Nun, es kann sich Alles schön machen, ich weiß gewiß, du gehst nicht mehr von mir. Also du gehst mit?"

Ephraim gab keine entschieden verneinende Antwort, und als er auf seinem Zimmer allein war, schrieb er folgende Verse:

Des Harpax letzter Wille.

„Ich sterbe, Sohn! drum höre meinen Willen:
Das höchste Gut auf dieser Welt
Ist — was der Moralist auch schwätzet — Geld;
Drum sorge stets den Kasten dir zu füllen.
Iß nie dich satt; auch ich hielt fleißig Fasten;
Darum erspart' ich vieles Geld.
Je mehr ich hatte, galt ich in der Welt;
Denn Geld macht klug: Minerva liegt im Kasten;
Anstatt der Bücher sammelt' ich Dukaten;
Und mancher große Musensohn
Erhob mich doch auf seinen Helikon,
Und hieß mich den gelehrten Mäcenaten.
Halt nicht zu viel von weibischem Erbarmen,
Gott segnet die nur, die er liebt,
Und hasset alle, denen er nichts giebt;
Drum kränk' ihn nicht, gieb nie sein Gut den Armen.
Was ich dir lasse, soll mich nicht gereuen,
Wenn du es zu vermehren weißt.
O Sohn! zweifältig ruh' auf dir mein Geist,
Und tausendfältig mög' es dir gedeihen!"

14. Auf neuen Bahnen.

Es war spät in der Nacht, Ephraim saß noch sinnend und grübelnd auf seinem Zimmer, da hörte er plötzlich Musik, sie schallte vom obern Dachstübchen, wo

Emanuel wohnte. Ephraim öffnete das Fenster und schaute hinaus, nur zwischen zerrissenen Wolken blinzte bisweilen das Mondlicht auf die schneebedeckte Erde nieder, hier und dort hörte man in regelmäßigen Pausen von den Dächern Tropfen fallen oder eine kleine Lawine des schmelzenden Schnees sich herabwälzen. Kein Zeichen menschlichen Treibens wurde kund, nur über ihm wachte der Schmerz und goß seine Klagen in Tönen aus. In diesen Tönen einer Violine klang es wie das Ringen und Trauern einer eingekerkerten Seele, still grollend, am Boden kauernd, brütete es in eintönigem Schmerze hin, ewig und ewig wiederholte sich derselbe Laut, bis er endlich, immer leiser und leiser verklingend, dahinstarb; schnell aber rafften sich alle Kräfte wieder auf, alle Töne wurden wach, und kämpften mit vereinter Macht, sich helfend, unterstützend und beispringend, es rang wehklagend die Hände über dem Haupte, es kletterte hinauf an den starren Kerkerwänden, es klammerte sich ein und tobte und raste, die Mauern einzureißen und sich zu Licht und Luft hindurchzuringen; aber die Kraft ermattete, nur noch in einzelnen Stürmen sah man den Kampf auflodern, bis es endlich in einem herzdurchbohrenden Schrei wieder am Boden lag; es schien erstorben, aber der alte eintönige Schmerz erwachte wieder und ringelte sich fort und verwirrte sich wie ein Schlangenhaufen; der halb unterdrückte Klang eines lustigen Jauchzens trieb wieder daraus hervor, Lebenstrauer und Todeslust, Alles verschwamm chaotisch in einander, und auf einen alltönigen Sturm folgte endlich Verstummen und Tod.

Ephraim sah die Welt um sich her nicht mehr, sein Auge schwamm in Thränen, sein Geist hatte hinabgeschaut in den tiefsten Abgrund einer Seele, wo gräßliche Ungethüme über Korallenriffen, krystallenen Tempeln und leuchtenden Meerblumen schwimmen. Schon lange waren die letzten Töne verklungen, Ephraim stand noch wie festgebannt da, endlich raffte er sich auf, stieg die schwankende Treppe hinan, er stand vor der Thüre Emanuels, sie war offen, kein Licht war im Zimmer, er scheute sich fast, mit seinem Lichte einzutreten, da richtete sich Emanuel hastig in seinem Bett auf: „Wer da?" fragte er barsch.

„Gut Freund!" antwortete Ephraim mechanisch, dann setzte er noch hinzu: „In der That Einer, dessen höchstes Glück es wäre, wenn er Euch ein wahrhaft guter Freund werden könnte."

„Guter Junge, es ist Schlafenszeit und du erkältest dich bei mir," antwortete Emanuel mit seltsamem Lächeln und hob dabei die Hand wie zur Abwehr auf; Ephraim glaubte, er wollte sie ihm reichen und streckte seine Hand darnach aus. — Ist es schon bei alltäglichen Begrüßungen oder beim Abschiednehmen ein peinliches Gefühl, die traulich ausgestreckte Hand unberührt wieder zurückziehen zu müssen, so steigert sich dies noch in hohem Grade bei einem Zustande der Aufgeregtheit.

„Geben Sie mir Ihre Hand," sagte daher Ephraim zitternd.

„Meine Hand ist knochig und dürr, sie fühlt sich nicht mehr weich an, doch ich reiche sie dir, und will, so viel ich kann, dein Freund sein. Siehe, im warmen

Händedruck liegt das Symbol der Freundschaft, es ist das Zeichen der geistigen Einigung zur That, und nicht umsonst ist sie im geheimen Bunde das Denkzeichen der Verbrüderung.“ So sprach Emanuel und reichte Ephraim die Hand, der sie mit Inbrunst fest hielt und alle Liebe in seinen Ausdruck legte, indem er das Antlitz Emanuels betrachtete, dessen Züge wie von Wettern gehärtet und gleichsam gehämmert waren.

„Was spionirst du in meinem Gesichte?“ frug Emanuel. Ephraim drückte seine Hand an's Herz und weinte.

„Bist du verliebt?“ sagte Emanuel, „so heirathe, dann bist du von der Liebe erlöst; bist du nicht verliebt, mußt du gewiß heirathen.“

„Ich will mich nicht in eine Alltagsehe einjochen lassen, aber auch nicht Liebe ist's mehr, was ich suche, sie ist falsch, nichts als vergänglicher Selbstbetrug; die Liebe, wie ich sie im Busen hege, wie sie die tausendarmigen, sehnsuchtsvollen Triebe hinausstreckt in die Ferne, um ein liebend Herz zu erfassen — ach! es ist ein Phantom, nach dem ich jage, ich habe diese Liebe still und einsam in dem Friedhofe meines Herzens begraben. — Nur Freundschaft ist's, was ich vom Leben noch hoffe, an ihr will ich erstarken, sie ist die Sonne, an deren Strahlen die geknickte Blume meines Lebens sich wieder aufrichten kann, drum wendet Euch nicht von mir, ich kenne Alles von Euch, seid mein Vater, seid mein Freund.“ Ephraim legte seine heiße Stirn auf die Hand Emanuels, die er noch immer festhielt.

„Junger Freund,“ sagte Emanuel, „es gährt noch gewaltig in dir, deine Sprache ist fieberhaft; ich nehme

nicht gern die Altvatersmiene an, die der Jugend immer selbstgefällig zuwinkt: warte nur, du wirst nach Jahren über deine jetzigen Stürme lächeln. Der Sturm ist jetzt da und peitscht mit gewaltigen Wellen die Rippen deines Fahrzeuges, aber betrachte dein vergangenes Leben, und lerne einsehen, daß alle Aufregung nur vorübergehend ist. Du hast geliebt, ich merke das, aber du hast die Gegenliebe nicht gefunden, wie sie dein Uebermuth, dein Stolz sich träumte, Liebe ist Demuth, du wirst die echte Gegenliebe finden, und dann mit Wonne und Trauer ausrufen: jenes Erste war die echte Liebe nicht. Möge dich Gott davor bewahren, daß du dies nochmals wiederholen müßtest. Verlange aber nicht von der Freundschaft, was nur die Liebe dir bieten kann, und bereite dir nicht geflissentlich spätere Enttäuschungen.

„Ich möchte gern ewig bei Euch bleiben," sagte Ephraim, „rathet Ihr mir nicht auch, die Stelle als Kassier in der Silbermanufactur meines Oheims anzunehmen? Ich komme dann auch weg von hier, wo jeder Stein zu mir spricht: einst berührte mich dein Blick, da du noch glücklicher warst; ach! ich weiß nicht, was mir fehlt, aber ich möchte sterben, um auf einmal Alles los zu sein."

„Es ist gut, daß die Sterne droben ihre lichte Bahn fortwandeln, und wir winzigen Würmer auf diesem Erdkügelchen herumkrabbeln; könnten wir die Sterne mit unsern Händen fassen, wir hätten sie schon lange in die Alltäglichkeit hereingezerrt und beschmutzt; das, was du Höheres willst und sollst, laß wie Sterne

über dir erglänzen, vermenge es nicht mit dem Dunstqualm, der auf der untern Luftschicht lagert, und wenn dein Blick umdunkelt ist, dann sieh' hinauf zu den Sternen, laß einen Strahl von ihrem ewigen Licht in dein Herz fallen, und harre, bis du aufgehen wirst in den Urquell des ewigen Lichts. — Gute Nacht." — So sprach Emanuel, er entzog Ephraim die Hand und hüllte sein Haupt in die Kissen.

Ephraim verließ tiefbewegt das Zimmer, er konnte lange nicht schlafen, und im Traume wandelte er von Stern zu Stern, aber überall folgte ihm sein Oheim, der ihm zeigte, wie auch die Sterne dunkle Flecken haben; als er erwachte, fühlte er seine Wangen brennen.

Emanuel war den Tag über eine fast ganz veränderte Erscheinung, er ließ sich nur in Gespräche über Geschäftsangelegenheiten ein, er sprach hierüber mit so vielem Eifer und solcher Einsicht, daß man ihm keine Empfänglichkeit für irgend ein höheres Interesse zutrauen mochte. Ephraim konnte sich diese Getheiltheit noch nicht klar machen, er mißtraute sich immer mehr und mehr in gerechter Beurtheilung fremder Individualitäten, und sonderbar! seine Liebe zu Philippine tauchte hierdurch wieder in ihm auf, er näherte sich ihr wieder und suchte sein früheres vorschnelles Urtheil zu berichtigen. Ephraim war hoch erfreut, einen so triftigen Grund zur Wiedererweckung seiner Liebe gefunden zu haben. Er liebte Philippinen mehr als er sich gestehen wollte. Wie heldenmüthig erschien er sich, als er nach seinem anfänglichen Rückzug oft zwei, drei Tage Philippine nicht besuchte, wie zählte er die Tage.

wie pochte sein Herz, wenn er dann ihr Haus betrat, wie vielen sophistischen Irrlichtern folgte er auf ihren Zickzackbahnen, nur damit sie ihn endlich zu ihrem Hause geleiteten. — Alles dies hätte Ephraim schon längst über den wahren Zustand seines Innern aufklären können, er begnügte sich mit dem stillen Bewußtsein, daß es noch nicht zu spät sei. Die Reue folgt fast immer der Trennung von der Geliebten, man schilt sich, Kleinigkeiten halber sein Liebstes von sich getrennt zu haben, man sehnt sich nach der Rückkehr und gelobt sich Milde und zarte Duldsamkeit; aber ein Mißverhältniß, das sich Monate lang im Gemüthe festgewurzelt, kann fast nie mehr mit Stumpf und Stiel ausgejätet werden, und ohne daß wir es uns versehen, treibt es neue Keime aus der alten Wurzel.

Wir erkennen unsere gegenseitige Uebereinstimmung oft am schnellsten in der Uebereinstimmung unserer Urtheile über dritte Personen, und so leicht die Personenbesprechung auch oft in Tadelsucht ausartet, so ist ihr Urgrund doch ein nothwendiger und natürlicher. — Ephraim sprach mit Philippine in überschwenglichen Worten über Emanuel.

„Wenn ich ihm einen Beinamen geben dürfte," sagte Philippine, „würde ich ihn den Verfinsterer heißen; wenn er in's Zimmer tritt, brennen die Lichter dunkler, wenn er ein Ding betrachtet, mein' ich, müßt' es grau anlaufen, ich kann mir's denken, daß er auf seiner Geige immer greint, ich habe ihn noch nie lachen sehen, er ist wie trockenes Biscuit, es ist Alles ganz gut und fein, aber man kann's nicht genießen."

Ephraim antwortete Nichts, sondern lachte heftig, aber dieses Lachen war kein heiteres, gesundes, sondern ein krampfhaft erzwungenes. Er ging so weit in seiner Ungerechtigkeit, Philippine sogar seiner Achtung für unwürdig zu halten, er verglich sie im Geist mit seinem Oheim, und glaubte, nur das Handelsinteresse fehle, sonst wäre sie ihm ganz ähnlich. In solcher Anklage riß er Philippine abermals und auf immer aus seinem Herzen.

Ephraim kam zu Lessing, um mit ihm zu berathen, ob er in das Handelsgeschäft seines Oheims in Berlin eintreten solle; aber Lessing merkte bald, daß die Entscheidung bereits getroffen war, und ließ sich nicht herbei, sie mit seiner Autorität zu besiegeln. Er ließ nur Ephraim seine Gegengründe vortragen und durch rasche Zwischenfragen Ephraim selbst deren Widerlegung finden, denn Ephraim erklärte, daß er nur als Subaltern in den Handelsoperationen seines Oheims mitwirken und keinerlei moralische Verantwortung übernehmen werde.

Lessing schloß damit, daß er Ephraim einen Brief an Mendelssohn mitgeben wolle und bald selbst nachzukommen hoffe.

Es war eine erquickende Herzinnigkeit, mit der Lessing in einfachen Worten von seinem Moses und dessen Gerechtigkeit und Milde sprach. Lessing schaute lächelnd darein, da Ephraim sagte, das sokratische Daimonion scheine sich in Mendelssohn in einen ethischen Compaß verwandelt zu haben. Wie seltsam, daß man in Anderen richtig erkennen und bezeichnen kann, was man selber entbehrt und doch nicht als Mangel erkennt

Die Erinnerung an Mendelssohn hielt Lessing indeß fest und erklärte, wie er auch darin mit Mendelssohn zusammen getroffen sei, daß dieser als Autodidakt nie von Systematik und Schulweisheit befangen gewesen sei, während er sich mit Eifer davon zu befreien suchte.

Gegen Ende April 1763 saß Ephraim mit seinem Oheim in einem Wagen, der den Weg nach Berlin einschlug. Es war ein häßliches Schneegestöber, als er seine Vaterstadt verließ, in der er so lange gelebt und gelitten. Jeder ging nach Lust und Beruf seines Weges, Niemand kümmerte sich um den, der blutenden Herzens von dannen schied.

Veitel hatte im März 1761 vom Könige einen Freiheitsbrief erlangt, das heißt, er brauchte keinen Judenzoll mehr zu bezahlen u. s. w., er lehnte sich daher stolz zum Kutschenschlage hinaus, als er das Thor passirte. Ephraim saß in seinen Mantel gehüllt in einer Ecke, er redete kein Wort. So kam man zu Deutsch-Lissa an, wo Halt gemacht wurde, der Wirth, die Wirthin und die Knechte, Alles sprang Veitel freundlich entgegen. Man trat in die Wirthsstube, hier würfelten Bauern und tranken. „Es gilt um drei Pasche!" rief Einer, und warf ein bleiern klingendes Zweigroschenstück auf den Tisch. „Holla," riefen die Andern, „weg mit dem Juden, der gilt nichts, nagelt den falschen Kerl an den Tisch, es ist ja ein Ephraimite."

„Von außen glänzend zwar, von innen schlimm,
Von außen Friedrich, von innen Ephraim."

recitirte der Küster, der in der Ecke saß, mit Pathos,

er nahm das Glas seines Nachbars, trank ihm zu und erzählte dann weiter: „Der alte König Friedrich primus von Preußen hat einmal einem Goldmacher, der ihn betrogen hat, ein Kleid von Goldpapier anziehen, eine goldpapierne Krone aufsetzen und ihn an einen mit Goldpapier überzogenen Galgen hängen lassen; ich sage euch: über eine Weile wird's geschehen sein, und der Jude Veitel Ephraim wird an einer Galgenschnellwage hängen, und sein Zünglein wird nimmer schwanken, denn am Tage des Gerichtes wird man seine Werke zu leicht finden. Also ist es vor noch nicht vierundzwanzig Jahren im Schwabenlande mit einem Hexenmeister, dem Juden Süß, geschehen, des Teufels Großmutter war seine Mutter, und der ewige Jude war sein Vater."

„Wo wird denn der Veitel gehängt?" fragte Einer der Bauern; Alles lachte.

„Am Galgen," erwiderte ein Anderer, „es ist eins, wo er steht, der König ist zwar selbst viel Schuld daran, aber der Veitel muß doch die Supp' ausfressen. Recht so, die Juden sind an Allem schuld."

Ein Trödeljude, der zufällig hereintrat und seine Waaren feilbot, wurde von den Bauern verhöhnt und beschimpft.

„Na, Schmul," riefen sie, „hast user auch ein gutes Profitchen von dem Geld, das der Veitel gestohlen hat? Er sammelt's ja doch nur für euch Juden."

Einer der Bauern schüttete dem Trödeljuden Bier in den Nacken, worüber dieser sehr erschrack, und alle Anderen lachten und johlten.

Während dieser ganzen Scene hatte Veitel mit seinem Neffen an dem Honoratiorentische gesessen, der durch einen Bretterverschlag von dem übrigen Zimmer getrennt war; sie hörten die Unterhaltung draußen schweigend an. Ephraim war still, und Veitel befahl herrisch, daß man anspanne.

„Lumpenpack," sagte Veitel, als sie die Stadt hinter sich hatten, „mit drei Maas Bier wollte ich machen, daß sie mir Vivat trinken; warum schimpfen nun die Leute über mich? Bin ich König von Preußen? Hab' ich Stempelrecht? Hab' Ich zu bestimmen, wie viel Kupfergehalt eine Münze haben soll? Uebernehm' ich die Lieferung nicht, übernimmt sie ein Anderer. Was ist denn was ich thu'? Was der König will. Und was kann diesen Menschen daran liegen, ob das Geld gut oder schlecht ist? Wenn sie nur Branntwein dafür kriegen, ist Alles eins. Ich hätte gute Lust wieder umzukehren und ihnen den Meister zu zeigen."

Veitel war froh, als sein Neffe diesem letzten Vorsatz entschieden widersprach.

Man war an einen Berg gekommen, die beiden Reisenden stiegen aus und gingen zu Fuß hinan, ohne ein Wort zu reden. Als sie oben waren, kehrte sich Veitel um nach dem Thal, und die Hand auf die Schulter seines Neffen legend, sagte er mit einem tiefen Seufzer:

„Man muß viel Prast und Sorgen in dieser Welt ertragen; wenn man nicht seine Kinder und seine Familie hätt', möchte man oft lieber gestorben sein."

Ephraim blickte in das Antlitz seines Oheims, eine

nie geahnte Milde schwebte darauf, er blickte hinab in das Thal, Alles war still und friedlich; die Abendglocke läutete zum Gebet, der Himmel hatte sich aufgeklärt, die Luft war durchsichtig und hell, auf den gegenüberstehenden schneebedeckten Hügeln lag der glühend rothe Horizont mit seinen immer sanfter verschwimmenden Tönen, in welche einzeln stehende Bäume ihre schneeumhüllten Gerippe wie geisterhaft hineinragen ließen.

„Sehen Sie dort die Sonne im Westen verglühen,“ sagte Ephraim, „mir ist so wohl und weh, daß ich in dieser Minute des Entzückens auch mit ihr sterben und verglühen möchte.“

Als Veitel nichts erwiderte, fuhr Ephraim fort:

„Und doch ist die Natur wieder unsere einzige Trösterin, sie bleibt uns, wenn Alles uns verläßt oder von sich stößt. Danken wir Gott, der uns dies Alles geschenkt, der Frühling —“

„Narrenpossen,“ unterbrach ihn Veitel, „das Wetter gefällt mir jetzt auch, um tausend Thaler ist kein Wölkchen am Himmel zu haben, aber auf deine Natur versteh' ich mich gar nicht; wie kannst du eine Freud' an Feldern und Wäldern haben, welche fremden Leuten gehören?“

Man setzte sich wieder in den Wagen, Ephraim that, als ob er schliefe.

Die Reise nach Berlin war lang und beschwerlich, Ephraim zog bisweilen seine Brieftasche heraus und notirte Etwas, besonders aber sah er oft nach dem Briefe, den ihm Lessing an seinen Mendelssohn mit-

gegeben hatte. Es war dies jener Brief vom 17. April 1763, der mit den Worten anfing: „Auch Herr Kuh reist nach Berlin und erbietet sich, mir einen Brief an Sie mitzunehmen. Ich muß dergleichen Gelegenheit nicht aus den Händen lassen, sie ist selten, und Posten gehen nach Berlin nicht, sind niemals nach Berlin gegangen, weil ich Ihnen ja sonst würde geschrieben haben.“ So scherzte Lessing, aber dieser Brief enthielt auch eine Erörterung über die Darlegung Spinoza's von der Einheit zwischen Leib und Seele, die nur zwei verschiedene Vorstellungsweisen einer und derselben Substanz sind. Lessing setzte diese Anschauung der von Mendelssohn mit Berufung auf Leibnitz festgestellten Harmonie entgegen und grenzte die Ansicht Spinoza's scharf von der Leibnitzens ab.

Man kann diesen Brief gewissermaßen als ein Abbild des ganzen Verhältnisses zwischen Lessing und Mendelssohn ansehen: freier und inniger persönlicher Anschluß mit stetigem Verfolg der höheren philosophischen Fragen zu gegenseitiger Anregung und Klärung.

Ephraim hatte die Denkauslegung des im vergangenen Jahrhunderte verketzerten Philosophen und Stammesgenossen zu überbringen. Er trug kein Verlangen, in dessen Lehre einzudringen, das ganze Zeitalter Friederichs des Großen war dieser Systematik abhold und theilweise unfähig; und selbst Mendelssohn, dessen Lehren und Wirken der König von sich wies, stand trotz seiner Verschiedenheit mit dem König auf gleichem Standpunkte, indem er die Philosophie vornehmlich als Welt- oder Lebensweisheit auffaßte.

Mit Andacht hielt Ephraim den Brief Lessings oft in Händen und gedachte dabei einer schönen jüdischen Sitte: denn es ist ein alter, fester Brauch, daß man Einem, der eine weite und beschwerliche Reise antritt, eine Gabe mitgibt, die er alsbald am Orte seiner Bestimmung einem Bedürftigen einhändigen muß; die dunkeln Geschickesmächte, die besonders auf der Reise walten, sind dadurch gebannt, denn der Reisende ist nach jüdischem Ausdruck ein „Tugendbote," der geborgen ist vor jeder finstern Macht.

Kein Jude hatte es gewagt, dem als Freidenker verschrieenen Ephraim eine solche Sendung zu übergeben; er erschien sich aber jetzt durch den Brief Lessings als ein höherer Sendbote, er trug den labenden Ausdruck des Freundesgefühls, den erhöhenden des unbefangenen Denkens von einem Geiste zum andern.

Beide Reisende langten endlich in Berlin an.

Als Ephraim zum Erstenmal durch die Straßen Berlins ging, mußten ihm die vielen in Trauer gekleideten Frauen auffallen, denen der Krieg Gatten, Brüder und Söhne hinweggerafft.

Im hellen Sonnenschein des Frühlings waren die Zeichen der Trauer um so greller, da und dort wandelten Männer im Soldatenrock und auf ihren Angesichtern war die Verabschiedung zu lesen, sie gingen mit fragendem Blick nach der Zukunft umher und schienen fast diejenigen zu beneiden, die zu Krüppeln geschossen, doch versorgt waren, sich mit den ungewohnten Krücken einübten oder im Sonnenschein auf einer Bank ausruhten.

Ephraim suchte sich über die Betrachtung des allgemeinen Geschickes zu erheben, und seinem eigenen Leben nachforschend sagte er sich: die Menschen, mit denen sich deine Zukunft verschlingen wird, wohnen da und dort, noch sind sie dir fern, vielleicht werden sie es dir bald wieder werden — sei es! Diese Straßen, wie oft werden sie dich geschäftig, dichtend, von Kummer und Freude erfüllt dahin wandeln sehen, vielleicht Arm in Arm mit einem Freund, einer Geliebten, vielleicht gehst du hinter der Todtenbahre deiner Geliebten, deines Kindes, vielleicht wirst du selbst bald als Leiche dahingetragen; sei es! Ich will die Freude an mein Herz drücken und dem Kummer einen Stuhl setzen, als einem alten Bekannten. Zieh deinen Schleier ab, verhüllte Zukunft, welch ein Antlitz du auch verbirgst, ich kenne es und bin darauf gefaßt.

Der Uebermüthige! Er lernte es später einsehen, wessen er sich vermessen hatte, und daß es nichts nütze, sich beim Sonnenschein des Glücks mit dem Regenmantel zu beschweren; der Sturm verfängt sich nur noch mehr in den weiten Falten des Mantels.

Den alten Emanuel hatte Ephraim krank gefunden, voll Trauer saß er an dessen Krankenlager und bewunderte die Heldenkraft, mit welcher er seine Schmerzen trug. Ephraim nahm es als gutes Vorzeichen, daß die erste Thätigkeit bei seinem Eintritt in neue Lebenswege in freundlicher Handreichung für einen Verlassenen bestehen durfte.

15. De amicitia.

Der erste Besuch Ephraims galt Moses Mendelssohn. Seine Wohnung in der Spandauerstraße war leicht zu finden, denn das Haus „zum goldenen Stern," das unweit desselben war, diente als Merkmal. Nach seiner Gewohnheit, in der er gern nach deutungsvollen Sinnbildern faßte, fand er auch in dieser Wegweisung ein solches. Es war daher eine doppelt erhöhte Stimmung, in der Ephraim in das Haus trat.

Mendelssohn war so eben aus dem Comptoir der Wittwe Bernhard, wo er Buchhalter und Geschäftstheilhaber war, zurückgekehrt; mehrere Besuchende waren bei ihm und unterhielten sich mit leiser Stimme.

Die verwachsene Gestalt Mendelssohns hätte unangenehm erscheinen können, wenn nicht Milde und Menschenliebe, die wie lächelnde Genien auf seinem Antlitze thronten, alsbald Jeden für ihn gewonnen hätten.

Der unverhältnißmäßig breite Kopf saß wie bei allen Buckligen tief zwischen den Schultern, ein in Schnitt gehaltener Backen- und Halsbart, der am Kinn etwas spitz auslief, konnte als Zeichen der rabbinischen Würde und Observanz gelten, die weit hervorspringende und kühn gebogene Nase mit den großen Nasenflügeln vollendete noch den Stempel des charakteristisch Jüdischen in diesem Antlitze; in paralleler Linie hoben sich die beiden schöngeschnittenen Lippen hervor, in dem tiefliegenden schwarzen Auge glänzte das Licht einer wahrheitsliebenden Seele, der herrliche Bogen der Stirn

deren Weiße das schwarze Sammtkäppchen noch mehr hervorhob, konnte als Merkmal antiker Ruhe und Bestimmtheit gelten. So entdeckte Ephraim in diesem Antlitz eine Mischung klassischer und rabbinischer Elemente, die er in dem ganzen Wirken Mendelssohns erkennen wollte. Auch in dem Aeußern des Zimmers zeigte sich die Gedoppeltheit, denn neben der Sokrates-Büste auf einem Pfeiler in der Ecke hing das jüdische sogenannte Misrach, eine eingerahmte Denktafel mit der hebräischen Bezeichnung, daß hier die Morgenseite ist, der man beim Gebete das Antlitz zuzuwenden hat.

Mendelssohn war erst ein Jahr verheirathet, er stand in seinem vier und dreißigsten Jahre, Ephraim war nur zwei Jahre jünger. Wie schwankend und jugendlich unfertig erschien dieser sich ihm gegenüber, er nahm sich vor, auch fortan fester zu sein.

Mit einer gewissen weltmännischen Gemessenheit in der Bewegung, aber nach seiner Art stotternd im Worte, entschuldigte sich Mendelssohn gegen Ephraim und die anderen Anwesenden und las den empfangenen Brief; aus dem wechselnden Ausdruck seiner Mienen, dem anfangs heiteren Lächeln, das alsbald in strenges philosophisches Nachdenken und in Kopfschütteln überging, konnte man ungefähr den Inhalt des Briefes herauslesen.

Er legte den Brief ruhig zusammen und ging in das Nebenzimmer. Ephraim erfuhr nun, daß Mendelssohn sich nach seiner Frau und dem drei Tage alten Töchterchen umsehen wolle.

Unter den Besuchenden waren die beiden Doktoren

Bloch und Gumperz, ältere Freunde Mendelssohns, und der Mathematiker Abraham Wolf, Abraham Rechenmeister genannt. Sie hatten sich um eine hagere Gestalt gruppirt, welche mit vieler Selbstgefälligkeit berichtete, daß die „Briefe, die neueste Literatur betreffend," jetzt in zweiter Auflage erscheinen, nun aber, auch mit Lessings Uebereinstimmung, abgeschlossen seien. Es gelte nun, alle nach Freiheit strebenden Geister zu vereinigen, um theils kritisch, theils aber auch positiv ein Werk zu schaffen, das, gründlicher als die französische Encyklopädie, dazu diene, die Provinzen, die dem freien Geiste und dem guten Geschmacke erobert seien, zu bebauen und zu organisiren. Er nannte die „allgemeine deutsche Bibliothek."

Man hörte bald, daß der unternehmende Reformator der Buchhändler Nicolai war.

Er richtete seine Darlegung an einen Mann von äußerst ruhigem, bemessenem Wesen, der nur bisweilen beistimmend nickte und in seiner Gehaltenheit seltsam abstach gegen den unruhig auflodernden Nicolai.

Ephraim fuhr zusammen, als ihm der Name Professor Ramler genannt wurde.

In einer Ecke saß in schmutziger Kutka ein Pole auf einem Stuhle zusammengekauert; er schien die Gesellschaft nicht zu beachten, und wurde auch von ihr nicht beachtet.

„Unser Mendelssohn ist doch überaus glücklich," sagte der Doktor Bloch, „es gebührt ihm, nach so schweren Kämpfen endlich das Glück und die Ruhe des Lebens zu genießen, er hat eine bestimmt abgeg

Geistesbahn, ein mäßiges Einkommen, ein gesundes Töchterchen —"

„Und eine brave Hausfrau," rief ein Anderer.

„Und eine gescheite und liebenswürdige Schwägerin," ein Dritter.

„Seid ihr bald mit eurer Bilanz fertig?" rief der Doktor Gumperz, „das Beste habt ihr zu notiren vergessen, das sind: treue Freunde."

„Ja, er hat nur zu viel Freunde, er könnte die Schrift Plutarchs über Polyphilie fortsetzen," sagte Einer der Umstehenden, „ich meine immer: wer mit der ganzen Welt, Groß und Klein, Reich und Arm so bruderander ist, könnte mit Niemand so recht innig sein; ich will nicht räsonniren, aber —"

„Nur Scheelsucht oder Kurzsichtigkeit kann so urtheilen," sagte der Doktor Bloch mit Heftigkeit, „da möchte Jeder gern das Grundstück seiner Freundschaft als Domäne für sich ansprechen, und wenn das nicht geht, sagt er: es muß ohnedies unfruchtbares Land sein, da es zum allgemeinen Heerweg verbraucht wird."

„Für diese Erörterung, mein lieber College," beschwichtigte Doktor Gumperz, „ist hier weder Zeit noch Ort; lassen wir alle Persönlichkeiten fallen, ich möchte behaupten: das wiedererwachte Freundschaftsgefühl ist eine Blüthe von den Reisern und Setzlingen der klassischen Bildung des Alterthums, die wir in unsere Zeit übertragen. Das Alterthum allein kannte die Freundschaft, das Mittelalter, dessen Ausgangspforte sich hinter uns geschlossen, kannte nur die Frauenliebe; die Männer waren Kampfgenossen, aber selten Freunde

in der tieferen Bedeutung des Worts. In unserer Zeit erblüht die echte Philosophie und Poesie wieder und mit ihr auch die Freundschaft. Es ließe sich statistisch nachweisen, daß in unserer Zeit mehr freiwillige Junggesellen oder sogenannte Hagestolze sind, als zu irgend einer andern; dieß hat gewiß seinen tiefern Grund in dem neu erwachten Wissenschafts- und Freundschaftsleben."

„Herrlich," rief Bloch, „wer nun Junggeselle bleibt, gehorcht einer weltgeschichtlichen Nothwendigkeit."

„Unser Freund Mendelssohn bearbeitet den Phädon Plato's nach eigener Weise; wollten Sie nicht auf ähnliche Weise Cicero's Büchlein von der Freundschaft bearbeiten? Ich nehme es in Verlag," bemerkte Nicolai.

Mendelssohn trat ein, und Nicolai sagte zu ihm: „Wir sprachen so eben von der Freundschaft; Herr Gumperz verlangt auch hierin das Studium der Antike."

„Haben Sie denn einen Begriff der Freundschaft festgestellt, oder eine Definition gefunden? Sonst wird wieder Alles zum bloßen Wortstreit," sagte Mendelssohn, und der Pole, der in der Ecke saß, stand auf, stellte sich ebenfalls zu dem Kreis, in welchem eine Weile Stille herrschte.

„Was ist da lange zu besinnen?" sagte der Pole mit dem eigenthümlichen Accent polnischer Juden, „Freundschaft ist die thätige Einigung unabhängiger und gleichgesinnter Menschen."

„Brav, mein lieber Herr Maimon," sagte Bloch, „ich wüßte im Augenblicke nirgends eine Lücke zu finden."

„Wenn man Egoismus, Mitleid und Schwäche addirt, kommt Freundschaft heraus," sagte Abraham Rechenmeister.

„Sie müssen nicht glauben," flüsterte Bloch unserm Ephraim in's Ohr, „daß der Mann so bös ist, er hat sich einmal daran gewöhnt, über Alles die Achseln zu zucken, nun hat er ein gichtisches Zucken und kann nicht mehr anders."

„Ich vermisse an Ihrer Definition, lieber Herr Maimon," sagte Mendelssohn, und hielt dabei sein Spitzbärtchen mit dem Kinn in der vollen Hand, „ich vermisse an Ihrer Definition die Grundlage der Gemüthsthätigkeit, das Wohlwollen, denn eine Verbindung zweier Kaufleute zu Handelszwecken kann ebenfalls eine thätige Einigung unabhängiger und gleichgesinnter Menschen genannt werden, der praktischen Seite wegen, die allerdings die Hauptsache ist, wie man ja auch von Handelsfreunden spricht; aber schon Aristoteles nennt mit Recht die Freundschaft zu einem äußerlich gemeinsamen Zwecke, sei nun dieser politisch oder merkantilisch, blos Eintracht, und trennt sie mit Recht von der eigentlichen Freundschaft. Auch die Freundschaften um des Vergnügens und Nutzens willen, diese beim Alter, jene bei der Jugend, sind vergänglich wie ihr Grund. Mit der Freundschaft, als der freien Verbindung zwischen Geschöpfen gleicher Gattung, erhebt sich der Mensch über die thierische Natur überhaupt und über die seine insbesondere; die Zuneigung verschiedener Geschlechter kennt das Thier auch, und wir wissen es, wie Viele in unsrer Zeit die Liebe als

nichts weiteres gelten lassen wollen. „Aristoteles und Cicero,“ schaltete hier Ramler ein, „zeigen zunächst das Wesen der Freundschaft in ihrem Unterschiede von der Blutsverwandtschaft.“

„Und in ihrer Weise mit Recht,“ fuhr Mendelssohn fort. „Mit der Freundschaft, der Verbindung zwischen Menschen, die weder durch Bande der Abstammung, des Geschlechts, noch des Staates unmittelbar aneinander gekettet sind, tritt der Mensch aus der rohen Natur in das Reich des Bewußtseins, des freien Geistes.“

„Das Reich des freien Geistes,“ sagte Nicolai, „ist bis jetzt noch das polnische Wahlreich, Unvernunft, Aberglaube und verjährtes Vorurtheil führen das lauteste Wort, darum müssen sie mit aller Macht ausgerottet und vernichtet werden, denn auch die Freundschaft kann nicht unter ihnen gedeihen.“

„Es ließe sich wohl noch darüber streiten,“ sagte Gumperz, „ob vorurtheilsvolle Menschen nicht Freunde sein können, denn man kann den Urgrund jenes Wohlwollens, das sich nicht von Allem Rechenschaft geben kann, doch immer Vorurtheil nennen. Fragen wir aber lieber: können nur tugendhafte Menschen Freunde sein?“

„Das heißt man ein Licht in den Tubus setzen, um die Sonne bei Licht zu betrachten,“ sagte Maimon unter Lachen, „die Freundschaft an sich ist eine Tugend, also sind nur tugendhafte Menschen Freunde.“ „Dieses Letzte sagt auch Aristoteles in seiner nikomachischen Ethik und fast mit denselben Worten,“ ergänzte Mendelssohn.

Mit scheinbar sich selbst verspottendem, kecken Tone entgegnete Maimon: „Wenn Aristoteles das gesagt hat, ist er auch ein gescheiter Mann. Ich meine darum aber nur, wenn zwei Räuber einander mit Herz und Hand zugethan sind, sind sie auch Freunde so gut als zwei Philosophen."

„Richtig," sagte Mendelssohn, „wenn ein Räuberfreund dem andern Treu und Glauben hält, ihn aus Kerker und Todesgefahr rettet, so ist er hiermit auf den Standpunkt der Tugend, der gegenseitigen Erhaltung zurückgetreten; daß diese That sich hier mit den Einrichtungen der Gesellschaft in Widerspruch setzt, verändert an ihrem Urgrund als solchem nichts. Der Räuber kann eine tugendhafte Handlung ausführen, aber er ist damit nicht tugendhaft. In Xenophons Memorabilien zeigt auch Sokrates, daß man nur einen tugendhaften Menschen zum Freunde haben könne, und will man einen solchen sein Eigen nennen, muß man es selber auch sein oder zu werden streben. Ein Freund nimmt die Berichtigung durch den Andern als seine eigene, wie einst ein solcher dem Freunde schrieb: Ihre besseren Gedanken sind weiter nichts als meine zweiten Gedanken. Ein Freund ist das uns persönlich gegenüberstehende Gewissen, wir freuen uns mit ihm bei einer guten That, unser Leben ist in ihm und sein Leben in uns; wir trauern und grämen uns in ihm und durch ihn über eine That, die unseren tieferen Bestrebungen widerspricht. Wie wir glücklich sind in dem Gedanken an Gott, der über allem Leben thront und in seiner Vorsicht für uns handelt, so haben wir

in dem Freunde ein schwaches Abbild von dem Walten eines Geistes außer uns, der uns zugehört und dem wir zugehören. Wenn auch ein Lasterhafter einen Freund haben kann, so kann er ihn nicht erhalten, irgend eine Collision wird sie trennen, denn die Garantie des in der Tugend ruhenden Gesetzes fehlt ihnen, und das Laster ist die Gesetzlosigkeit im weitesten Sinne."

Ephraim horchte mit gespannter Begierde zu, das Akademienleben der heiteren Griechen schien vor seinen Augen wieder erstanden, erst schüchtern und leise, dann aber immer begeisterter und lauter sprach er: „Ich kann nicht begreifen, wie man die Frage über das höchste Gut noch für unentschieden halten mag; allerdings mag es nach Zeit, Ort und Persönlichkeit verschieden bleiben, aber Eines ist ewig und überall und Allen, das ist ein Freund; sich gedoppelt und doch eins zu wissen, all unser Lieben, Leiden und Hoffen in einem Jenseits geborgen, das wir an's Herz drücken können, nicht blos eine gewisse Idee und Bestrebung, losgeschält von der Persönlichkeit, sondern diese Persönlichkeit mit allen ihren Schlacken und Eigenheiten, aufgenommen, gehegt und geliebt zu wissen von einem Andern —"

„Das giebt eine Liebestinktur," unterbrach ihn Gumperz, „Sie ordiniren zu viel succus liquiritiae, der, nicht schnell genossen, in wenig Tagen sauer wird; mengt man das, was die Welt Liebe nennt, was aber allerdings nur ein Geschlechtsverhältniß ist, in die Freundschaft, so wird sie bald abständig. Nehmen Sie nur die Jünglingsfreundschaften: der Anschließungstrieb ist da, aber er kannte seinen Zweck noch nicht, da herzt

und küßt man denn seinen jungen Freund; wie wenige solcher Freundschaften können aber auf das Leben übergehen, die Freundschaft ist nur ein Produkt des reifen und selbstbewußten Geistes."

„Ich bin auch Ihrer Ansicht," sagte Bloch, „wenn Sie den Begriff der Freundschaft dahin erweitern, daß sie nur zwischen reifen und freien Geistern gedeiht, denn auch das ist zu beachten, daß sie im Gegensatz zur Liebe auf Ueberlegung und verständige Erkenntniß gegründet werden kann und soll; ist der Freund unser zweites, oft auch unser besseres Ich, so ist die Geliebte ein Theil unseres Ich selber und im richtigen Verhältniß die Hälfte unseres Ich. Die Sorge für die Geliebte liegt schon unmittelbar in der Selbsterhaltung, die für den Freund nur mittelbar; dem zweiten Ich kann noch ein drittes und viertes sich hinzugesellen, die zweite Hälfte des Ich kann nur die erste und eine für sich haben, darum ist auch die Liebe eifersüchtig, die Freundschaft nicht."

„Herr Kuh hat doch ganz richtig die Persönlichkeit mit hereingezogen," sagte Mendelssohn, und Ephraim fühlte sich wunderbar berührt, seinen Namen beistimmend von dem verehrten Philosophen genannt zu hören. Alle hörten aufmerksam zu, als Mendelssohn fortfuhr: „Ich muß wiederholt auf Aristoteles hinweisen, der scharf und bestimmt zwischen Wohlwollen und Freundschaft unterscheidet, jenes zieht nur die allgemeinen guten Eigenschaften eines Andern in Betracht und wünscht und bietet ihnen Förderung, es kann so allgemein als möglich sein; das Wohlwollen ist der

Ausgangspunkt jeder Freundschaft, aber es schreitet nicht nothwendig zu dieser fort, gesteigertes Wohlwollen ist nicht Freundschaft, sie bedarf eines durchaus neuen Elementes, sie verlangt eine persönliche Zuneigung, Freude und Liebe gerade an dieser besondern Erscheinungsart des allgemein Menschlichen. Gar viele persönliche Beziehungen beharren auf der Stufe des allgemein menschlichen Wohlwollens."

„Und das eben ist eine bittere Erfahrung," fiel Gumperz ein, „wenn ein Verhältniß keinen Fortschritt gewinnt, wenn es immer das bleibt, was es beim Beginn gewesen."

„Das ist nirgends der Fall," entgegnete Mendelssohn, „nur muß man nicht erbittert sein, weil man nicht das erreicht, was man wünschte und hoffte, nur muß man nicht die falsche Voraussetzung in eine getäuschte Erwartung verwandeln. Das menschliche Leben hat sein Gleichniß in der Natur. Wozu wachsen die Waldbäume?"

„Zu Nutzholz."

„Und die Obstbäume?"

„Daß sie Frucht tragen."

„Gut. Wer nun aber von einem Waldbaum Aepfel und Feigen verlangt, thut er nicht Unrecht, wenn er sich über getäuschte Erwartung beklagt und den Baum verdammt?"

„Sehen Sie," rief Nicolai triumphirend, die mündlichen Geisteserzeugnisse seiner Freu in Verlag nahm und sie mit freudiger Be wie eigene Hervorbringungen ansah und

befürwortete: „Sehen Sie, da haben Sie das Grundwesen der neuen Humanität: die naturgemäßen Ergebnisse der Dinge zu heischen und die Natur dieser Dinge zu erforschen. Es ist, sinnbildlich genommen und auf den Menschen mit freier Willenskraft angewendet, erklärlich, wenn der Feigenbaum verflucht wird, der zur gemessenen Zeit, da man deren bedarf, keine Frucht trägt, er sei dazu verdammt, daß er verdorre. Jeder muß wirken und leisten."

„Das Gespräch stockte plötzlich. Wie das so leicht geht bei ungebundener Unterhaltung Vieler, war man auf einen Abweg gelangt, man stand wie verirrt in fremder Region und mußte sich erst orientiren, man fühlte das Unbehagliche ziellosen Umherschweifens, und Niemand wagte es Wegweiser sein zu wollen, bis endlich Mendelssohn mit einem eigenthümlichen Kopfschütteln wieder begann:

„Bleiben wir bei unserm Gegenstande. Wir haben gesehen, daß das Wohlwollen ein unbegrenztes sein kann, die Freundschaft hingegen, wo sich die ganze Persönlichkeit mit all ihren Attributen einer Andern anschließt, naturgemäß nur eine begrenzte; für die Uebernahme einer vollen Persönlichkeit erfolgt auch die Uebergabe. Das klassische Alterthum, das weit mehr als die Liebe, Wesen und Begriff der Freundschaft ausgebildet hat, berichtet uns auch von Freundespaaren, ich weiß nicht wie viele."

„Es sind drei oder auch vier Paare," berichtete Ramler, „Achilles und Patroklus, Theseus und Pirithoos, Orest und Pylades, Damon und Phyntias;

Plutarch zählt noch ein fünftes in Epaminondas und Pelopidas hinzu."

„Die Grundbedingung der Freundschaft ist Gleichheit," sagte Mendelssohn, und Ramler fügte bestätigend hinzu:

„Cicero setzte sogar die Gleichheit der Bestrebungen und des Naturells als Bedingung."

„Und die guten Schwestern der Mutter Natur, die liebe Tante Gewohnheit und die kluge Tante Sophistik, sind die besten Verzieherinnen und Kupplerinnen," raunte Abraham Rechenmeister Ephraim in's Ohr. Dieser wendete sich ab, unwillig sowohl über das Gehörte als auch über die Unart, ein flüsterndes Zwiegespräch zu versuchen, wo Alles in lautem Denken sich vereinigte. Er hörte hin wie nun Gumperz fortfuhr:

„Das ist wohl auch der Grund, wollte ich schon vorhin bemerken, warum unser Herr Maimon das Wort „unabhängig" in den Begriff der Freundschaft aufnahm; nur die Gleichheit macht wahrhaft unabhängig. Zwischen Lehrer und Schüler in der weitesten Bedeutung des Wortes, zwischen Hohem und Niederem, Herrn und Diener, zwischen dem Reichen und Armen ist keine Freundschaft möglich. Auf Dankbarkeit läßt sich keine Freundschaft bauen, vielleicht die Liebe, die als Gemüthsaffekt alle Unterschiede überspringt. — Ein Reicher, der einen Armen zum wahren Freunde haben will, darf diesen nicht seiner Armuth und Noth überlassen, und er wird nicht einmal Dank dafür heischen, weil er in gleichem Falle Gleiches erwarten zu können

sich bewußt ist, der Dank hebt die Unabhängigkeit, das freie Urtheil und die Gleichheit auf."

„Sie drehen den Wahlspruch des Königs um und sagen statt Suum cuique — Jedem das Meine," fiel Maimon dazwischen und wendete dabei nach Art der Thalmudisten die Hand rasch herüber und hinüber und drehte sie hin und her. „Da wird mir gestern ein Landsmann geschickt mit einem Empfehlungsbrief, ich soll' ihm helfen. Ich lieg' noch im Bett und studir', weil ich kein Holz zum Einheizen hab'." Wißt Ihr was? sag' ich zu dem Fremden, ich will an die Seite rücken, legt Euch 'rein zu mir und wärmt Euch, das ist Alles was ich für Euch thun kann."

Man lachte, aber der heftige Arzt ließ sich nicht aus der Fassung bringen und fuhr fort:

„Der pythagoräische Bund war auf die werkthätige Freundschaft gestellt und Pythagoras stellt die Grundbedingung auf: unter Freunden muß Alles gemeinsam sein. Der Arme, der von dem Reichen als seinem Freund empfängt, kann das unabhängig. Der brave und freie Mensch nimmt eben so frei als er giebt, es ist nur ein feinerer Egoismus, wenn die Leute lieber geben als nehmen, es gehört eine freiere Seele dazu, zu nehmen."

„Ich nehm'," fiel wieder Maimon dazwischen, „ich bin jetzt sogar stolz darauf." Und wieder fuhr Gumperz fort:

„Ich möchte aber noch eine Frage stellen: kann ein Großer, ein gewaltiger Herrscher einen Freund haben? Hat unser König Friedrich einen Freund?"

„Ich glaube: nein, aber Sie mengen zu Vieles untereinander," sagte Mendelssohn.

„Was thut's?" entgegnete der hitzige Arzt, „mag sich Jeder selbst herauslesen, was ihm behagt; ich sage nur: ein echter König, der selbst und nur aus sich herrschen will, kann keinen Freund haben, denn der Freund hat das Recht und die Pflicht, auf Gesinnung und That des Freundes unmittelbaren Einfluß zu üben, ein Selbstherrscher kann das nicht gestatten, und so steht er auf seiner traurigen Höhe allein; unser unvergleichlicher König Friedrich ist eifersüchtig auf seine Alleinherrschaft, er verachtet Habsucht und Eigennutz, er will keinen Günstling haben und er hat — keinen Freund; diese Marishal, Jordan, d'Argens, d'Alambert und so weiter, mit denen er persönlich oder brieflich in Freundschaftsverbindung steht, sind das Freunde? Wenn er auch noch so viel Freundschaftsgedichte macht, so ist das doch nur poetischer Zeitvertreib. Sie selber, Herr Mendelssohn, haben ihm ja in Ihrer Kritik seiner Gedichte nachgewiesen, daß er Gedanken in Verse bringt, die nicht die seinigen sein können, und er hat es Ihnen mit Recht übel genommen, daß Sie ihm ehrerbietig dargethan, wo Lücken und logische Widersprüche sind. Was soll einem Fürsten ein unabhängiger Wahrheitsfreund? Ein König könnte nur Jugendfreunde haben, aber man vergißt den Antimacchiavell und die Jugendfreunde, wenn man König ist."

„Die Freundschaft ist das höchste Gut, sie ist ein Engel," sagte Abraham Rechenmeister, „nur Schade, daß wir mit unseren Brillen keine Engel mehr sehen.

Der Starke braucht keinen Engel und keinen Freund, er hält sich durch sich; ein sogenannter Freund ist nur ein Stab, auf den sich der Schwache stützt —"

„Und der wie Mosis Stab zur Schlange wird, wenn man ihn wegwirft," bemerkte Ephraim. Ein scharfer Blick aus dem Auge Mendelssohns traf Ephraim und durchzuckte ihn bis in's Herz hinein, aber Mendelssohn wendete sich an den ihm bekannten Spötter und erklärte ihm, wie die Freundschaft nicht aus Hülfsbedürftigkeit entspringe, und Ramler unterstützte ihn hierbei mit einem Kernzitat aus Plato's Lysis.

Mendelssohn hatte nun noch ein kleines Scharmützel über das Verhältniß von Freundschaft und Ehre. Der neue Sokrates wendete hiebei nicht nur die geistige Hebammenkunst des Meisters, sondern auch eine thalmudische Taktik an, indem er den Gegner zu ungedeckten Ausfällen reizte, um ihn am Ende gefangen zu nehmen; aber es war eine milde Gefangenschaft, wobei man sich schließlich gegenseitig den Frieden erklärte.

Ramler lenkte nochmals auf eine andere Seite des Gespräches hin, indem er, eingedenk seiner ausgebreiteten literarischen Beziehungen, die Berechtigung zum Bruch der Freundschaft zur Erörterung brachte und abermals die Meinung des Aristoteles vertrat, der die Ungleichheit in der fortgeschrittenen intellectuellen Bildung als berechtigte Lösung bezeichnet.

Mendelssohn schien sich zu lange im klassischen Alterthum verweilt zu haben; mit einer eigenthümlichen Andacht holte er die Bibel und erklärte, daß auch das Judenthum die Freundschaft hochstelle, und

von David und Jonathan sprechend, fand er mit Leichtigkeit die Stelle im Trauerpsalm Davids um den entschwundenen Freund (2. Sam. 1, 26): „Deine Liebe war mir theurer als Frauenliebe.“ Aber auch auf die lebendige Gegenwart zurückkehrend und als wolle er zuletzt noch den ihm Angehörigen, von dem er heute neue Kunde erhalten, herbeschwören, sprach er mit bewegter Stimme den Sinnspruch Lessings:

„Wer Freunde sucht, ist sie zu finden werth;
Wer keinen hat, hat keinen noch begehrt.“

Das war der auflösende Schlußaccord.

Die Gesellschaft entfernte sich, es war als würde eine Geistesgemeinde mit einem Segensspruch entlassen.

Auf der Treppe sagte Gumperz zu Ephraim: „Wir können die Freundespaare der Alten noch um ein schönes vermehren, es sind zwei Geisteshelden: Lessing und Mendelssohn, die im selben Jahre geboren sind. Es ist nicht umsonst, daß diese zwei aus verschiedenen Confessionen an den Eingangspfosten der neuen Zeit stehen oder eigentlich selbst solche sind.“

Mit einer nie gekannten innern Erhebung verließ Ephraim das Haus Mendelssohns, alles Abirren war vergessen und er fühlte sein ganzes Wesen wie im reinen Aether gebadet; er sah sich plötzlich mitten in die Strömung gewaltig treibender Geister hineinversetzt, die den höchsten und edelsten Errungenschaften der Menschheit zustrebten und mit den Besten der Vergangenheit in lebendigem Verkehr standen. Frische und neuer Lebensmuth durchdrang ihn; es war nicht nur

jene Freude, die wir empfinden, wenn wir aus einer Gesellschaft hinweggehen, reicher an Urtheil und tieferer Anregung; hier wirkte noch der besondere Umstand, daß Ephraim sich in einen Kreis überlegener Geister versetzt fühlte, während er in Breslau, die seltenen Begegnungen mit Lessing ausgenommen, in seinem bisherigen Lebenskreise seine Ueberlegenheit geltend machen konnte.

Dazu kam, daß er in seiner Vaterstadt sich noch immer unter Bedingungen und an Maßstäben gemessen glaubte, die er in seiner Entwicklung bereits überwunden hatte; hier trat er nun als fertiges Naturell ohne lästige Rückbeziehung in eine erhobene Männergemeinschaft, und die Geltung, die ihm zu Theil wurde, ward ihm zum Werthmesser vor sich selber. Dem redlich Strebenden wurde es dabei zur wahren Erhebung, aufschauen zu können zu hochragenden erhabenen Charakteren; der Blick wird groß und erweitert, wie beim Erschauen gewaltiger Berge, deren Gipfel die Sonne zuerst grüßt.

Und während in der Gedankenwelt freistrebende Geister sich bemühten, die Bedeutung des Lebens und dessen ewige Normen neu zu ergründen, während sie die landläufigen Gedankenmünzen prüften, bald diese als werthlose Spielmarken verwarfen, bald dort den werthlosen Zusatz bestimmten und Alles neu umprägten, wurde auch die Handelswelt erschüttert. Das Gesetz, das die während des Krieges geprägten Münzen außer Cours setzte, veränderte durch alle Schichten der Gesellschaft den gewohnten und sicher geglaubten Besitzstand.

Da gab es nun Verabschiedete und Invaliden ganz anderer Art als durch Schwert und Kugel. Ein Heros der Berliner Kaufmannschaft und einer der angesehensten Bürger der Stadt, Johann Gotzkowski gerieth durch diesen Schlag, verbunden mit anderen Unglücksfällen, an den Bettelstab. Wie nach einem Erdbeben schaute man sich um, ob dieses oder jenes Haus noch stehe, und manches hielt sich nur durch rasche Stütze von außen.

Ephraim hatte als Cassier seines Oheims, der als „Wohlgelittener" durch seine hohen Bekanntschaften das überraschende Ereigniß voraus gekannt zu haben schien, bei den darauf zielenden Geldoperationen überhäufte Arbeit, und oft wurde er von dem Schmerzgefühl heimgesucht, in welcher Thätigkeit er stehe; aber Emanuel tröstete ihn damit, daß er, einmal eingereiht, wie ein Soldat, nicht mehr nach der Berechtigung des Feldzuges fragen könne. —

Gleichzeitig mit Ephraim war ein junger Italiener in das Comptoir seines Oheims eingetreten; das Gefühl der Fremde und gemeinsamen Eingewöhnung brachte die beiden Männer zuerst nahe, Ephraim hatte das Gefühl der Heimath und der Fremde zugleich, denn er war bei seinen Verwandten, und dazu kam seine besondere Kenntniß der italienischen Sprache, er konnte dem schönen jungen Mann mit dem glühenden Blicke in heimischen Lauten begegnen, und sie schlossen sich aneinander an mit jener Wärme und Freudigkeit, mit welcher man eine Jugendfreundschaft schließt.

Der Altersabstand zwischen Emanuel und Ephraim

machte, daß sie nicht allerwege Freunde und Begleiter sein konnten; auch war Emanuel kränklich und trat schon in jene letzte Lebenswendung, die wieder umbiegt in ihren Ausgangspunkt; er hatte sich so zu sagen in die bewußte Kindwerdung hineingearbeitet, er ließ in vielerlei Weise das Weltleben unbeachtet, und hielt sich an einzelnen Ideen und Spielen fest. So sehr aber auch Ephraim schon im Mannesalter vorgerückt war, so trat er doch erst eigentlich in's erweiterte Leben ein. Treviranо war hiefür ein erwünschter Geleitsmann, er war jung, keck und schön. Wenn Ephraim mit seinem Freunde Arm in Arm durch die Straßen ging, lächelte er still in sich hinein, denn er wußte, daß er seinen schönen Glaubensgenossinnen durch seinen Gefährten nun doppelt interessant ward, und daß sie nun während drei Tagen bei ihren Zusammenkünften von nichts Anderem redeten, als von dem Cousin der Zerline und dem blassen interessanten Christen, der mit ihm ging. Boshafte Neider streuten zwar das Gerücht aus, Trevirano wäre ein getaufter Jude, und daher seine Leutseligkeit gegen Juden; aber Ephraim wußte ja, daß sein Kamerad ein italienischer Nobile und Emigrant war und nur durch Zeitumstände zu seiner jetzigen Beschäftigung genöthigt wurde.

Ephraim wollte nichts mehr unter dem Schutz dunkler Mächte wachsen lassen, er befühlte die jungen Keime, um sie zu zerdrücken, wenn sich Uebles für ihn daraus entfalten könnte. Trevirano sollte ihm ein Kamerad sein, der ihn im freudigen Lebensgenuß begleitete; mit Emanuel wollte er ein seelisches Einver-

ständniß erhalten, und sich in ihm sammeln; beide sollten ihm die Einheit dessen werden, was er sich als das Ideal eines Freundes gedacht, in Beiden sollten die gedoppelten Anforderungen seiner Natur befriedigt werden. — „Du kannst es gar nicht ermessen," sagte er einst zu Trevirano, denn es lag in seiner Art, alsbald den ihm Nahestehenden mit dem traulichen Du anreden zu müssen, „du kannst es gar nicht fassen, wie sehr ich dich um deinen ungebrochenen Lebensmuth beneide. Ihr Christen wißt es gar nicht, welch ein Glück ihr überall genießt; diese Kirchen, diese Straßen, diese Rathhäuser und Gerichtssäle sind euer, ihr seid überall zu Hause, die Beamten sind euch nicht unnahbare Schreckgestalten, die Säbelträger nicht ververächtlich dreinschauende trotzige Wehrwölfe, sie sind eure Väter, Brüder, Oheime, die weite offene Welt ist eure Familienheimath. Ein Jude aber, der sich seiner Stellung bewußt ist, und schon als Knabe erkannte ich das, geht immer bangend und fragend umher: Was habt ihr gegen mich? Was that ich euch? Er glaubt Blicke und Mienen gelten ihm, die vielleicht seiner gar nicht achten. Und all dieses Zittern bei dem innern Selbstgefühle, sich würdig zu wissen zu jeder schönen Menschengemeinschaft. Es ist tödtliche Pein, sie verzehrt den besten Lebensmuth. Ich suche mich frei zu machen und die Thorheiten der Welt zu verspotten, aber zu deiner souveränen Schwungkraft, zu deinem heiter sorglosen Spiel mit der Welt bringe ich es doch nie. Ich werde dich ewig beneiden."

Trevirano verstand nicht, was Ephraim so quälte,

er wußte nichts Anderes zu erwidern, als daß er Ephraim alle seine Lebensgeheimnisse, seine vergangene Liebe, seinen gegenwärtigen Schmerz und seine Hoffnung enthüllte. Fast nur um etwas darauf erwidern zu können, gab Ephraim Parallelen aus seiner Vergangenheit, und suchte hierdurch seine Theilnahme und sein Verständniß zu bekunden, bald aber gelangte er auch zur Gegenwart und erzählte, wie er eigentlich nach Berlin gekommen sei, um eine sogenannte Vernunftheirath mit seiner Cousine Zerline zu schließen, wie aber das majestätische Wesen Recha's, der Schwägerin Mendelssohns, einen so tiefen Eindruck auf ihn gemacht, wie ihn daneben eine Neigung zu dem blassen Kammermädchen im Hause seines Oheims beschäftige, wie es eigentlich sein unabänderlicher Vorsatz sei, sich nicht mehr zu verlieben, und noch viele dergleichen Widersprüche. Plötzlich fühlte er, wie es auch mißlich sei, einen Vertrauten zu haben. Hatte er schon gefürchtet, durch den Verbrauch seiner Erlebnisse für die Dichtung die eigene Individualität einzubüßen, und liebte er es daher, die Kehrseite derselben in den Gedichten darzustellen, so sah er in den immerwährenden Mittheilungen an seinen Kameraden die letzte Verschanzung einer innerlichen Individualität fallen. Bei allen Unbilden des Lebens konnte er sich bisher zurufen: in dir lebt ein Reichthum, den die Welt bisher weder erkannt noch verkannt hat," nun aber hatte er kein still verborgenes Bewußtsein mehr, in das er sich bei dem Verlust dieses neuen Freundes zurückziehen und durch das er sich in sich selber fassen konnte; verlor

er ihn oder wurde er von ihm getäuscht und verrathen, so hatte er seinen ganzen Menschen verloren.

Das ist das tiefe Wehe der Zweifelsucht, daß sie hinter jedem Werdenden den Tod lauern sieht, und ihn gewaltsam herbannt, nur um sich sagen zu können: du hast es vorher gewußt, daß es so kommen muß; ein starker Geist wird sich in selbstgenügender Verzichtleistung zurückziehen, ein schwacher wird hiedurch zögernd und zagend den Fuß über die Schwelle eines neuen Verhältnisses setzen, und nicht einmal die kurze Freude der Täuschung ungestört genießen. Ephraim bedurfte des Anschlusses an einen Andern und konnte sich doch nicht mit unbedingter Hingebung anschließen. Und wie er dennoch in fortgesetzter Vertraulichkeit seinem neuen Freunde Gedanken und Gefühle gestand, die er sonst vor sich selbst nicht zu gestehen wagte, verlor er nicht nur die innere in sich gedeihende traulich stille Unberührtheit des Denkens und Empfindens: die Verirrung trat in's Leben über, und eine besprochene Sünde verliert oft das Schreckliche der That. Ephraim fühlte auch seine moralische Grundlage wanken, denn die Grundsätze seines Freundes waren elastisch wie die eines Mannes von Welt.





Rebacked
S. Holliday
8/2001

Guerdon